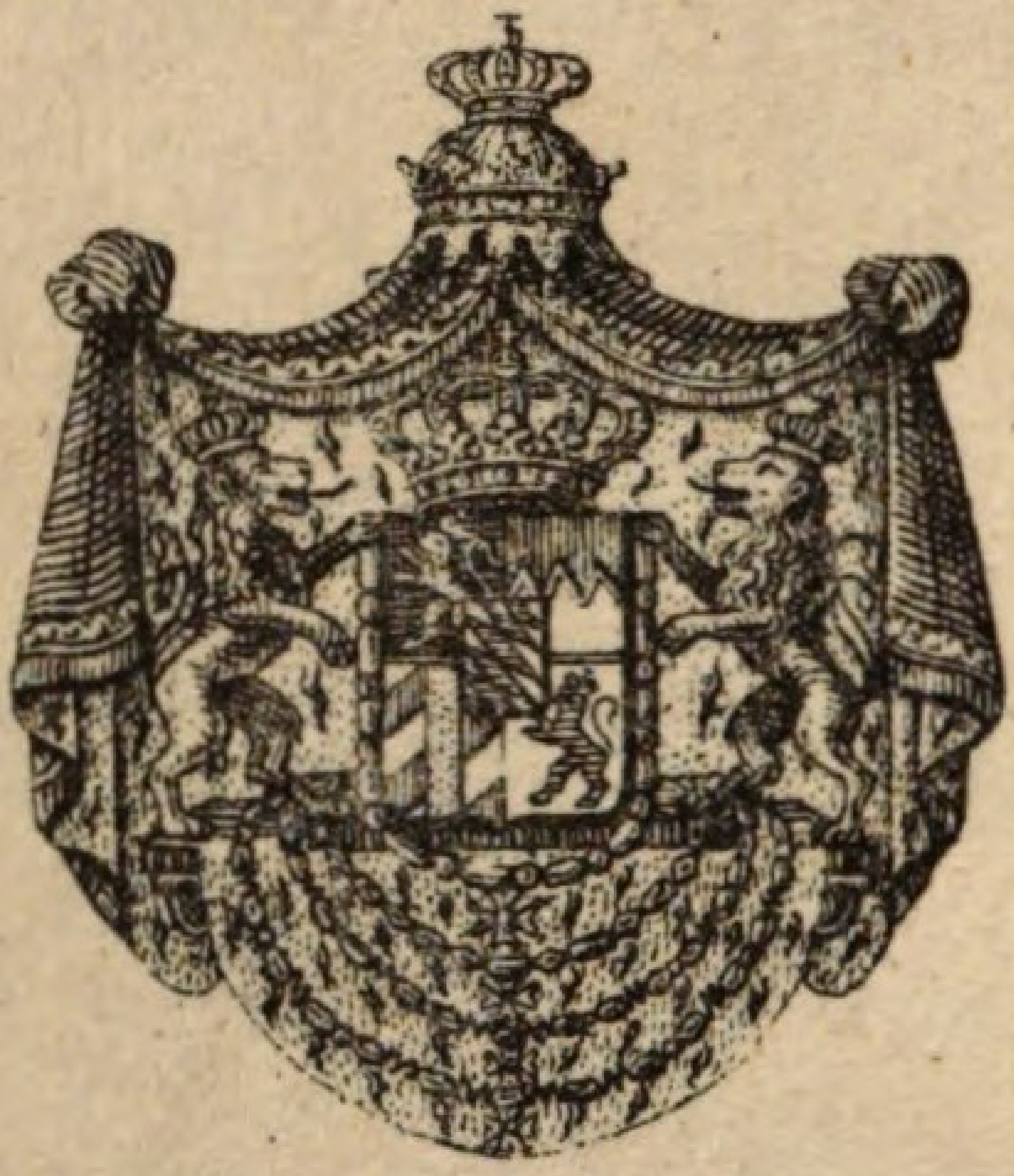
P. O. Germ. 641 n -2

Hoffmann



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Die

Serapions-Brüder.

Geſammelte

Erzählungen und Mährchen.

Herausgegeben

von

E. T. A. Hoffmann.

Zweiter Band.

Berlin 1819.
Bei G. Reimer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Dritter Abſchnitt.

Es hat, ſprach Lothar, als die Serapions-Brüder aufs neue verſammelt waren, es hat gar keinen Zweifel, daß unſerm Cyprian, gerade wie an dem Tage des heiligen Serapion, der uns zum neuen Bunde zuſammenführte, auch heute was Beſonderes in Sinn und Gedanken liegt. Er ſieht blaß aus und verſtört, er vernimmt nur mit halbem Ohr unſer Geſpräch, er ſcheint, während er doch nun gewiß mit lebendigem geſunden Leibe hier unter uns ſitzt, geiſtig ſich ganz wo anders zu befinden.

So mag er, nahm Ottmar das Wort, denn nun gleich mit dem Wahnſinnigen her-

anrücken, deſſen Namenstag er vielleicht heute feiert.

Und, ſetzte Theodor hinzu, in exzentriſchen Funken ſein Innres entladen, wie er nur Luſt hat. Dann, ich weiß es, wird er wieder fein menſchlich geſinnt und kehrt zurück in unſern Kreis, in dem er es ſich doch nun einmal gefallen laſſen muß.

Ihr thut mir Unrecht, ſprach Cyprian, ſtatt daß mich irgend ein wahnſinniges Prinzip verſtören ſollte, trage ich eine Nachricht mit mir, die Euch Alle erfreuen wird. — Wißt, daß unſer Freund Sylveſter heute von ſeinem ländlichen Aufenthalt rückkehrend, hier eingetroffen iſt.

Die Freunde jauchzten laut auf, denn allen war der ſtille gemüthliche Sylveſter, deſſen innere Poeſie in ſchönen milden Strahlen gar herrlich herausfunkelte, recht von Herzen lieb und werth.

Kein würdigerer Serapions-Bruder iſt zu finden, ſprach Theodor, als unſer Sylveſter. Er iſt ſtill und in ſich gekehrt, es koſtet

Mühe ihn zum hellen Geſpräch zu entzünden, das iſt wahr, aber nie iſt wohl ein Dichter empfänglicher geweſen für ein Werk des andern, als eben er. Ohne daß er ſelbſt viel Worte machen ſollte, lieſt man auf ſeinem Geſicht in deutlichen ſprechenden Zügen den Eindruck, den die Worte des Freundes auf ihn gemacht und indem ſeine innige Gemüthlichkeit ausſtrömt in ſeinen Blicken, in ſeinem ganzen Weſen, fühle ich mich ſelbſt in ſeiner Nähe gemüthlicher, froher, freier! —

In der That, begann Ottmar, iſt Sylveſter deshalb ein ſeltener Menſch zu nennen. Es ſcheint, als wenn unſere neueſten Dichter recht gefliſſentlich über jene Anſpruchsloſigkeit hinwegſtürmten, die doch eben das Eigenthümlichſte der wahren Dichter-Natur ſeyn möchte, und ſelbſt die beſſer Geſinnten ſollen ſich hüten, nicht, indem ſie nur ihr Recht behaupten wollen, das Schwerdt zu zücken, welches jene gar nicht aus der Hand legen. Sylveſter geht umher waffenlos wie ein unſchuldiges Kind. — Oft haben wir ihm vorgeworfen,

er ſey zu läſſig, er ſchaffe vermöge ſeiner reichen Natur viel zu wenig. Aber muß denn immer und immer geſchrieben werden? Setzt ſich Sylveſter hin, und faßt das innere Gebilde in Worten, ſo treibt ihn gewiß ein unwiderſtehlicher Drang dazu an. Er ſchreibt gewiß nichts auf, das er nicht wahrhaft im Innern empfunden, geſchaut, und ſchon deshalb muß er unter uns ſeyn als wahrer Serapions-Bruder.

Ich haſſe, ſprach Lothar, die myſtiſche und angenehme Zahl Sieben ausgenommen, alle ungerade Zahlen, und meine, daß fünf Serapions-Brüder unmöglich gedeihen können, ſechs dagegen ſehr anmuthig um dieſen runden Tiſch ſitzen werden. Sylveſter iſt heute angekommen, und nächſtens wirft der unruhige unſtete Vinzenz hier wirklich Anker. Wir kennen ihn alle, wir wiſſen, daß er, die innere Gutmüthigkeit abgerechnet, die er mit Sylveſter theilt, ſonſt den ſchneidendſten Contraſt gegen dieſen bildet. Iſt Sylveſter ſtill und in ſich gekehrt, ſo ſprudelt Vinzenz über in witziger ſchalkiſcher

Keckheit. Er hat das unverſiegbare Talent, alles, das gewöhnlichſte und außerordentlichſte, in den bizarreſten Bildern darzuſtellen, und kommt noch hinzu, daß er alles mit hellem beinahe ſchneidendem Ton und einem höchſt drolligen Pathos vorträgt, ſo gleicht ſein Geſpräch oft einer Gallerie der bunteſten Bilder einer magiſchen Laterne, die in ſtetem raſtloſen Wechſel den Sinn fortreißen, ohne irgend eine ruhige Anſchauung zuzulaſſen.

Du haſt, nahm Theodor das Wort, unſern Vinzenz ſehr treffend geſchildert. Zu vergeſſen iſt aber nicht die Sonderbarkeit, daß er bei ſeinen herrlichen lichtvollen Kenntniſſen, bei ſeinem ſteten in Brillantfeuer auflodernden Humor an allem Myſtiſchen mit ganzer Seele hängt und es auch reichlich in ſeine Wiſſenſchaft hineinträgt. Euch iſt doch bekannt, daß er ſich nun der Arzneikunde ganz hingegeben?

Allerdings, erwiederte Ottmar, und dabei iſt er der eifrigſte Verfechter des Magnetismus, den es giebt, und gar nicht läugnen

mag ich, daß das ſcharfſinnigſte und tiefſte, was über dieſe dunkle Materie zu ſagen, ich aus ſeinem Munde vernahm.

Ho ho! rief Lothar lachend, biſt Du, lieber Ottmar, denn bei allen Magnetiſeurs ſeit Mesmers Zeit in die Schule gegangen, daß Du ſo entſcheidend das ſcharfſinnigſte und tiefſte zu erkennen vermagſt, was darüber geſagt werden kann? — Doch gewiß iſt es, daß eben unſer Vinzenz, kommt es einmal darauf an, Träume und Ahnungen in ein Syſtem hineinzubannen, vermöge ſeines hellen Blicks beſſer in die Tiefe zu ſchauen vermag als tauſend andre. Und dabei behandelt er die Sache mit einer jovialen Heiterkeit, die mir gar wohl gefällt. — Mich plagte vor einiger Zeit, als Vinzenz auf ſeinen Streifereien ſich gerade mit mir an einem Orte befand, ein unerträglicher nervöſer Kopfſchmerz. Alle Mittel blieben fruchtlos. Vinzenz trat hinein, ich klagte ihm mein Leid. „Was,“ rief er mit ſeiner hellen Stimme, „was? — Du leideſt an Kopfſchmerz? Nichts mehr als das? —

Leichte Sache! Die Kopfſchmerzen banne ich Dir weg in zehn Minuten, wohin Du willſt, in die Stuhllehne, ins Tintenfaß, in den Spucknapf — durchs Fenſter hinaus.“ — Und damit begann er ſeine magnetiſchen Striche! — Es half zwar ganz und gar nichts, ich mußte aber herzlich lachen, und Vinzenz rief vergnügt: „Siehſt Du wohl, Freund, wie ich Deines Kopfſchmerzes Herr worden im Augenblick?“ — Ich mußte leider klagen, daß der Kopfſchmerz eben ſo arg ſey als vorher, Vinzenz verſicherte aber, der jetzige Schmerz ſey nur ein trügeriſches Eccho das mich täuſche. Das böſe Eccho dauerte aber noch mehrere Tage. Ich bekenne Euch bei dieſer Gelegenheit, meine würdigen Serapions-Brüder, daß ich an die Heilkraft des ſogenannten Magnetismus ganz und gar nicht glaube. Die ſcharfſinnigen Unterſuchungen darüber kommen mir vor, wie die Abhandlungen der engliſchen Akademiker, denen der König aufgegeben zu erforſchen, woher es rühre, daß ein Eimer mit Waſſer, in den man einen zehnpfündigen Fiſch gethan, nicht mehr wiege,

als der andere bloß mit Waſſer gefüllte. Mehrere hatten das Problem glücklich gelöſt und ſchon wollten ſie mit ihrer Weisheit vor den König treten, als einer kluger Weiſe anrieth die Sache ſelbſt erſt zu verſuchen. Da behauptete denn der Fiſch ſein Recht, er fiel ins Gewicht wie er ſollte, und ſiehe, das Ding ſelbſt, worüber die Weiſen mittelſt ſcharfſinnigen Nachdenkens die herrlichſten Reſultate herausgebracht, exiſtirte gar nicht.

Ey ey, ſprach Ottmar, ungläubiger, unpoetiſcher Schismatiker! wie kam es, da Du gar nicht an den Magnetismus glaubſt, wie kam es denn, daß Du vor einiger Zeit — doch das muß ich Euch, Cyprian und Theodor, ganz umſtändlich erzählen, damit alle Schmach des ſchnöden Unglaubens, den Lothar eben geäußert, zurückfalle auf ſein eignes Haupt. — Ihr werdet vernommen haben, daß unſer Lothar vor einiger Zeit an einer Kränklichkeit litt die hauptſächlich ihren Sitz in den Nerven hatte, ihn unbeſchreiblich angriff, und ihm ſeinen ganzen Humor verdarb, und ihm alle

Lebensluſt wegzehrte. — Ganz Theilnahme, ganz Mitleid trete ich eines Tages in ſein Zimmer. Da ſitzt Lothar im Lehnſtuhl Nachtmütze über die Ohren gezogen, blaß, übernächtig, Augen zugedrückt und vor ihm, den Gott eben nicht mit beſonderer Größe geſegnet, ſitzt ein Mann von gleicher kleiner Statur und haucht ihn an und fährt ihm mit den Fingerſpitzen über den gekrümmten Rücken und legt ihm die Hand auf die Herzgrube und frägt mit leiſer liſpelnder Stimme: Wie iſt Ihnen nun, beſter Lothar! Und Lothar öffnet die Aeugelein und lächelt gar weinerlich und ſeufzt: Beſſer — viel beſſer, liebſter Doktor! — Kurz, Lothar, der an die Heilkraft des Magnetismus nicht glaubt, der alles für leeres Hirngeſpinnſt erklärt — Lothar, der alle Magnetiſeurs verhöhnt, der in ihrem Treiben nur leidige Myſtifikationen erblickt — Lothar ließ ſich magnetiſiren.

Cyprian und Theodor lachten herzlich über das etwas groteske Bild das ihnen Ottmar vor Augen gebracht. O ſchweige

ſprach Lothar, o ſchweige doch von ſolchen Dingen, Ottmar! — der Menſch iſt vermöge ſeines eigenthümlichſten Organismus leider ſo ſchwach, das phyſiſche Prinzip wirkt ſo ſchädlich ein auf das pſychiſche, daß jeder abnorme Zuſtand, jede Krankheit in ihm eine Angſt erzeugt, die, ein momentaner Wahnſinn, ihn zu den abentheuerlichſten Unternehmungen antreibt. Sehr geſcheute Männer nahmen, als die Heilmittel der Aerzte nicht nach ihrem Sinn anſchlagen wollten, zu alten Weibern ihre Zuflucht und brauchten mit aller Religion ſympathetiſche Mittel und was weiß ich ſonſt noch! — Daß ich mich damals, in heftigen Nervenzufällen zum Magnetismus hinneigte, beweiſet meine Schwäche, ſonſt nichts weiter.

Erlaube, nahm Cyprian das Wort, erlaube lieber Lothar, daß ich die Zweifel, die Du heute gegen den Magnetismus zu hegen beliebſt, nur für das Erzeugniß einer augenblicklichen Stimmung halte. Was iſt der Magnetismus, als Heilmittel gedacht, anders als die potenzirte Kraft des pſychiſchen Prinzips,

die nun vermag das phyſiſche ganz zu beherr- ſchen, es ganz zu erkennen, jeden, auch den leiſeſten abnormen Zuſtand darinn wahrzuneh- men und eben durch die volle Erkenntniß dieſes Zuſtandes ihn zu löſen. Unmöglich kannſt Du die Macht unſeres pſychiſchen Prinzips weg- läugnen, unmöglich Dein Ohr verſchließen wollen den wunderbaren Anklängen die in uns hinein, aus uns heraustönen, der geheim- nißvollen Sphären-Muſik, die das große un- wandelbare Lebensprinzip der Natur ſelbſt iſt.

Du ſprichſt, erwiederte Lothar, nach Deiner gewöhnlichen Weiſe, Du gefällſt Dich in myſtiſcher Schwärmerei. Ich gebe Dir zu, daß die Lehre vom Magnetismus, die ganz in das Gebiet des Geiſterhaften hineinſtreift, den unendlichſten Reiz hat für jeden Poetiſch- Geſinnten. Ich ſelbſt kann gar nicht läug- nen, daß mich die dunkle Materie bis in die tiefſte Seele hinein angeregt hat und noch anregt, doch höre mein eigentliches Glaubens- bekenntniß in kurzen Worten. — Wer mag frevelich und vermeſſen eindringen wollen in

das tiefſte Geheimniß der Natur, wer mag erkennen ja nnr deutlich ahnen wollen das Weſen jenes geheimnißvollen Bandes, das Geiſt und Körper verknüpft und auf dieſe Weiſe unſer Seyn bedingt. Auf dieſe Erkenntniß iſt aber doch der Magnetismus ganz eigentlich baſirt und ſo lange dieſelbe unmöglich, gleicht die aus einzelnen Wahrnehmungen, die oft nur Illuſionen ſind hergeleitete Lehre davon, dem unſichern Herumtappen des Blindgebohrnen. Es iſt gewiß, daß es erhöhte Zuſtände giebt, in denen der Geiſt den Körper beherrſchend, ſeine Thätigkeit hemmend, mächtig wirkt und in dieſer Wirkung die ſeltſamſten Phänomene erzeugt. Ahnungen, dunkle Vorgefühle geſtalten ſich deutlich und wir erſchauen das mit aller Kraft unſeres vollen Faſſungsvermögens, was tief in unſerer Seele regungslos ſchlummerte; der Traum, gewiß die wunderbarſte Erſcheinung im menſchlichen Organism, deſſen höchſte Potenz meines Bedünkens eben der ſogenannte Sonnambulismus ſeyn dürfte, gehört ganz hieher. Aber gewiß iſt es auch, daß ſolch ein Zuſtand irgend eine Abnormität

in dem Verhältniß des pſychiſchen und phyſiſchen Prinzips vorausſetzt. Die lebhafteſten ſtärkſten Träume kommen, wenn irgend ein krankhaftes Gefühl den Körper angreift. Der Geiſt nutzt die Ohnmacht ſeines Mitherrſchers und macht ihn, den Thron allein einnehmend, zum dienenden Vaſallen. So ſoll ja auch der Magnetismus nur durch irgend einen krankhaften Zuſtand des Körpers indizirt werden. Mag es ferner ſeyn, daß die Natur oft einen pſychiſchen Dualismus verſtattet uud daß der geiſtige Verkehr in doppelter Wechſelwirkung die merkwürdigſten Erſcheinungen hervorbringt, aber nur die Natur, meine ich, ſoll eben jenen Dualismus verſtatten, und jeder Verſuch, ihn ohne jenes Gebot der Königin nach Willkühr hervorzurufen, dünkt mir, wo nicht frevelich, doch gewiß ein gefährliches Wageſtück. Ich gehe weiter. Ich will, ich kann nicht läugnen, die Erfahrung iſt mir entgegen, daß das willkührliche Herrvorrufen jenes potenzirten Seelenzuſtandes, iſt er durch irgend eine Abnormität im Organism indizirt, möglich iſt,

daß ferner das fremde pſychiſche Prinzip auf höchſt myſteriöſe Weiſe in irgend ein Fluidum, oder wie man es ſonſt nennen mag — in das vom Magnetiſeur ausgehende Agens überhaupt verkörpert und ausſtrömend (bey der magnetiſchen Manipulation) die geiſtige Potenz des Magnetiſirten erfaſſen und jenen Zuſtand erzeugen kann, der von der Regel alles menſchlichen Seyns und Lebens abweicht und ſelbſt in ſeiner hochgerühmten Verzückung alles Entſetzen des fremdartigen Geiſterreichs in ſich trägt. Ich kann, ſage ich, das Alles nicht läugnen, aber immer und ewig wird mir dies Verfahren als eine blindlings geübte heilloſe Gewalt erſcheinen, deren Wirkung, allen Theorien zum Trotz nicht zu berechnen bleibt. Irgendwo heißt es, der Magnetismus ſey ein ſchneidendes gefährliches Inſtrument in der Hand eines Kindes, ich bin mit dieſem Ausſpruch einverſtanden. — Soll der Menſch ſich unterfangen, auf das geiſtige Prinzip des andern nach Willkühr wirken zu wollen, ſo ſcheint mir die Lehre der Barbariniſchen Schule der Spiritualiſten, die ohne

alle

alle Manipulation nur Willen und Glauben in Anſpruch nahm, bey weitem die reinſte und unſchuldigſte. Das Fixiren des feſten Willens iſt eine beſcheidene Frage an die Natur, ob ſie den geiſtigen Dualismus verſtatten wolle oder nicht, und ſie allein entſcheidet. Eben ſo möchte das eigne Magnetiſiren am Bacquet ohne alle Einmiſchung des Magnetiſeurs wenigſtens in ſofern minder gefährlich genannt werden, als dann keine vielleicht feindlich wirkende Kraft eines fremden geiſtigen Prinzips denkbar. — Aber! — leichtſinnig, ja wohl in arger Selbſttäuſchung befangen und nur unwillkührlich in Oſtentation gerathend, handhaben jetzt ſo viele jene dunkelſte aller dunklen Wiſſenſchafften, darf man überhaupt den Magnetismus eine Wiſſenſchafft nennen. Ein fremder Arzt äußerte, wie Bartels in ſeiner Phyſiologie und Phyſik des Magnetismus erzählt, ſeine Verwunderung, daß die deutſchen Aerzte die magnetiſirten Individuen ſo willkührlich behandelten und ſo dreiſt an ihnen experimentirten, als wenn ſie einen phyſikaliſchen Apparat vor ſich hät-

ten. Leider iſt dem ſo, und deshalb will ich — mag ich — wenigſtens an die Heilkraft des Magnetismus lieber gar nicht glauben, als dem Gedanken Raum geben, daß das unheimliche Spiel mit einer fremden Gewalt vielleicht einmal ſelbſt mein eignes Leben rettungslos verſtören könnte.

Aus allem, nahm Theodor das Wort, aus allem was Du nicht ohne Tiefe und Wahrheit über den Magnetismus geſprochen, folgt nun eben nichts anderes als daß Du uns vorhin das Geſchichtlein von dem zehnpfündigen Fiſch wider Deine Ueberzeugung aufgetiſcht haſt, daß Du an die Kräfte des Magnetismus wirklich glaubſt, daß Du aber wenigſtens Dir aus purem Grauen feſt vorgenommen, keinem Magnetiſeur in der Welt irgend eine Manipulation auf den Ganglien Deines Rückens oder ſonſt zu geſtatten. Uebrigens ſtimme ich, was die Furcht vor fremden pſychiſchen Prinzipen betrifft, mit Dir überein, und es ſey mir erlaubt Deinem Glaubensbekenntniß als Note und erklärendes Beiſpiel

die Erzählung hinzuzufügen, auf welche Weiſe ich in den Magnetismus hineingerieth. — Ein Univerſitäts-Freund, der Arzeneykunde befliſſen, war der erſte, der mich mit der geheimnißvollen Lehre von dem Magnetismus bekannt machte. Wie Ihr mich in meinem ganzen Weſen kennt, möget Ihr Euch wohl vorſtellen, daß ich von Allem, was ich darüber vernahm, in dem tiefſten Gemüth ergriffen wurde. Ich las alles, was ich darüber nur erhaſchen konnte, zuletzt auch Kluge's bekannten Verſuch einer Darſtellung des animaliſchen Magnetismus als Heilmittel. Dies Buch machte zuerſt einige Zweifel in mir rege, da es ohne ſonderliche wiſſenſchaftliche Erörterung des Gegenſtandes ſich nur mehrentheils auf Beiſpiele bezieht und dabey ohne Critik das Bewährte mit dem völlig Mährchenhaften ja mit dem, was ſich rein als Mährchen dargethan hat, durch einander wirft. Mein Freund widerlegte alle Einreden, die ich ihm entgegenſtellte und bewies mir zuletzt, daß das bloß theoretiſche Studium in mir gar nicht dem Glauben erwecken könne, der un-

erläßlich ſey, ſondern daß ſich dieſer erſt finden werde wenn ich ſelbſt magnetiſchen Operationen beigewohnt. Dazu fehlte es damals auf der Univerſität aber an aller Gelegenheit; hätte ſich auch ein hoffnungsvoller Magnetiſeur finden laſſen, ſo gab es doch durchaus keine Perſonen, die einige Inklinationen zum Somnambulismus, zur Clairvoyance zeigten.

Ich kam nach der Reſidenz. Dort ſtand der Magnetismus eben im höchſten Flor. Alle Welt ſprach von nichts anderm, als von den wunderbaren magnetiſchen Kriſen einer vornehmen gebildeten geiſtreichen Dame, die nach einigen nicht eben bedeutenden Nervenzufällen, beinahe von ſelbſt erſt ſomnambul und dann die merkwürdigſte Clairvoyante geworden, die es nach dem Ausſpruch aller des Magnetismus eifrigſt Befliſſenen, jemals gegeben und künftig geben könne. Es gelang mir, die Bekanntſchaft des Arztes zu machen, der ſie behandelte, und dieſer, in mir einen wißbegierigen Schüler erkennend, verſprach mich hinzuführen zu der Dame, wenn ſie eben in der Kriſis befangen. Es geſchah ſo. Kom-

men Sie, ſprach der Arzt eines Tages, um ſechs Uhr Nachmittags, zu mir, kommen Sie, ſo eben fiel, ich weiß es, meine Kranke in den magnetiſchen Schlaf. — In der geſpannteſten Erwartung trat ich hinein in das elegante, ja üppig verzierte Gemach. Die Fenſter waren mit roſaſeidnen Gardienen dicht verzogen, ſo daß die durchfallenden Strahlen der Abend-Sonne alles in röthlichem Schimmer magiſch beleuchteten. Die Somnambule lag in ein ſehr reizendes Negligée gekleidet ausgeſtreckt auf dem Sopha mit dicht geſchloſſenen Augen, leiſe athmend wie im tiefſten Schlaf.

Um ſie her im weiten Kreiſe waren einige Andächtige verſammelt, ein Paar Fräulein, die die Augen verdrehten, tief ſeufzten, die gar zu gern ſelbſt auf der Stelle ſomnambul geworden wären, zur Erbauung des jungen Offiziers und eines andern jungen wohlgebildeten Mannes, die beide auf dieſen wichtigen Moment ſehnſuchtsvoll zu hoffen ſchienen, ein Paar ältliche Damen die mit vorgebogenem Haupt, die Hände gefaltet, jeden

Athemzug der ſomnambulen Freundin belauſch-ten. —

Man erwartete den eigentlichen höchſten Zuſtand des Hellſehens. Der Magnetiſeur, der ſich nicht erſt mit ſeiner Somnambule in Rapport ſetzen durfte, da dieſer Rapport, wie er verſicherte, beſtändig fortdauere, nahte ſich ihr und begann mit ihr zu ſprechen. Sie nannte ihm die Augenblicke, in denen er heute vorzüglich lebhaft an ſie gedacht und er-wähnte manches andern Umſtandes, der ſich heute mit ihm begeben. Endlich bat ſie ihn, den Ring, den er in einem rothen Maroquin-Futteral bei ſich in der Taſche trage und den er ſonſt nie bei ſich gehabt, abzulegen, da das Gold vorzüglich aber der Diamant feindlich auf ſie wirke. Mit allen Zeichen des tiefſten Erſtaunens trat der Magnetiſeur zurück, und zog das beſchriebene Futteral mit dem Ringe hervor, den er erſt heute Nachmittag von dem Juvelier erhalten, deſſen Exiſtenz der Somnambule alſo nur lediglich durch den magnetiſchen Rapport kund worden. Dies Wunder mit dem Ringe wirkte auf die beiden

Fräuleins ſo ſtark, daß mit einem tiefen Seufzer jede nach einem Lehnſtuhl flüchtete, und mittelſt einiger wohlgeführten Striche des Magnetiſeurs in magnetiſchen Schlaf verfiel. Das verhängnißvolle Futteral abgelegt, machte nun der Magnitiſeur vorzüglich mir zu Gefallen mit ſeiner Somnambule einige Kunſtſtücke. Sie nießte wenn er Tabak nahm, ſie las einen Brief den er ihr auf die Herzgrube legte u. ſ. f. Endlich verſuchte er mich durch ſeine Einwirkung in Rapport zu ſetzen mit der Somnambule. Es gelang vortrefflich. Sie beſchrieb mich von Kopf bis zu Fuß und verſicherte, daß ſie es vorher gewußt, wie der Magnetiſeur den Freund, deſſen deutliche Ahnung ſie ſchon lange in ſich getragen, heute mitbringen werde. Sie ſchien mit meiner Gegenwart ſehr zufrieden zu ſeyn. Plötzlich hörte Sie auf zu ſprechen, und richtete ſich in die Höhe mit halbem Leibe, ich glaubte ein Zittern der Augenlieder, ein leiſes Zucken des Mundes wahrzunehmen. Der Magnetiſeur berichtete den wißbegierigen Anweſenden, daß die ſomnambule Dame in

den fünften Grad, in den Zuſtand der von der äußern Sinnenwelt unabhängigen Selbſtanſchauung übergehe. Dadurch wurde die Aufmerkſamkeit der beiden jungen Männer abgelenkt von den entſchlafenen Fräuleins, eben in dem Augenblick, als ſie begannen intereſſant zu werden. Die eine hatte ſchon wirklich verſichert, daß die Friſur des jungen Offiziers, mit dem ſie ſich in Rapport geſetzt, ſehr angenehm leuchte, die andere aber behauptet, daß die Generalin, die den untern Stock des Hauſes bewohnte, eben ſchönen Caravanen-Thee trinke, deſſen Aroma ſie durch die Stubendecke verſpüre, prophezeite auch hellſehend, daß ſie in einer Virtelſtunde aus dem magnetiſchen Schlaf erwachen und ebenfalls Thee trinken ja ſogar etwas Torte dazu genießen werde. — Die ſomnambule Dame fing abermals an zu reden, aber mit ganz verändertem ſeltſam und wie ich geſtehen muß, über die Maßen wohlklingendem Organ. Sie ſprach indeſſen in ſolch' myſtiſchen Worten und ſonderbaren Redensarten, daß ich gar keinen Sinn herausfinden konnte,

der Magnetiſeur verſicherte indeſſen, ſie ſage die herrlichſten, tiefſten, lehrreichſten Dinge über ihren Magen. Das mußte ich nun freilich glauben. Von dem Magen abgekommen, wie wiederum der Magnetiſeur erklärte, nahm ſie noch einen höhern Schwung. Zuweilen war es mir, als kämen ganze Sätze vor, die ich irgendwo geleſen. Etwa in Novalis Fragmenten oder in Schellings Weltſeele. Dann ſank ſie erſtarrt zurück in die Kiſſen. Der Magnetiſeur hielt ihr Erwachen nicht mehr fern und bat uns, das Zimmer zu verlaſſen, da es vielleicht feindlich auf ſie wirken könne, erwacht ſich von mehreren Perſonen umgeben zu ſehen. So wurden wir nach Hauſe geſchickt. Die beiden Fräulein, auf die weiter niemand geachtet, hatten für gut gefunden, ſchon früher zu erwachen und ſich ſachte davon zu ſchleichen. — Ihr könnt gar nicht glauben, wie gar beſonders die ganze Scene auf mich wirkte. Abgeſehen von den beiden albernen Mädchen, die aus der unintereſſanten Stellung als unthätige Zuſchauerinnen gern hinaus wollten, konnte ich mich

des Gedankens nicht erwehren, daß die ſom=nambule Dame auf dem Sopha eine vorbe=reitete, wohl durchdachte, wacker eingeübte Rolle mit vieler Kunſt darſtelle.

Den Magnetiſeur kannte ich als den offenſten, redlichſten Mann, der eine Comd=die der Art aus der tiefſten Seele verabſcheuen mußte, zu genau, um auch nur dem leiſeſten Argwohn Raum zu geben, daß er ſeiner Seits, auch wohl leidiger Bekehrungsſucht halber, eine Täuſchung der Art unterſtützen ſolle. War eine ſolche Täuſchung wirklich vorhanden, ſo mußte ſie lediglich das Werk der Dame ſeyn, deren Kunſt die Wiſſenſchaft, die Ein=ſicht, die Beobachtungsgabe des Arztes, der vielleicht zu ſehr von der neuen Lehre eingenommen, überbot. Nicht fragen durfte ich mich ſelbſt, welchen Zweck eine ſolche Selbſtquaal, denn dieſe bleibt doch jener fingirte gewaltſame Zuſtand, welchen Zweck ſie haben könne. Gab es denn nicht von den vom Teufel beſeſſenen Urſulinerinnen, von jenen miauenden Nonnen, vor den in gräßlichen Verrenkungen ſich windenden Verzückten bis

auf jenes Weib im Würzbürger Hoſpital, die ſich, den wüthendſten Schmerz nicht achtend, Glasſcherben, Nadeln in die Aderlaßwunde bohrte, damit der Arzt über die fremdartigen Dinge in ihrem Körper erſtaunen ſollte, ja bis auf die berüchtigte Manſon in der neueſten Zeit, gab es denn nicht jederzeit eine Menge Weiber, die Geſundheit, Leben, Ehre, Freiheit daran ſetzten, nur, damit die Welt ſie für außerordentliche Weſen halte, von dem Wunder ihrer Erſcheinung ſpreche? — Doch zurück zu meiner ſomnambulen Dame! — Ich wagte es dem Arzt wenigſtens ganz leiſe meine Zweifel anzudeuten. Er verſicherte aber lächelnd, dieſe Zweifel wären nur die letzten ohnmächtigen Streiche des Beſiegten. Die Dame habe mehrmals geäußert, daß meine Gegenwart wohlthätig auf ſie wirke, er habe daher gegründete Urſache meine fortgeſetzten Beſuche zu wünſchen, die mich ganz überzeugen würden. — In der That fing ich an, da ich die Dame mehrmals beſucht, mich mehr zum Glauben hinzuneigen, und dieſer Glaube ſtieg beinahe bis zur Ueberzeugung,

als ſie im ſomnambulen Zuſtande, nachdem ich durch den Magnetiſeur mich mit ihr in Rapport geſetzt, mir auf unbegreifliche Weiſe Dinge aus meinen eignen Leben erzählte, und vorzüglich einer Nervenkrankheit gedachte, in die ich verfiel, als mir der Tod eine geliebte Schweſter entriſſen. — Sehr mißfiel es mir aber, daß ſich die Zahl der Beſucher immer mehrte, und daß der Magnetiſeur die Dame zur weiſſagenden Sybille emporzuheben ſich mühte, da er ſie über Geſundheit und Leben fremder Perſonen, die er mit ihr in Rapport geſetzt, Orakelſprüche thun ließ. — Eines Tages fand ich unter den Anweſenden einen alten berühmten Arzt, der allgemein als der ärgſte Zweifler, als der ſchlimmſte Gegner der magnetiſchen Cur bekannt war. Die Dame hatte, ehe er gekommen, im magnetiſchen Schlaf voraus geſagt daß dieſer Zuſtand diesmal länger dauern als ſonſt, und daß ſie erſt nach zwey vollen Stunden erwachen werde. Bald darauf gerieth ſie in den höchſten Grad des Hellſehens und begann ihre myſtiſchen Reden. Der Magnetiſeur verſicherte, daß

in dieſem höchſten Grad der wahren Verzük-kung, die Somnambule, ein reingeiſtiges We-ſen, den Körper ganz abgeſtreift habe und für jeden phyſiſchen Schmerz unempfindlich ſey. Der alte Arzt meinte, zum Beſten der Wiſ-ſenſchafft, zur Ueberzeugung aller Ungläubigen ſey es jetzt an der Zeit, eine durchgreifende Probe zu machen. Er ſchlage vor, die Dame mit einem glühenden Eiſen an der Fußſohle zu brennen und abzuwarten ob ſie gefühllos bleiben würde. Der Verſuch ſchiene grauſam, wäre es aber nicht, da ſogleich lindernde heilende Mittel angewandt werden könnten, und er habe deshalb ein kleines Eiſen und die nöthigen Heilmittel zur Stelle gebracht. Er zog beides aus der Taſche. Der Magne-tiſeur verſicherte, daß die Dame den Schmerz beim Erwachen gar nicht achten werde, den ſie zum Beſten der hohen Wiſſenſchafft erleide und rief nach einer Kohlpfanne. Man brachte das Gefäß herbey, der Arzt ſteckte ſein klei-nes Eiſen in die Gluth. In dem Augenblick zuckte die Dame wie in heftigem Krampf, ſeufzte tief auf, erwachte, klagte über Uebel-

befinden! — Der alte Arzt warf ihr einen durchbohrenden Blick zu, fühlte ohne Umſtände ſein Eiſen ab in magnetiſirtem Waſſer, das gerade auf dem Tiſche ſtand, ſteckte es in die Taſche, nahm Hut und Stock und ſchritt von dannen. Mir fielen die Schuppen von den Augen, ich eilte fort, unwillig, erboßt über die unwürdige Myſtifikation, die die feine Dame ihrem wohlwollenden Magnetiſeur, uns allen bereitet.

Daß weder der Magnetiſeur noch diejenigen Andächtigen, denen die Beſuche bey der Dame als eine Art myſtiſchen Gottesdienſtes galten, durch das Verfahren des alten Arztes auch nur im mindeſten aufgeklärt wurden verſteht ſich eben ſo ſehr von ſelbſt, als daß ich meiner Seits nun den ganzen Magnetismus als eine chimäriſche Geiſterſeherei verwarf und gar nichts mehr davon hören wollte.

Meine Beſtimmung führte mich nach B. — Auch dort wurde viel vom Magnetismus geſprochen, irgend eines praktiſchen Verſuchs aber nicht erwähnt. Man behaup-

tete, daß ein würdiger berühmter Arzt, hoch in den Jahren wie jener Arzt in der Reſidenz, der grauſamer Weiſe antiſomnambuliſtiſche Eiſen in der Taſche führte, Direktor des dortigen herrlich eingerichteten Krankenhauſes, ſich entſchieden gegen die magnetiſche Cur erklärt und den ihm untergeordneten Aerzten geradehin unterſagt habe, ſie anzuwenden.

Um ſo mehr mußt ich mich verwundern, als ich nach einiger Zeit vernahm, daß jener Arzt ſelbſt, jedoch ganz insgeheim, den Magnetismus im Krankenhauſe anwende.

Ich ſuchte, als ich näher mit dem würdigen Mann bekannt worden, ihn auf den Magnetismus zu bringen. Er wich mir aus. Endlich, als ich nicht nachließ von der dunklen Wiſſenſchafft zu ſprechen und mich als ein Sachkundiger bewies, fragte er, wie es mit der Ausübung der magnetiſchen Cur in der Reſidenz ſtehe. Ich nahm gar keinen Anſtand ihm die wunderbare Geſchichte von der ſomnambulen Dame, die plötzlich aus himmliſcher Verzückung zurückkehrte auf irdiſchen Boden, als ſie was weniges gebrannt werden ſollte,

offen und klar zu erzählen. „Das iſt es eben, das iſt es eben," rief er, indem Blitze in ſeinen Augen leuchteten, und brach ſchnell das Geſpräch ab. Endlich, nachdem ich mehr ſein wohlwollendes Vertrauen gewonnen, ſprach er ſich über den Magnetismns in der Art aus, daß er ſich von der Exiſtenz dieſer geheimnißvollen Naturkraft und von ihrer wohlthätigen Wirkung in gewiſſen Fällen durch die reinſten Erfahrungen überzeugt, daß er aber das Erwecken jener Naturkraft für das gefährlichſte Experiment halte das es geben, und das nur Aerzten die in der vollkommenſten Ruhe des Geiſtes über allen leidenſchaftlichen Enthuſiasmus erhaben, anvertraut werden könne. In keiner Sache ſey Selbſttäuſchung möglicher, ja leichter, und er halte jeden Verſuch ſchon dann nicht für rein, wenn der Perſon, die zur magnetiſchen Cur geeignet, vorher viel von den Wundern des Magnetismus vorgeredet worden und ſie Verſtand und Bildung genug habe, zu begreifen, worauf es ankomme. Der Reiz in einer höhern Geiſterwelt zu exiſtiren, ſey für poetiſche oder von

Haus

Haus aus exaltirten Gemüther zu verlockend, um mit der heißen Sehnſucht nach dieſem Zuſtande nicht unwillkührlich allerlei Einbildungen Raum zu geben. Sehr luſtig ſey die geträumte Herrſchafft des Magnetiſeurs über das fremde pſychiſche Prinzip, wenn er ſich ganz hingebe den Fantaſien überſpannter Perſonen, ſtatt ihnen als Zaum und Zügel den kraſſeſten Proſaismus über den Hals zu werfen. Uebrigens ſtelle er gar nicht in Abrede, daß er ſich in ſeinem Krankenhauſe ſelbſt der magnetiſchen Curen bediene. Er glaube aber, daß bei der Art, wie er ſie aus reiner Ueberzeugung anwenden laſſe, durch beſonders dazu erwählte Aerzte unter ſeiner ſtrengſten Aufſicht, wohl nie ein Mißbrauch möglich, ſondern dagegen nur wohlthätige Einwirkung auf die Kranken und Bereicherung der Kenntniß dieſes geheimnißvollſten aller Heilmittel zu erwarten ſey. Aller Regel entgegen wolle er, wenn ich feſtes Stillſchweigen verſpräche um den Andrang aller Neugierigen zu verhüten, mich einer magnetiſchen Cur beiwohnen laſſen, ſollte ſich ein Fall der Art ereignen.

Der Zufall führte mir bald eine der merkwürdigſten Somnambulen unter die Augen. Die Sache verhielt ſich in folgender Art.

Der Arzt des Kreiſes fand in einem Dorfe ungefähr zwanzig Stunden von B. bey einem armen Bauer ein Mädchen von ſechszehn Jahren, über deren Zuſtand ſich die Eltern unter bitteren Thränen beklagten. Nicht geſund, ſprachen ſie, nicht krank ſey ihr Kind zu nennen. Sie fühle keinen Schmerz, kein Uebelbefinden, ſie äße und tränke, ſie ſchliefe oft ganze Tage lang, und dabey magre ſie ab, und würde von Tage zu Tage immer matter und kraftloſer, ſo daß an Arbeit ſeit langer Zeit gar nicht zu denken. Der Arzt überzeugte ſich, daß ein tiefes Nervenübel der Grund der Zuſtandes war, in dem ſich das arme Kind befand und daß die magnetiſche Cur recht eigentlich indizirt ſey. Er erklärte den Eltern, daß die Heilung des Mädchens hier auf dem Dorfe ganz unmöglich, daß ſie aber in B. von Grund aus geheilt werden ſolle, wenn ſie ſich entſchlöſſen, das Kind

dorthin in das Krankenhaus zu ſchaffen, wo ſie auf das beſte gepflegt werden und Medizin erhalten ſolle, ohne daß ſie einen Kreuzer dafür bezahlen dürften. Die Eltern thaten nach ſchwerem Kampf wie ihnen geheißen. Noch ehe die magnetiſche Cur begonnen, begab ich mich mit meinem ärztlichen Freunde in das Krankenhaus um die Kranke zu ſehn. Ich fand das Mädchen in einem hohen lichten Zimmer, das mit allen Bequemlichkeiten auf das ſorgſamſte verſehen. Sie war für ihren Stand von ſehr zartem Gliederbau und ihr feines Geſicht wäre beinahe ſchön zu nennen geweſen, hätten es nicht die erloſchenen Augen, die Todtenbleiche, die farbloſen Lippen entſtellt. Wohl mochte es ſeyn, daß ihr Uebel nachtheilig auf ihr Geiſtesvermögen gewirkt, ſie ſchien von dem beſchränkteſten Verſtande, faßte nur mühſam die an ſie gerichteten Fragen und beantwortete ſie in dem breiten unverſtändlichen abſcheuligen Jargon den die Bauern in der dortigen Gegend ſprechen. Zu ihrem Magnetiſeur hatte der Direktor einen jungen kräftigen Eleven der

Arzeneykunde gewählt dem die Offenheit und Gutmüthigkeit aus allen Zügen leuchtete und von dem er ſich überzeugt hatte, daß das Mädchen ihn leiden mochte. Die magnetiſche Cur begann. Von neugierigen Beſuchen, von Kunſtücken u. dergl. war nicht die Rede. Niemand war zugegen außer dem Magnetiſeur als der Direktor, der mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit mit ſorglicher Beachtung der kleinſten Umſtände die Cur leitete, und ich. Anfänglich ſchien das Kind wenig empfänglich, doch bald ſtieg ſie ſchnell von Grad zu Grad, bis ſie nach drey Wochen in den Zuſtand des wirklichen Hellſehens gerieth. Erlaßt es mir, all' der wunderbaren Erſcheinungen zu erwähnen die ſich nun in jeder Kriſe darboten, es ſey genug Euch zu verſichern, daß ich hier, wo keine Täuſchung möglich, mich im innerſten Gemüth von der wirklichen Exiſtenz jenes Zuſtandes überzeugte, den die Lehrer des Magnetismus als den höchſten Grad des Hellſehens beſchreiben. In dieſem Zuſtande iſt, wie Kluge ſagt, die Verbindung mit dem Magnetiſeur ſo innig, daß der Clairvoyant

es nicht bloß augenblicklich weiß, wenn die Gedanken des Magnetiſeurs zerſtreut und nicht auf des Clärvoyants Zuſtand gerichtet ſind, ſondern daß er auch in der Seele des Magnetiſeurs deſſen Vorſtellungen auf das deutlichſte zu erkennen vermag. Dagegen tritt der Clairvoyant nun gänzlich unter die Herrſchafft des Willens ſeines Magnetiſeurs durch deſſen pſychiſches Prinzip er nur zu denken, zu ſprechen, zu handeln vermag. Ganz in dieſem Fall befand ſich das ſomnambule Bauermädchen. — Ich mag Euch nicht mit all' dem ermüden, was ſich in dieſer Hinſicht mit der Kranken und ihrem Magnetiſeur begab, nur ein und für mich das ſchneidendſte Beiſpiel! — Das Kind ſprach in jenem Zuſtande den reinen gebildeten Dialekt ihres Magnetiſeurs, und drückte ſich in den Antworten, die ſie ihm mehrentheils anmuthig lächelnd gab, gewählt, gebildet, kurz ganz ſo aus, wie der Magnetiſeur zu ſprechen pflegte. Und dabey blühten ihre Wangen, ihre Lippen auf in glühendem Purpur und die Züge ihres Antlitzes erſchienen veredelt! —

Ich mußte erſtaunen, aber dieſe gänzliche Willenloſigkeit der Somnambule, dies gänzliche Aufgeben des eignen Ichs, dieſe troſtloſe Abhängigkeit von einem fremden geiſtigen Prinzip, ja dieſe durch das fremde Prinzip allein bedüngte Exiſtenz, erfüllte mich mit Grauſen und Entſetzen. Ja ich konnte mich des tiefſten herzzerſchneidendſten Mitleids mit der Armen nicht erwehren und dies Gefühl dauerte fort, als ich den wohlthätigſten Einfluß der magnetiſchen Cur bemerken mußte, als die Kleine in der vollſten kräftigſten Geſundheit aufgeblüht, dem Magnetiſeur und dem Direktor ja auch mir dankte für alles Gute das ſie genoſſen und dabey ihren Jargon ſprach, breiter, unverſtändlicher als jemals. Der Direktor ſchien mein Gefühl zu bemerken und es mit mir zu theilen. Verſtändigt haben wir uns darüber niemals und das wohl aus guten Gründen! — Nie hab' ich ſeitdem mich entſchließen können magnetiſchen Curen beizuwohnen, was hätte ich weiter für Erfahrungen gemacht nach jenem Beiſpiel, das bey der vollkommnen Reinheit des Verſuchs mich über die wunder-

bare Kraft des Magnetismus ganz ins Klare ſetzte, zugleich aber an einen Abgrund ſtellte, in den ich mit tiefem Schauer hinabblickte. — So bin ich denn nun ganz Lothars Meinug worden. —

Und, nahm Ottmar das Wort, und füge ich noch hinzu, das auch ich Eurer Meinung ganz beipflichte, ſo ſind wir ja alle, rückſichts des wunderbaren Geheimniſſes, von dem die Rede, unter einen Hut gebracht. Irgend ein tüchtiger Arzt, Verfechter des Magnetismus, wird uns zwar ſehr leicht ganz und gar widerlegen, ja uns tüchtig ausſchelten, daß wir, ununterrichtete Layen, es wagen, ein dunkles Gefühl der klaren Ueberzeugung entgegen zu ſtellen, ich glaube indeſſen, daß wir ſchwer zu bekehren ſeyn werden. — Doch wollen wir auch nicht vergeſſen, daß wir dem Magnetismus ſchon deshalb nicht ganz abhold ſeyn können, weil er uns in unſern ſerapiontiſchen Verſuchen ſehr oft als tüchtiger Hebel dienen kann, unbekannte geheimnißvolle Kräfte in Bewegung zu ſetzen. Selbſt Du, lieber Lothar, haſt Dich dieſes Hebels ſchon

oft bedient und verzeih' mir, ſogar in dem erbaulichen Mährchen vom Nußknacker und Mauſekönig iſt die Marie zuweilen nichts anders als eine kleine Somnambule. — Aber wohin geriethen wir von unſerm Vinzenz ſprechend! —

Der Uebergang war natürlich, ſprach Lothar, der Weg bahnte ſich von ſelbſt. Tritt Vinzenz in unſere Brüderſchafft ein, ſo wird gewiß noch viel von geheimnißvollen Dingen verhandelt werden, auf die er recht eigentlich ganz verſeſſen iſt. — Doch Cyprian hat ſchon ſeit mehreren Minuten nicht auf unſer Geſpräch gemerkt, vielmehr ein Manuſkript aus der Taſche gezogen und darin geblättert. — Es iſt in der Ordnung, daß wir ihm jetzt Raum geben, ſein Herz zu erleichtern.

In der That, ſprach Cyprian, war mir Euer Geſpräch über den Magnetismus langweilig und läſtig und iſt's Euch recht, ſo leſe ich Euch eine ſerapiontiſche Erzählung vor, zu der mich Wagenſeils Nürnberger Chronik entzündet. Vergeßt nicht, daß ich keine antiquariſche kritiſche Abhandlung jenes be-

rühmten Kriegs von der Wartburg habe ſchreiben wollen, ſondern nach meiner Weiſe jene Sache zur Erzählung, wie mir gerade alles hell in der Seele aufging, nutzte.

Cyprian las:

Der Kampf der Sänger.

Zur Zeit wenn Frühling und Winter am Scheiden ſtehn, in der Nacht des Aequinoktiums, ſaß Einer im einſamen Gemach und hatte Johann Chriſtoph Wagenſeils Buch von der Meiſterſinger holdſeliger Kunſt vor ſich aufgeſchlagen. Der Sturm räumte draußen toſend und brauſend die Felder ab, ſchlug die dicken Regentropfen gegen die klirrenden Fenſter und pfiff und heulte des Winters tolles Ade durch die Rauchfänge des Hauſes, während die Strahlen des Vollmondes an den Wänden ſpielten und gaukelten, wie bleiche Geſpenſter. Das achtete aber jener nicht, ſondern ſchlug das Buch zu und ſchaute tiefſinnend, ganz befangen von dem Zauberbilde

längſt vergangener Zeit, das ſich ihm dargeſtellt, in die Flammen, die im Kamin kniſterten und ſprühten. Da war es, als hinge ein unſichtbares Weſen einen Schleier nach dem andern über ſein Haupt, ſo daß alles um ihn her in immer dichterem und dichterem Nebel verſchwamm. Das wilde Brauſen des Sturms, das Kniſtern des Feuers wurde zu lindem harmoniſchen Säuſeln und Flüſtern, und eine innere Stimme ſprach, das iſt der Traum, deſſen Flügel ſo lieblich auf und niederrauſchen, wenn er wie ein frommes Kind ſich an die Bruſt des Menſchen legt und mit einem ſüßen Kuß das innere Auge weckt, daß es vermag die anmuthigſten Bilder eines höheren Lebens voll Glanz und Herrlichkeit zu erſchauen. — Ein blendendes Licht zuckte empor wie Blitzſtrahl, der Verſchleierte ſchlug die Augen auf, aber kein Schleier, keine Nebelwolke verhüllten mehr ſeinen Blick. Er lag auf blumigen Matten in der dämmernden Nacht eines ſchönen dichten Waldes. Die Quellen murmelten, die Büſche rauſchten wie in heimli-

chem Liebesgeplauder und dazwiſchen klagte eine Nachtigall ihr ſüßes Weh. Der Morgenwind erhob ſich und bahnte, das Gewölk vor ſich her aufrollend, dem hellen lieblichen Sonnenſchein den Weg, der bald auf allen grünen Blättern flimmerte und die ſchlafenden Vögelein weckte, die in fröhlichem Trilleriren von Zweig zu Zweig flatterten und hüpften. Da erſchallte von ferne her luſtiges Hörnergetön, das Wild rüttelte ſich raſchelnd auf aus dem Schlafe, Rehe, Hirſche guckten aus dem Gebüſch den, der auf den Matten lag, neugierig an mit klugen Augen und ſprangen ſcheu zurück in das Dickigt. Die Hörner ſchwiegen, aber nun erhoben ſich Harfenklänge und Stimmen ſo herrlich zuſammentönend wie Muſik des Himmels. Immer näher und näher kam der liebliche Geſang, Jäger die Jagdſpieße in den Händen, die blanken Jagdhörner um die Schulter gehängt, ritten hervor aus der Tiefe des Waldes. Ihnen folgte auf einem ſchönen goldgelben Roß ein ſtattlicher Herr im Fürſtenmantel nach alter deutſcher Art

gekleidet, ihm zur Seite ritt auf einem Zelter eine Dame von blendender Schönheit und köſtlich geſchmückt. Aber nun kamen auf ſechs ſchönen Roſſen von verſchiedner Farbe ſechs Männer, deren Trachten, deren bedeutungsvolle Geſichter auf eine längſt verfloſſene Zeit hinwieſen. Die hatten den Pferden die Zügel über den Hals gelegt und ſpielten auf Lauten und Harfen und ſangen mit wunderbar helltönenden Stimmen, während ihre Roſſe gebändigt, gelenkt durch den Zauber der ſüßen Muſik, den Waldweg entlang auf anmuthige Weiſe in kurzen Sprüngen nachtanzten dem fürſtlichen Paar. Und wenn mitunter der Geſang einige Secunden innehielt, ſtießen die Jäger in die Hörner, und der Roſſe Gewieher ertönte wie ein fröhliches Jauchzen in übermüthiger Luſt. Reichgekleidete Pagen und Diener beſchloſſen den feſtlichen Zug, der im tiefen Dickigt des Waldes verſchwand. —

Der über den ſeltſamen, wundervollen Anblick in tiefes Staunen Verſunkene raffte ſich auf von den Matten und rief begeiſtert:

O Herr des Himmels: iſt denn die alte prächtige Zeit erſtanden aus ihrem Grabe? — wer waren denn die herrlichen Menſchen! Da ſprach eine tiefe Stimme hinter ihm: Ey, lieber Herr, ſolltet Ihr nicht die erkennen, die ihr feſt in Sinn und Gedanken traget? Er ſchaute um ſich und gewahrte einen ernſten ſtattlichen Mann mit einer großen ſchwarzen Lockenperücke auf dem Haupt und ganz ſchwarz nach der Art gekleidet, wie man ſich ums Jahr eintauſend ſechshundert und achtzig tragen mochte. Er erkannte alsbald den alten gelehrten Profeſſor Johann Chriſtoph Wagenſeil, der alſo weiter ſprach: „Ihr „hättet ja wohl gleich wiſſen können, daß „der ſtattliche Herr im Fürſtenmantel nie„mand anders war, als der wackere Land„graf Hermann von Thüringen. Neben „ihm ritt der Stern des Hofes, die edle „Gräfin Mathilde, blutjunge Wittwe des „in hohen Jahren verſtorbenen Grafen „Cuno von Falkenſtein. Die ſechs Männer, „welche nachritten ſingend und die Lauten „und Harfen rührend, ſind die ſechs hohen

„Meiſter des Geſanges, welche der edle „Landgraf, der holdſeligen Singerkunſt mit „Leib und Seele zugethan, an ſeinem Hofe „verſammelt hat. Jetzt geht das luſtige „Jagen auf, aber dann verſammeln ſich die „Meiſter auf einem ſchönen Wieſenplan in „der Mitte des Waldes und beginnen ein „Wettſingen. Da wollen wir jetzt hinſchrei„ten, damit wir ſchon dort ſind, wenn die „Jagd beendigt iſt“ — Sie ſchritten fort, während der Wald, die fernen Klüfte von den Hörnern dem Hundegebell, dem Hußah der Jäger wiederhallten. Es geſchah ſo wie der Profeſſor Wagenſeil es gewollt; kaum waren ſie auf dem in goldnem Grün leuchtenden Wieſenplan angekommen, als der Landgraf, die Gräfin, die ſechs Meiſter aus der Ferne ſich langſam nahten: „Ich will,“ begann Wagenſeil, „ich will Euch nun, lieber Herr! jeden der Meiſter beſonders zeigen und mit Namen nennen. Seht Ihr wohl jenen Mann, der ſo fröhlich um ſich ſchaut, der ſein hellbraunes Pferd, den Zügel angezogen, ſo luſtig her tänzeln läßt? — ſeht

wie der Landgraf ihm zunickt — er ſchlägt eine helle Lache auf. Das iſt der muntre Walther von der Vogelweid. Der mit den breiten Schultern, mit dem ſtarken krauſen Bart, mit den ritterlichen Waffen, auf dem Tieger im gewichtigen Schritt daher reitend, das iſt Reinhard von Zwekhſtein. — Ey ey — der dort auf ſeinem kleinen Schekken, der reitet ja ſtatt hieher waldeinwärts! Er blickt tiefſinnig vor ſich her, er lächelt, als ſtiegen ſchöne Gebilde vor ihm auf aus der Erde. Das iſt der ſtattliche Profeſſor Heinrich Schreiber. Der iſt wohl ganz abweſenden Geiſtes und gedenkt nicht des Wieſenplans, nicht des Wettſingens, denn ſeht nur, lieber Herr, wie er in den engen Waldweg hineinſchiebt, daß ihm die Zweige um den Kopf ſchlagen. — Da ſprengt Johannes Bitterolff an ihm heran. Ihr ſeht doch den ſtattlichen Herrn auf dem Falben mit dem kurzen röthlichen Bart? Er ruft den Profeſſor an. Der erwacht aus dem Traume. Sie kehren beide zurück. — Was iſt das für ein tolles Gebraus dorten in dem dichten

Gebüſch? — Ey fahren denn Windsbräute ſo niedrig durch den Wald? Hey! — Das iſt ja ein wilder Reiter, der ſein Pferd ſo ſpornt, daß es ſchäumend in die Lüfte ſteigt. Seht nur den ſchönen bleichen Jüngling, wie ſeine Augen flammen, wie alle Muskeln des Geſichts zucken vor Schmerz, als quäle ihn ein unſichtbares Weſen, das hinter ihm aufgeſtiegen. — Es iſt Heinrich von Oſterdingen. Was mag denn über den gekommen ſeyn? Erſt ritt er ja ſo ruhig daher, mit gar herrlichen Tönen einſtimmend in den Geſang der anderen Meiſter! — O ſeht doch, ſeht den prächtigen Reiter auf dem ſchneeweißen arabiſchen Pferde. Seht wie er ſich hinabſchwingt, wie er, die Zügel um den Arm geſchlungen, mit gar ritterlicher Courtoiſie der Gräfin Mathilde die Hand reicht und ſie hinabſchweben läßt von dem Zelter. Wie anmuthig ſteht er da, die holde Frau anſtrahlend mit ſeinen hellen blauen Augen. Es iſt Wolfframb von Eſchinbach! — Aber nun nehmen ſie alle Platz, nun beginnt wohl das Wettſingen! —

Jeder Meiſter, einer nach dem andern, ſang nun ein herrliches Lied. Leicht war es zu erkennen, daß jeder ſich mühte, den zu übertreffen, der vor ihm geſungen. Schien das aber nun auch keinem recht gelingen zu wollen, konnte man gar nicht entſcheiden, wer von den Meiſtern am herrlichſten geſungen: ſo neigte die Dame Mathilde ſich doch zu Wolfframb von Eſchinbach hin mit dem Kranz, den ſie für dem Sieger in den Händen trug. Da ſprang Heinrich von Ofterdingen auf von ſeinem Sitze; wildes Feuer ſprühte aus ſeinen dunklen Augen; ſo wie er raſch vorſchritt bis in die Mitte des Wieſenplans, riß ihm ein Windſtoß das Barett vom Kopfe, das freie Haar ſpießte ſich empor auf der todtenbleichen Stirn. „Haltet ein, ſchrie er auf, haltet ein! Noch iſt der Preis nicht gewonnen; mein Lied, mein Lied muß erſt geſungen ſeyn und dann mag der Landgraf entſcheiden, wem der Kranz gebührt.“ Darauf kam, man wußte nicht auf welche Weiſe, eine Laute von wunderlichem Bau, beinahe anzuſehen wie ein er-

ſtarrtes unheimliches Thier, in ſeine Hand. Die fing er an zu rühren ſo gewaltig, daß der ferne Wald davon erdröhnte. Dann ſang er drein mit ſtarker Stimme. Das Lied lobte und pries den fremden König, der mächtiger ſey als alle andere Fürſten und dem alle Meiſter demüthiglich huldigen müßten, wollten ſie nicht in Schande und Schmach gerathen. Einige ſeltſam gellende Laute klangen recht verhöhnend dazwiſchen. Zornig blickte der Landgraf den wilden Sänger an. Da erhoben ſich die anderen Meiſter und ſangen zuſammen. Ofterdingens Lied wollte darüber verklingen, ſtärker und ſtärker griff er aber in die Saiten, bis ſie wie mit einem laut aufheulenden Angſtgeſchrei zerſprangen. Statt der Laute, die Ofterdingen im Arm getragen, ſtand nun plötzlich eine finſtre entſetzliche Geſtalt vor ihm und hielt ihn, der zu Boden ſinken wollte, umfaßt und hob ihn hoch empor in die Lüfte. Der Geſang der Meiſter verſauſte im Wiederhall, ſchwarze Nebel legten ſich über Wald und Wieſenplan, und hüllten alles ein in finſtre Nacht. Da ſtieg

ein in milchweißem Licht herrlich funkelnder Stern empor aus der Tiefe und wandelte daher auf der Himmelsbahn, und ihm nach zogen die Meiſter auf glänzenden Wolken ſingend und ihr Saitenſpiel rührend. Ein flimmerndes Leuchten zitterte durch die Flur, die Stimmen des Waldes erwachten aus dumpfer Betäubung und erhoben ſich und tönten lieblich hinein in die Geſänge der Meiſter. —

Du gewahrſt es, vielgeliebter Leſer! daß der, welchem dieſes alles träumte, eben derjenige iſt, der im Begriff ſteht, Dich unter die Meiſter zu führen, mit denen er durch den Profeſſor Johann Chriſtoph Wagenſeil bekannt wurde. —

Es begiebt ſich wohl, daß, ſehen wir fremde Geſtalten in der dämmernden Ferne daher ſchreiten, uns das Herz bebt vor Neugier, wer die wohl ſeyn, was ſie wohl treiben mögen. Und immer näher und näher kommen ſie. Wir erkennen Farbe der Kleidung, Geſicht, wir hören ihr Geſpräch, wiewohl die Worte verhallen in den weiten Lüf-

ten. Aber nun tauchen ſie unter in die blauen Nebel eines tiefen Thals. Dann können wir es kaum erwarten, daß ſie nur wieder aufſteigen, daß ſie bei uns ſich einfinden, damit wir ſie erfaſſen, mit ihnen reden können. Denn gar zu gern möchten wir doch wiſſen, wie die ganz in der Nähe geformt und geſtaltet ſind, welche in der Ferne ſich ſo verwunderlich ausnahmen. —

Möchte der erzählte Traum in Dir, geliebter Leſer, ähnliche Empfindungen erregen. Möchteſt Du es dem Erzähler freundlich vergönnen, daß er Dich nun gleich an den Hof des Landgrafen Hermann von Thüringen nach der ſchönen Wartburg bringe.

Die Meiſterſänger auf der Wartburg.

Es mochte wohl ums Jahr eintauſend zweihundert und acht ſeyn, als der edle Landgraf von Thüringen, eifriger Freund, rüſtiger Beſchützer der holdſeligen Sängerkunſt, ſechs hohe Meiſter des Geſanges an ſeinem

Hofe verſammelt hatte. Es befanden ſich allda Wolfframb von Eſchinbach, Walther von der Vogelweid, Reinhard von Zweckhſtein, Heinrich Schreiber, Johannes Bitterolff, alle ritterlichen Ordens, und Heinrich von Ofterdingen, Bürger zu Eiſenach. Wie Prieſter einer Kirche lebten die Meiſter in frommer Liebe und Eintracht beiſammen, und all ihr Streben ging nur dahin, den Geſang, die ſchönſte Gabe des Himmels, womit der Herr den Menſchen geſegnet, recht in hohen Ehren zu halten. Jeder hatte nun freilich ſeine eigne Weiſe, aber wie jeder Ton eines Akkords anders klingt und doch alle Töne im lieblichſten Wohllaut zuſammenklingen, ſo geſchah es auch, daß die verſchiedenſten Weiſen der Meiſter harmoniſch mit einander tönten und Strahlen ſchienen eines Liebesſterns. Daher kam es, daß keiner ſeine eigne Weiſe für die beſte hielt, vielmehr jede andre hoch ehrte, und wohl meinte, daß ſeine Weiſe ja gar nicht ſo lieblich klingen könne ohne die andern, wie denn der Ton dann erſt ſich recht freudig erhebt und aufſchwingt, wenn der

ihm verwandte erwacht und ihn liebend begrüßt.

Waren Walters von der Vogelweid, des Landherrn, Lieder gar vornehm und zierlich, und dabei voll kecker Luſt, ſo ſang Reinhardt von Zwekhſtein dagegen derb und ritterlich mit gewichtigen Worten. Bewies ſich Heinrich Schreiber gelehrt und tiefſinnig, ſo war Johannes Bitterolff voller Glanz und reich an kunſtvollen Gleichniſſen und Wendungen. Heinrich von Oſterdingens Lieder gingen durch die innerſte Seele, er wußte, ſelbſt ganz aufgelöſt in ſchmerzlichem Sehnen, in jedes Bruſt die tiefſte Wehmuth zu entzünden. Aber oft ſchnitten grelle häßliche Töne dazwiſchen, die mochten wohl aus dem wunden zerriſſenen Gemüth kommen, in dem ſich böſer Hohn angeſiedelt, bohrend und zehrend wie ein giftiges Inſekt. Niemand wußte, wie Heinrich von ſolchem Unweſen befallen. Wolfframb von Eſchinbach war in der Schweiz geboren. Seine Lieder voller ſüßer Anmuth und Klarheit glichen dem reinen blauen Himmel ſeiner Heimath, ſeine Weiſen klangen wie liebliches Glocken-

und Schalmeiengetön. Aber dazwiſchen brauſten auch wilde Waſſerfälle, dröhnten Donner durch die Bergklüfte. Wunderbar wallte, wenn er ſang, jeder mit ihm wie auf den glänzenden Wogen eines ſchönen Stroms, bald ſanft daher gleitend, bald kämpfend mit den ſturmbewegten Wellen, bald die Gefahr überwunden, fröhlich hinſteuerud nach dem ſichern Port. Seiner Jugend unerachtet mochte Walfframb von Eſchinbach wohl für den erfahrenſten von allen andern Meiſtern gelten, die am Hofe verſammelt. Von Kindesbeinen an war er der Sängerkunſt ganz und gar ergeben, und zog, ſo wie er zum Jüngling gereift, ihr nach durch viele Lande, bis er den großen Meiſter traf, Friedebrand geheißen, Dieſer unterwies ihn getreulich in der Kunſt und theilte ihm viele Meiſtergedichte in Schriften mit, die Licht in ſein inneres Gemüth hineinſtrömten, daß er das, was ihm ſonſt verworren und geſtaltlos geſchienen, nun deutlich zu erkennen vermochte. Vorzüglich aber zu Siegebrunnen in Schottland brachte ihm Meiſter Friedebrand etliche Bücher, aus de-

nen er die Geſchichten nahm, die er in deutſche Lieder faßte, ſonderlich von Gamuret und deſſen Sohn Parcivall, von Markgraf Wilhelm von Narben und dem ſtarken Rennewart, welches Gedicht hernach ein anderer Meiſterſänger, Ulrich von Türkheimb, auf vornehmer Leute Bitten, die Eſchinbachs Lieder wohl nicht recht verſtehen mochten, in gemeine deutſche Reime brachte und zum dicken Buche ausdehnte. So mußt' es wohl kommen, daß Wolfframb wegen ſeiner herrlichen Kunſt weit und breit berühmt wurde und vieler Fürſten und großer Herren Gunſt erhielt. Er beſuchte viele Höfe und bekam allenthalben ſtattliche Verehrungen ſeiner Meiſterſchaft, bis ihn endlich der hocherleuchtete Landgraf Hermann von Thüringen, der ſein großes Lob an allen Enden verkünden hörte, an ſeinen Hof berief. Nicht allein Wolfframbs große Kunſt, ſondern auch ſeine Milde und Demuth gewannen ihm in kurzer Zeit des Landgrafs volle Gunſt und Liebe, und wohl mocht' es ſeyn, daß Heinrich von Oſterdingen, der ſonſt in dem hellſten Son-

nenlicht der fürſtlichen Gnade geſtanden, ein wenig in den Schatten zurücktreten mußte. Demunerachtet hing keiner von den Meiſtern dem Wolfframbs ſo mit rechter inniger Liebe an, als eben Heinrich von Ofterdingen. Wolfframb erwiederte dies aus dem tiefſten Grunde ſeines Gemüths, und ſo ſtanden beide da, recht in Liebe verſchlungen, während die andern Meiſter ſie umgaben wie ein ſchöner lichter Kranz.

Heinrich von Ofterdingens Geheimniß.

Ofterdingens unruhiges zerriſſenes Weſen nahm mit jedem Tage mehr überhand. Düſtrer und unſteter wurde ſein Blick, bläſſer und bläſſer ſein Antlitz. Statt daß die andern Meiſter, hatten ſie die erhabenſten Materien der heiligen Schrift beſungen, ihre freudigen Stimmen erhoben zum Lobe der Damen und ihres wackern Herrn, klagten Ofterdingens Lieder nur die unermeßliche

Quaal des irdiſchen Seyns und glichen oft dem jammernden Wehlaut des auf den Tod Wunden, der vergebens hofft auf Erlöſung im Tode. Alle glaubten, er ſey in troſtloſer Liebe; aber eitel blieb alles Mühen, ihm das Geheimniß zu entlocken. Der Landgraf ſelbſt, dem Jünglinge mit Herz und Seele zugethan, unternahm es, ihn in einer einſamen Stunde um die Urſache ſeines tiefen Leids zu befragen. Er gab ihm ſein fürſtliches Wort, daß er alle ſeine Macht aufbieten wolle, irgend ein bedrohliches Uebel zu entfernen oder durch die Beförderung irgend eines jetzt ihm hoffnungslos ſcheinenden Wunſches ſein ſchmerzliches Leiden zu wandeln in fröhliches Hoffen, allein ſo wenig wie die andern vermochte er den Jüngling, ihm das Innerſte ſeiner Bruſt aufzuthun. „Ach mein hoher Herr, „rief Ofterdingeu, indem ihm die heißen „Thränen aus den Augen ſtürzten, ach mein „hoher Herr, weiß ich's denn ſelbſt, wel„ches hölliſche Ungeheuer mich mit glühen„den Krall n gepackt hat und mich empor„hält zwiſchen Himmel und Erde, ſo daß

„ich dieſer nicht mehr angehöre und verge=
„bens dürſte nach den Freuden über mir?
„Die heidniſchen Dichter erzählen von den
„Schatten Verſtorbener, die nicht dem Ely=
„ſium angehören, nicht dem Orkus. An
„den Ufern des Acheron ſchwanken ſie um=
„her und die finſtern Lüfte, in denen nie
„ein Hoffnungsſtern leuchtet, tönen wieder
„von ihren Angſtſeufzern, von den entſetzli=
„chen Wehlauten ihrer nahmenloſen Quaal.
„Ihr Jammern, ihr Flehen iſt umſonſt, uner=
„bittlich ſtößt ſie der alte Fährmann zurück,
„wenn ſie hinein wollen in den verhängnißvollen
„Kahn. Der Zuſtand dieſer fürchterlichen
„Verdammniß iſt der meinige.“ —

Bald nachher als Heinrich von Ofter=
dingen auf dieſe Weiſe mit dem Landgrafen
geſprochen, verließ er, von wirklicher Krank=
heit befallen, die Wartburg, und begab ſich
nach Eiſenach. Die Meiſter klagten, daß
ſolch ſchöne Blume aus ihrem Kranze ſo vor
der Zeit wie angehaucht von giftigen Dün=
ſten dahin welken müſſe. Wolfframb von
Eſchinbach gab indeſſen keinesweges alle

Hoffnung auf, ſondern meinte ſogar, daß eben jetzt, da Oſterdingens Gemüthskrankheit ſich gewendet in körperliches Leiden, Geneſung nahe ſeyn könne. Begäbe es ſich denn nicht oft, daß die ahnende Seele im Vorgefühl körperlichen Schmerzes erkranke, und ſo ſey es denn auch wohl mit Oſterdingen geſchehen, den er nun getreulich tröſten und pflegen wolle.

Wolfframb ging auch alsbald nach Eiſenach. Als er eintrat zu Oſterdingen, lag dieſer ausgeſtreckt auf dem Ruhebette, zum Tode matt, mit halbgeſchloſſenen Augen. Die Laute hing an der Wand ganz verſtaubt, mit zum Theil zerriſſenen Saiten. So wie er den Freund gewahrte, richtete er ſich ein wenig empor und ſtreckte ſchmerzlich lächelnd ihm die Hand entgegen. Als nun Wolfframb ſich zu ihm geſetzt, die herzigen Grüße von dem Landgraf und den Meiſtern gebracht und ſonſt noch viel freundliche Worte geſprochen, fing Heinrich mit matter kranker Stimme alſo an: „Es iſt mir viel Abſonderliches begegnet. Wohl mag ich mich bei

„Euch wie ein Wahnſinniger gebehrdet ha„ben, wohl mochtet ihr alle glauben, daß „irgend ein in meiner Bruſt verſchloſſenes „Geheimniß mich ſo verderblich hin und her„zerre. Ach! mir ſelbſt war ja mein troſt„loſer Zuſtand ein Geheimniß. Ein wüthen„der Schmerz zerriß meine Bruſt, aber uner„forſchlich blieb mir ſeine Urſache. All mein „Treiben ſchien mir elend und nichtswürdig, „die Lieder, die ich ſonſt gar hoch gehalten, „klangen mir falſch, ſchwach — des ſchlech„teſten Schülers unwerth. Und doch brann„te ich, von eitlem Wahn bethört, dich — „alle übrigen Meiſter zu übertreffen. Ein „unbekanntes Glück, des Himmels höchſte „Wonne ſtand hoch über mir, wie ein gol„den funkelnder Stern — zu dem mußt' ich „mich hinaufſchwingen, oder troſtlos unter„gehen. Ich ſchaute hinauf, ich ſtreckte die „Arme ſehnſuchtsvoll empor, und dann „wehte es mich ſchaurig an mit eiskalten „Flügeln und ſprach: Was will all dein „Sehnen, all dein Hoffen? Iſt dein Auge „nicht verblindet, deine Kraft nicht gebro-

„chen, daß du nicht vermagſt den Strahl „deiner Hoffnung zu ertragen, dein Him„melsglück zu erfaſſen? — Nun, — nun iſt „mein Geheimniß mir ſelbſt erſchloſſen. Es „giebt mir den Tode, aber im Tode die Se„ligkeit des höchſten Himmels. — Krank und „ſiech lag ich hier im Bette. Es mochte zur „Nachtzeit ſeyn, da ließ der Wahnſinn des „Fiebers, der mich toſend und brauſend hin „und her geworfen, von mir ab. Ich „fühlte mich ruhig, eine ſanfte wohlthuende „Wärme glitt durch mein Inneres. Es „war mir, als ſchwämme ich im weiten „Himmelsraum daher auf dunklen Wolken. „Da fuhr ein funkelnder Blitz durch die „Finſterniß und ich ſchrie laut auf: Ma„thilde! — Ich war erwacht, der Traum „verrauſcht. Das Herz bebte mir vor ſelt„ſamer ſüßer Angſt, vor unbeſchreiblicher „Wonne. Ich wußte, daß ich laut gerufen: „Mathilde! Ich erſchrak darüber, denn ich „glaubte, daß Flur und Wald, daß alle „Berge, alle Klüfte den ſüßen Namen wie„dertönen, daß tauſend Stimmen es ihr

„ſelbſt ſagen würden, wie unausſprechlich
„bis zum Tode ich ſie liebe; daß ſie — ſie
„der funkelnde Stern ſey, der in mein In-
„nerſtes ſtrahlend allen zehrenden Schmerz
„troſtloſer Sehnſucht geweckt, ja daß nun
„die Liebesflammen hoch empor gelodert, und
„daß meine Seele dürſte — ſchmachte nach
„ihrer Schönheit und Holdſeligkeit! — Du
„haſt nun, Wolfframb, mein Geheimniß
„und magſt es tief in deiner Bruſt begra-
„ben. Du gewahrſt, daß ich ruhig bin und
„heiter, und trauſt mir wohl, wenn ich dich
„verſichere, daß ich lieber untergehen als in
„thörigtem Treiben mich Euch allen verächt-
„lich machen werde. Dir — dir, der
„Mathilden liebt, dem ſie mit gleicher Liebe
„hingeneigt, mußt' ich ja eben alles ſagen,
„alles vertrauen. So wie ich geneſen, ziehe
„ich, die Todeswunde in der blutenden Bruſt,
„fort in fremde Lande. Hörſt du dann, daß
„ich geendet, ſo magſt du Mathilden es ſa-
„gen, daß ich —"

Der Jüngling vermochte nicht weiter zu
ſprechen, er ſank wieder in die Kiſſen und

kehrte das Geſicht hin nach der Wand. Sein ſtarkes Schluchzen verrieth den Kampf in ſeinem Innern. Wolfframb von Eſchinbach war nicht wenig beſtürzt über das, was ihm Heinrich eben entdeckt hatte. Den Blick zur Erde geſenkt ſaß er da und ſann und ſann, wie nun der Freund zu retten von dem Wahnſinn thörigter Leidenſchaft, die ihn ins Verderben ſtürzen mußte. —

Er verſuchte allerlei tröſtende Worte zu ſprechen, ja ſogar den kranken Jüngling zu vermögen, daß er nach der Wartburg zurückkehre und, Hoffnung in der Bruſt, keck hineintrete in den hellen Sonnenglanz, den die edle Dame Mathilde um ſich verbreite. Er meinte ſogar, daß er ſelbſt ſich Mathildens Gunſt auf keine andere Weiſe erfreue als durch ſeine Lieder, und daß ja eben ſo gut Ofterdingen ſich in ſchönen Liedern aufſchwingen und ſo um Mathildens Gunſt werben könne. Der arme Heinrich ſchaute ihn aber an mit trübem Blick und ſprach: — „Niemals werdet ihr mich wohl auf der Wartburg wiederſehen. Soll ich mich denn in

die

„die Flammen ſtürzen? — Sterb' ich denn „nicht fern von ihr den ſchöneren ſüßeren „Tod der Sehnſucht?“ — Wolfframb ſchied und Ofterdingen blieb in Eiſenach.

Was ſich weiter mit Heinrich von Ofterdingen begeben.

Es geſchieht wohl, daß der Liebesſchmerz in unſerer Bruſt, die er zu zerreißen drohte, heimiſch wird, ſo daß wir ihn gar hegen und pflegen. Und die ſchneidenden Jammerlaute, ſonſt uns von unnennbarer Quaal erpreßt, werden zu melodiſchen Klagen ſüßen Weh's, die tönen wie ein fernes Eccho zurück in unſer Inneres und legen ſich lindernd und heilend an die blutende Wunde. So geſchah es auch mit Heinrich von Ofterdingen. Er blieb in heißer ſehnſüchtiger Liebe, aber er ſchaute nicht mehr in den ſchwarzen hoffnungsloſen Abgrund, ſondern er hob den Blick empor zu den ſchimmernden Frühlingswolken. Dann war es ihm, als blicke ihn die Geliebte aus fer-

ner Höhe an mit ihren holdſeligen Augen und entzünde in ſeiner Bruſt die herrlichſten Lieder, die er jemals geſungen. Er nahm die Laute herab von der Wand, beſpannte ſie mit neuen Saiten und trat hinaus in den ſchönen Frühling, der eben aufgegangen. Da zog es ihn denn nun freilich mit Gewalt hin nach der Gegend der Wartburg. Und wenn er dann in der Ferne die funkelnden Zinnen des Schloſſes erblickte und daran dachte, daß er Mathilden niemals wieder ſehen, daß ſein Lieben nur ein troſtloſes Sehnen bleiben ſolle, daß Wolfframb von Eſchinbach die Herrliche gewonnen durch die Macht des Geſanges, da gingen all die ſchönen Hoffnungsgebilde unter in düſtere Nacht und alle Todesquaalen der Eiferſucht und Verzweiflung durchſchnitten ſein Inneres. Dann floh er wie von böſen Geiſtern getrieben zurück in ſein einſames Zimmer, da vermochte er Lieder zu ſingen, die ihm ſüße Träume und in ihnen die Geliebte ſelbſt zuführten.

Lange Zeit hindurch war es ihm gelungen, die Nähe der Wartburg zu vermeiden. Eines

Tages gerieth er aber doch, ſelbſt wußte er nicht wie, in den Wald, der vor der Wartburg lag und aus dem heraustretend man das Schloß dicht vor Augen hatte. Er war zu dem Platz im Walde gekommen, wo zwiſchen dichtem Geſträuch und allerlei häßlichem ſtachlichten Geſtrüpp ſich ſeltſam geformtes mit bunten Mooſen bewachſenes Geſtein erhob. Mühſam kletterte er bis zur Mitte herauf, ſo daß er durch die Schlucht die Spitzen der Wartburg in der Ferne hervorragen ſah. Da ſetzte er ſich hin und verlor ſich, alle Quaal böſer Gedanken bekämpfend, in ſüßen Hoffnungsträumen.

Längſt war die Sonne untergegangen; aus den düſtern Nebeln, die ſich über die Berge gelagert, ſtieg in glühendem Roth die Mondesſcheibe empor. Durch die hohen Bäume ſauſ'te der Nachtwind und von ſeinem eiſigen Athem angehaucht rüttelte und ſchüttelte ſich das Gebüſch wie in Fieberſchauern. Die Nachtvögel ſchwangen ſich kreiſchend auf aus dem Geſtein und begannen ihren irren Flug. Stärker rauſchten die Waldbäche, rie-

ſelten die fernen Quellen. Aber wie nun der Mond lichter durch den Wald funkelte, wogten die Töne eines fernen Geſanges daher. Heinrich fuhr empor. Er gedachte, wie nun die Meiſter auf der Wartburg ihre frommen Nachtlieder angeſtimmt. Er ſah, wie Mathilde im Davonſcheiden noch den geliebten Wolffs ramb anblickte. Alle Liebe und Seligkeit lag in dieſem Blick, der den Zauber der ſüßeſten Träume wecken mußte in der Seele des Geliebten. — Heinrich, dem das Herz zerſpringen wollte vor Sehnſucht und Verlangen, ergriff die Laute und begann ein Lied, wie er vielleicht noch niemals eins geſungen. Der Nachtwind ruhte, Baum und Gebüſch ſchwiegen, durch die tiefe Stille des düſtern Waldes leuchteten Heinrichs Töne wie mit den Mondesſtrahlen verſchlungen. Als nun ſein Lied in bangen Liebesſeufzern dahin ſterben wollte, ſchlug dicht hinter ihm plötzlich ein gellendes ſchneidendes Gelächter auf. Entſetzt drehte er ſich raſch um und erblickte eine große finſtere Geſtalt, die, ehe er ſich noch beſinnen konnte, mit recht häßlichem höhnenden Ton alſo

begann: „Ey, habe ich doch hier ſchon eine „ganze Weile herumgeſucht, um den zu „finden, der noch in tiefer Nacht ſolche herr„liche Lieder ſingt. Alſo ſeid Ihr es, Hein„rich von Ofterdingen? — Nun wohl hätte „ich das wiſſen können, denn Ihr ſeid doch „nun einmal der allerſchlechteſte von all den „ſogenannten Meiſtern dort auf der Wart„burg, und das tolle Lied ohne Gedanken, „ohne Klang, konnte wohl nur aus Euerm „Munde kommen.“ Halb noch in Entſetzen, halb in aufglühendem Zorn rief Heinrich: „Wer „ſeyd Ihr denn, daß Ihr mich kennt und „glaubt, mich hier mit ſchnöden Worten „necken zu können?“ Dabei legte Ofterdingen die Hand an ſein Schwerdt. Aber der Schwarze ſchlug nochmals ein gellendes Gelächter auf, und dabei fiel ein Strahl in ſein leichenblaſſes Antlitz, daß Ofterdingen die wildfunkelnden Augen, die eingefallnen Wangen, den ſpitzigen röthlichen Bart, den zum grinſenden Lachen verzogenen Mund, die ſchwarze reiche Kleidung, das ſchwarzbefiederte Barett des Fremden recht deutlich gewahren

konnte. „Ey,“ ſprach der Fremde: „Ey, lieber junger Geſell Ihr werdet doch keine „Mordwaffen gegen mich gebrauchen wollen, „weil ich Eure Lieder tadle? — Freilich „möget ihr Sänger das nicht wohl leiden „und verlanget wohl gar, daß man alles „hoch preiſen ſoll, was von Euch berühmten „Leuten kommt, ſey es nun auch von Grund „aus ſchlecht. Aber eben daran, daß ich „das nicht achte, ſondern Euch geradezu „heraus ſage, daß Ihr ſtatt ein Meiſter, „höchſtens ein mittelmäßiger Schüler der „edlen Kunſt des Geſanges zu nennen ſeid, „ja eben daran ſolltet Ihr erkennen, daß ich „Euer wahrer Freund bin und es gut mit „Euch meine.“ „Wie könnt ihr,“ ſprach „Oſterdingen, von unheimlichen Schauern erfaßt, „wie könnt Ihr mein Freund ſeyn „und es gut mit mir meinen, da ich mich „gar nicht erinnere, Euch jemals geſehen zu „haben?“ — Ohne auf dieſe Frage zu antworten, fuhr der Fremde fort: „Es iſt hier „ein wunderlich ſchöner Platz, die Nacht gar „behaglich, ich werde mich im traulichen

„Mondesſchimmer zu Euch ſetzen, und wir „können, da Ihr doch jetzt nicht nach Eiſe„nach zurückkehren werdet, noch ein wenig „mit einander plaudern. Horcht auf meine „Worte, ſie können Euch lehrreich ſeyn.“ Damit ließ ſich der Fremde auf den großen bemooſten Stein dicht neben Ofterdingen nieder. Dieſer kämpfte mit den ſeltſamſten Gefühlen. Furchtlos wie er ſonſt wohl ſeyn mochte, konnte er ſich doch in der öden Einſamkeit der Nacht an dieſem ſchaurigen Orte des tiefen Grauens nicht erwehren, das des Mannes Stimme und ſein ganzes Weſen erweckte. Es war ihm, als müſſe er ihn den jähen Abhang hinab in den Waldſtrom ſtürzen, der unten brauſte. Dann fühlte er ſich aber wieder gelähmt an allen Gliedern. — Der Fremde rückte indeſſen dicht an Ofterdingen heran und ſprach leiſe, beinahe ihm ins Ohr flüſternd: „Ich komme von der Wartburg — ich habe „dort oben die gar ſchlechte ſchülermäßige „Singerei der ſogenannten Meiſter gehört; „aber die Dame Mathilde iſt von ſolch hol„dem und anmuthigen Weſen wie vielleicht

„keine mehr auf Erden.“ Mathilde!“ rief „Oſterdingen mit dem Ton des ſchneidendſten „Wehs. „Hoho!“ — lachte der Fremde, „hoho junger Geſell, liegt es Euch daran? „Doch laßt uns jetzt von ernſthaften, oder „vielmehr von hohen Dingen reden: ich „meine von der edlen Kunſt des Geſanges. „Mag es ſeyn, daß Ihr alle dort oben es „recht gut meint mit Euern Liedern, daß „Euch das alles ſo recht ſchlicht und natür„lich herauskommt, aber von der eigentlichen „tiefern Kunſt des Sängers habt ihr wohl „gar keinen Begriff. Ich will Euch nur eini„ges davon andeuten, dann werdet Ihr „wohl ſelbſt einſehen, wie Ihr auf dem „Wege, den Ihr wandelt, niemals zu dem „Ziel gelangen könnet, das Ihr Euch vor„geſteckt habt.“ Der Schwarze begann nun in ganz abſonderlichen Reden, die beinahe anzuhören wie fremde ſeltſame Lieder, die wahre Kunſt des Geſanges zu preiſen. Indem der Fremde ſprach, ging Bild auf Bild in Heinrichs Seele auf und verſchwand wie vom Sturm verhaucht; es war als erſchlöſſe

ſich ihm eine ganz neue Welt voll üppiger Geſtalten. Jedes Wort des Fremden entzündete Blitze, die ſchnell aufloderten und eben ſo ſchnell wieder erloſchen. Nun ſtand der Vollmond hoch über dem Walde. Beide, der Fremde und Heinrich, ſaßen in vollſtem Licht und dieſer bemerkte nun wohl, daß des Fremden Antlitz gar nicht ſo abſcheulich war, als es ihm erſt vorgekommen. Funkelte auch aus ſeinen Augen ein ungewöhnliches Feuer, ſo ſpielte doch (wie Heinrich bemerken wollte) um den Mund ein liebliches Lächeln und die große Habichtsnaſe, die hohe Stirne dienten nur dazu, dem ganzen Geſicht den vollſten Ausdruck tüchtiger Kraft zu geben. „Ich weiß nicht,“ ſprach Ofterdingen, als der Fremde innehielt, „ich weiß nicht, welch ein wunder„liches Gefühl Eure Reden in mir erwecken. „Es iſt mir, als erwache erſt jetzt in mir „die Ahnung des Geſanges, als wäre das „alles, was ich bisher dafür gehalten, ganz „ſchlecht und gemein, und nun erſt werde „mir die wahre Kunſt aufgehen. Ihr ſeid „gewiß ſelbſt ein hoher Meiſter des Geſanges

„und werdet mich wohl als Euern fleißigen, „wißbegierigen Schüler annehmen, warum „ich Euch gar herzlich bitte.“ Der Fremde ſchlug wieder ſeine häßliche Lache auf, erhob ſich vom Sitze und ſtand ſo rieſengroß mit wildverzerrtem Antlitz, vor Heinrich von Oſterdingen, daß dieſem jenes Grauen wieder ankam, das er empfunden, als der Fremde auf ihn zutrat. Dieſer ſprach mit ſtarker Stimme, die weit durch die Klüfte hallte: „Ihr meint, ich ſey ein hoher Meiſter des „Geſanges? — Nun zu Zeiten mag ich's „wohl ſeyn, aber mit Lehrſtunden kann ich „mich ganz und gar nicht abgeben. Mit „gutem Rath diene ich gern ſolchen wißbe„gierigen Leuten, wie Ihr einer zu ſeyn „ſcheint. Habt Ihr wohl von dem in aller „Wiſſenſchaft tief erfahrnen Meiſter des „Geſanges, Klingsohr geheißen, reden hö„ren? Die Leute ſagen, er ſey ein großer „Negromant und habe ſogar Umgang mit „Jemanden, der nicht überall gern geſehen. „Laßt Euch das aber nicht irren, denn was „die Leute nicht verſtehen und handhaben

„können, das ſoll gleich was Uebermenſch-
„liches ſeyn, was dem Himmel angehört
„oder der Hölle. Nun! — Meiſter Klings-
„ohr wird Euch den Weg zeigen, der Euch
„zum Ziele führt. Er hauſet in Siebenbür-
„gen, zieht hin zu ihm. Da werdet Ihr
„erfahren, wie die Wiſſenſchaft und Kunſt
„dem hohen Meiſter alles, was es Ergötzli-
„ches giebt auf Erden, geſpendet hat in ho-
„hem Maaße: Ehre — Reichthum — Gunſt
„der Frauen. — Ja, junger Geſell! Wäre
„Klingsohr hier, was gält' es, er brächte
„ſelbſt den zärtlichen Wolframb von Eſchin-
„bach, den ſeufzenden Schweizerhirten, um
„die ſchöne Gräfin Mathilde?" „Warum
„nennt Ihr den Namen?" — fuhr Heinrich
„von Oſterdingen zornig auf, verlaßt mich,
„Eure Gegenwart erregt mir Schauer!" —
„Hoho," lachte der Fremde, werdet nur
„nicht böſe, kleiner Freund! — An den Schau-
„ern, die Euch ſchütteln, iſt die kühle Nacht
„Schuld und Euer dünnes Wamms, aber
„nicht ich. War es Euch denn nicht wohl
„zu Muthe, als ich erwärmend an Eurer

„Seite ſaß? — Was Schauer, was Er„ſtarren! mit Glut und Blut kann ich „Euch dienen: — Gräfin Mathilde! — ja „ich meinte nur, daß die Gunſt der Frauen „erlangt wird durch den Geſang, wie ihn „Meiſter Klingsohr zu üben vermag. Ich „habe zuvor Eure Lieder verachtet, um Euch „ſelbſt auf Eure Stümperei aufmerkſam zu „machen. Aber daran, daß Ihr gleich das „Wahre ahntet, als ich von der eigentlichen „Kunſt zu Euch ſprach, habt Ihr mir Eure „guten Anlagen hinlänglich bewieſen. Viel„leicht ſeyd Ihr beſtimmt, in Meiſter Klings„ohrs Fußtapfen zu treten und dann würdet „Ihr Euch wohl mit gutem Glück um Ma„thildens Gunſt bewerben können. Macht „Euch auf! — zieht nach Siebenbürgen. — „Aber wartet, ich will Euch, könnt Ihr „nicht gleich nach Siebenbürgen ziehen, zum „fleißigen Studium ein kleines Buch ver„ehren, das Meiſter Klingsohr verfaßt hat „und das nicht allein die Regeln des wahren „Geſanges, ſondern auch einige treffliche Lie„der des Meiſters enthält.“

Damit hatte der Fremde ein kleines Buch hervorgeholt, deſſen blutrother Deckel hell im Mondenſchein flimmerte. Das überreichte er Heinrich von Oſterdingen. So wie dieſer es faßte trat der Fremde zurück und verſchwand im Dickigt.

Heinrich verſank in Schlaf. Als er erwachte, war die Sonne ſehr hoch aufgeſtiegen. Lag das rothe Buch nicht auf ſeinem Schooße, er hätte die ganze Begebenheit mit dem Fremden für einen lebhaften Traum gehalten.

Von der Gräfin Mathilde. Ereigniſſe auf der Wartburg.

Gewiß, vielgeliebter Leſer! befandeſt du dich einmal in einem Kreiſe, der, von holden Frauen, ſinnvollen Männern gebildet, ein ſchöner, von den verſchiedenſten in Duft und Farbenglanz mit einander wetteifernden Blumen geflochtener Kranz zu nennen. Aber wie der ſüße Wohllaut der Muſik über alle

hinhauchend in jedes Bruſt die Freude weckt und das Entzücken, ſo war es auch die Holdſeligkeit einer hochherrlichen Frau, die über alle hinſtrahlte und die anmuthige Harmonie ſchuf, in der ſich alles bewegte. In dem Glanz ihrer Schönheit wandelnd, in die Muſik ihrer Rede einſtimmend erſchienen die andern Frauen ſchöner, liebenswürdiger als ſonſt, und die Männer fühlten ihre Bruſt erweitert und vermochten mehr als jemals die Begeiſterung, die ſonſt ſcheu ſich im Innern verſchloß, auszuſtrömen in Worten oder Tönen, wie es denn eben die Ordnung der Geſellſchaft zuließ. So ſehr die Königin ſich mit frommen kindlichen Weſen mühen mochte, ihre Huld jedem zuzutheilen in gleichem Maaße, doch gewahrte man, wie ihr Himmelsblick länger ruhte auf jenem Jüngling, der ſchweigend ihr gegenüber ſtand und deſſen vor ſüßer Rührung in Thränen glänzende Augen die Seeligkeit der Liebe verkündeten, die ihm aufgegangen. Mancher mochte wohl den Glücklichen beneiden, aber keiner konnte ihn darum haſſen, ja vielmehr

jeder, der ſonſt mit ihm in Freundſchaft verbunden, liebte ihn nun noch inniger, um ſeiner Liebe willen.

So geſchah es, daß an dem Hofe Landgraf Hermanns von Thüringen in dem ſchönen Kranz der Frauen und Dichter die Gräfin Mathilde, Wittwe des in hohem Alter verſtorbenen Grafen Cuno von Falkenſtein, die ſchönſte Blume war, welche mit Duft und Glanz alle überſtrahlte.

Wolfframb von Eſchinbach, von ihrer hohen Anmuth und Schönheit tief gerührt, ſo wie er ſie erblickte, kam bald in heiße Liebe. Die andern Meiſter, wohl auch von der Holdſeligkeit der Gräfin begeiſtert, prieſen ihre Schönheit und Milde in vielen anmuthigen Liedern. Reinhard von Zwekhſtein nannte ſie die Dame ſeiner Gedanken, für die er ſtehen wolle im Luſtturnier und im ernſten Kampf; Walther von der Vogelweid ließ alle kecke Luſt ritterlicher Liebe aufflammen, während Heinrich Schreiber und Johannes Bitterolff ſich mühten in den wunderbarſten kunſtvollſten Gleichniſſen und Wendungen die

Dame Mathilde zu erheben. Doch Wolfframbs Lieder kamen aus der Tiefe des liebenden Herzens und trafen, gleich funkelnden ſcharfgeſpitzten Pfeilen hervorblitzend, Mathildens Bruſt. Die anderen Meiſter gewahrten das wohl, aber es war ihnen als umſtrahle Wolfframbs Liebesglück ſie alle wie ein lieblicher Sonnenſchimmer, und gäbe auch ihren Liedern beſondere Stärke und Anmuth.

Der erſte finſtre Schatten, der in Wolfframbs glanzvolles Leben fiel, war Ofterdingens unglückliches Geheimniß. Wenn er gedachte, wie die andern Meiſter ihn liebten, unerachtet gleich ihm auch ihnen Mathildens Schönheit hell aufgegangen, wie nur in Ofterdingens Gemüth ſich mit der Liebe zugleich feindſeliger Groll eingeniſtet und ihn fortgebannt in die öde freudenloſe Einſamkeit, da konnte er ſich des bittern Schmerzes nicht erwehren. Oft war es ihm, als ſey Ofterdingen nur von einem verderblichen Wahnſinn befangen, der austoben werde, dann aber fühlte er wieder recht lebhaft, daß er ſelbſt es ja auch nicht würde haben ertragen können,

wenn

wenn er ſich hoffnungslos um Mathildens Gunſt beworben. Und, ſprach er zu ſich ſelbſt, und welche Macht hat denn meinem Anſpruch größeres Recht gegeben? Gebührt mir denn irgend ein Vorzug vor Ofterdingen? — Bin ich beſſer, verſtändiger, liebenswürdiger als er? Wo liegt der Abſtand zwiſchen uns beiden? — Alſo nur die Macht eines feindlichen Verhängniſſes, das mich ſo gut als ihn hätte treffen können, drückt ihn zu Boden und ich, der treue Freund, gehe unbekümmert vorüber, ohne ihm die Hand zu reichen. — Solche Betrachtungen führten ihn endlich zu dem Entſchluß, nach Eiſenach zu gehen und alles nur mögliche anzuwenden, Ofterdingen zur Rückkehr nach der Wartburg zu bewegen. Als er indeſſen nach Eiſenach kam, war Heinrich von Ofterdingen verſchwunden, niemand wußte, wohin er gegangen. Traurig kehrte Wolfframb von Eſchinbach zurück nach der Wartburg und verkündete dem Landgrafen und den Meiſtern Ofterdingens Verluſt. Nun erſt zeigte ſich recht, wie ſehr ſie ihn alle geliebt, trotz ſeines zerriſſenen oft bis zur höh-

nenden Bitterkeit mürriſchen Weſens. Man betrauerte ihn wie einen Todten, und lange Zeit hindurch lag dieſe Trauer wie ein düſtrer Schleier auf allen Geſängen der Meiſter und nahm ihnen allen Glanz und Klang, bis endlich das Bild des Verlornen immer mehr und mehr entwich in weite Ferne.

Der Frühling war gekommen und mit ihm alle Luſt und Heiterkeit des neu erkräftigten Lebens. Auf einem anmuthigen von ſchönen Bäumen eingeſchloſſenen Platz im Garten des Schloſſes waren die Meiſter verſammelt, um das junge Laub, die hervorſprießenden Blüten und Blumen mit freudigen Liedern zu begrüßen. Der Landgraf, Gräfin Mathilde, die andern Damen hatten ſich ringsumher auf Sitzen niedergelaſſen, eben wollte Wolfframb von Eſchinbach ein Lied beginnen, als ein junger Mann, die Laute in der Hand, hinter den Bäumen hervortrat. Mit freudigem Erſchrecken erkannten alle in ihm den verloren geglaubten Heinrich von Ofterdingen. Die Meiſter gingen auf ihn zu mit freundlichen herzlichen Grü-

ßen. Ohne das aber ſonderlich zu beachten nahte er ſich dem Landgrafen, vor dem, und dann vor der Gräfin Mathilde, er ſich ehr-furchsvoll neigte. Er ſey, ſprach er dann, von der böſen Krankheit, die ihn befallen, nun gänzlich geneſen und bitte, wolle man ihn vielleicht aus beſonderen Gründen nicht mehr in die Zahl der Meiſter aufnehmen, ihm doch zu erlauben, daß er ſo gut wie die Andern ſeine Lieder abſinge. Der Landgraf meinte dagegen, ſey er auch eine Zeitlang abweſend geweſen, ſo ſey er doch deshalb keineswegs aus der Reihe der Meiſter ge-ſchieden und er wiſſe nicht, wodurch er ſich dem ſchönen Kreiſe, der hier verſammelt, entfremdet glaube. Damit umarmte ihn der Landgraf und wies ihm ſelbſt den Platz zwi-ſchen Walther von der Vogelweid und Wolff-ramb von Eſchinbach an, wie er ihn ſonſt gehabt. Man merkte bald, daß Ofterdingens Weſen ſich ganz und gar verändert. Statt daß er ſonſt den Kopf gebeugt, den Blick zu Boden geſenkt daher ſchlich, trat er jetzt, das Haupt emporgerichtet, ſtarken Schrittes einher.

So blaß als zuvor war das Antlitz, aber der Blick, ſonſt irr umherſchweifend, feſt und durchbohrend. Statt der tiefen Schwermuth lag jetzt ein düſtrer ſtolzer Ernſt auf der Stirn und ein ſeltſames Muskelſpiel um Mund und Wange ſprach bisweilen recht unheimlichen Hohn aus. Er würdigte die Meiſter keines Wortes, ſondern ſetzte ſich ſchweigend auf ſeinen Platz. Während die andern ſangen, ſah er in die Wolken, ſchob ſich auf dem Sitz hin und her, zählte an den Fingern, gähnte, kurz bezeigte auf alle nur mögliche Weiſe Unmuth und Langeweile. Wolfframb von Eſchinbach ſang ein Lied zum Lobe des Landgrafen und kam dann auf die Rückkehr des verloren geglaubten Freundes, die er ſo recht aus dem tiefſten Gemüth ſchilderte, daß ſich alle innig gerührt fühlten. Heinrich von Oſterdingen runzelte aber die Stirn und nahm, ſich von Wolfframb abwendend, die Laute, auf ihr einige wunderbare Akkorde anſchlagend. Er ſtellte ſich in die Mitte des Kreiſes nnd begann ein Lied, deſſen Weiſe ſo ganz anders als alles, was die

andern geſungen, ſo unerhört war, daß alle in die größte Verwunderung, ja zuletzt in das höchſte Erſtaunen geriethen. Es war als ſchlüge er mit ſeinen gewaltigen Tönen an die dunklen Pforten eines fremden verhängnißvollen Reichs und beſchwöre die Geheimniſſe der unbekannten dort hauſenden Macht herauf. Dann rief er die Geſtirne an, und indem ſeine Lautentöne leiſer liſpelten, glaubte man der Sphären klingenden Reigen zu vernehmen. Nun rauſchten die Akkorde ſtärker, und glühende Düfte wehten daher und Bilder üppigen Liebesglücks flammten in dem aufgegangenen Eden aller Luſt. Jeder fühlte ſein Inneres erbeben in ſeltſamen Schauern. Als Ofterdingen geendet, war alles in tiefem Schweigen verſtummt, aber dann brach der jubelnde Beifall ſtürmiſch hervor. Die Dame Mathilde erhob ſich ſchnell von ihrem Sitz, trat auf Ofterdingen zu, und drückte ihm den Kranz auf die Stirne, den ſie als Preis des Geſanges in der Hand getragen.

Eine flammende Röthe fuhr über Ofterdingens Antlitz, er ließ ſich nieder auf die Knie und drückte die Hände der ſchönen Frau mit Inbrunſt an ſeine Bruſt. Als er aufſtand, traf ſein funkelnder ſtechender Blick den treuen Wolfframb von Eſchinbach, der ſich ihm nahen wollte, aber wie von einer böſen Macht feindlich berührt zurückwich. Nur ein Einziger ſtimmte nicht ein in den begeiſterten Beifall der übrigen und das war der Landgraf, welcher, als Ofterdingen ſang, ſehr ernſt und nachdenklich geworden und kaum vermochte, etwas zum Lobe ſeines wunderbaren Liedes zu ſagen. Ofterdingen ſchien ſichtlich darüber erzürnt. Es begab ſich, daß am ſpäten Abend, als ſchon die tiefe Dämmerung eingebrochen, Wolfframb von Eſchinbach den geliebten Freund, den er überall vergebens geſucht, in einem Luſtgange des Schloßgartens traf. Er eilte auf ihn zu, er drückte ihn an ſeine Bruſt und ſprach: „So „biſt du denn, mein herzlieber Bruder, der „erſte Meiſter des Geſanges worden, den „es wohl auf Erden geben mag. Wie haſt

„du es denn angefangen, das zu erfaſſen,
„was wir alle, was du ſelbſt wohl nicht
„ahnteſt? — Welcher Geiſt ſtand dir zu
„Gebot, der dir die wunderbaren Weiſen
„einer andern Welt lehrte? — O du herr-
„licher hoher Meiſter, laß dich noch einmal
„umarmen.“ „Es iſt,“ ſprach Heinrich von
Ofterdingen, indem er Wolfframbs Umar-
„mung auswich, es iſt gut, daß du es er-
„kenneſt, wie hoch ich mich über Euch ſoge-
„nannte Meiſter emporgeſchwungen habe, oder
„vielmehr wie ich allein dort gelandet und hei-
„miſch worden, wohin ihr vergebens ſtrebt auf
„irren Wegen. Du wirſt es mir dann nicht ver-
„argen, wenn ich Euch Alle mit Eurer ſchnöden
„Singerei recht albern und langweilig finde.“
„So verachteſt du uns, erwiederte Wolff-
„ramb, die du ſonſt hoch in Ehren hielteſt,
„nunmehro ganz und gar, und magſt nichts
„mehr mit uns ins gemein haben? — Alle
„Freundſchaft, alle Liebe iſt aus deiner Seele
„gewichen, weil du ein höherer Meiſter biſt
„als wir es ſind! — Auch mich — mich
„hältſt du deiner Liebe nicht mehr werth,

„weil ich vielleicht mich nicht ſo hoch hin„aufzuſchwingen vermag in meinen Liedern „als du? — Ach Heinrich, wenn ich dir „ſagen ſollte, wie es mir bei deinem Geſange „ums Herz war.“ — „Magſt mir,“ ſprach Heinrich von Oſterdingen indem er höhniſch lachte, „magſt mir das ja nicht „verſchweigen, es kann für mich lehrreich „ſeyn.“ „Heinrich!“ begann Wolframb mit ſehr ernſtem und feſten Ton, Heinrich! „es iſt wahr, dein Lied hatte eine ganz „wunderbare unerhörte Weiſe und die Ge„danken ſtiegen hoch empor, bis über die „Wolken, aber mein Inneres ſprach, ſolch „ein Geſang könne nicht herausſtrömen aus „dem rein menſchlichen Gemüth, ſondern „müſſe das Erzeugniß fremder Kräfte ſeyn, „ſo wie der Negromant die heimiſche Erde „düngt mit allerlei magiſchen Mitteln, daß „ſie die fremde Pflanze des fernſten Landes „hervorzutreiben vermag. — Heinrich, du „biſt gewiß ein großer Meiſter des Geſanges „geworden und haſt es mit gar hohen Dingen „zu thun, aber! — verſtehſt du noch den

„ſüßen Gruß des Abendwindes, wenn du „durch des Waldes tiefe Schatten wandelſt? „Geht dir noch das Herz auf in frohem „Muth bei dem Rauſchen der Bäume, dem „Brauſen des Waldſtroms? Blicken dich noch „die Blumen an mit frommen Kindesaugen? „Willſt du noch vergehen in Liebesſchmerz „bei den Klagen der Nachtigall? Wirft dich „dann noch ein unendliches Sehnen an die „Bruſt, die ſich dir liebend aufgethan? — „Ach, Heinrich, es war manches in deinem „Liede, wobei mich ein unheimliches Grauen „erfaßte. Ich mußte an jenes entſetzliche „Bild von den am Ufer des Acheron her⸗ „umſchwankenden Schatten denken, das du „einmal dem Landgrafen aufſtellteſt, als er „dich um die Urſache deiner Schwermuth „befragte. Ich mußte glauben, aller Liebe „habeſt du entſagt, und was du dafür ge⸗ „wonnen, wäre nur der troſtloſe Schatz des „verirrten Wanderers in der Wüſte. — „Es iſt mir, — ich muß es dir geradezu „herausſagen, — es iſt mir, als wenn du „deine Meiſterſchaft mit aller Freude des

„Lebens, die nur dem frommen kindlichen „Sinn zu Theil wird, erkauft hätteſt. Eine „düſtre Ahnung befängt mich. Ich denke „daran, was dich von der Wartburg forttrieb, „und wie du hier wieder erſchienen biſt. Es „kann dir nun manches gelingen — vielleicht „geht der ſchöne Hoffnungsſtern, zu dem ich „bis jetzt empor blickte, auf ewig für mich „unter, — doch Heinrich! — hier! — faſſe „meine Hand, nie kann irgend ein Groll „gegen dich in meiner Seele Raum finden! „— Alles Glücks unerachtet, das dich über⸗„ſtrömt, findeſt du dich vielleicht einmal „plötzlich an dem Rande eines tiefen boden⸗„loſen Abgrundes und die Wirbel des Schwin⸗„dels erfaſſen dich und du willſt rettungslos „hinabſtürzen, dann ſtehe ich feſten Muthes „hinter dir und halte dich feſt mit ſtarken „Armen.“

Heinrich von Ofterdingen hatte alles, was Wolfframb von Eſchinbach ſprach, in tiefem Schweigen angehört. Jetzt verhüllte er ſein Geſicht im Mantel und ſprang ſchnell hinein in das Dickicht der Bäume. Wolff⸗

ramb hörte, wie er leiſe ſchluchzend und ſeufzend ſich entfernte.

Der Krieg von Wartburg.

So ſehr die andern Meiſter Anfangs die Lieder des ſtolzen Heinrichs von Oſterdingen bewundert und hoch erhoben hatten, ſo geſchah es doch, daß ſie bald von falſchen Weiſen, von dem eitlen Prunk, ja von der Ruchloſigkeit der Lieder zu ſprechen begannen, die Heinrich vorbringe. Nur die Dame Mathilde hatte ſich mit ganzer Seele zu dem Sänger gewendet, der ihre Schönheit und Anmuth auf eine Weiſe pries, die alle Meiſter, Wolfframb von Eſchinbach, der ſich kein Urtheil erlaubte, ausgenommen, für heidniſch und abſcheulich erklärten. Nicht lange währte es, ſo war die Dame Mathilde in ihrem Weſen ganz und gar verändert. Mit höhnendem Stolz ſah ſie herab auf die andern Meiſter, und ſelbſt dem armen Wolfframb von Eſchinbach hatte ſie ihre Gunſt entzogen. Es kam ſo weit, daß Heinrich von Oſterdingen die Gräfin Mathilde unterrichten mußte in der Kunſt des Geſanges, und ſie ſelbſt begann

Lieder zu dichten, die gerade ſo klingen ſollten, wie die, welche Ofterdingen ſang. Seit dieſer Zeit war es aber, als ſchwände von der berückten Frau alle Anmuth und Holdſeligkeit. Alles vernachläſſigend, was zur Zierde holder Frauen dient, ſich alles weiblichen Weſens entſchlagend, wurde ſie zum unheimlichen Zwitterweſen, von den Frauen gehaßt, von den Männern verlacht. Der Landgraf, befürchtend, daß der Wahnſinn der Gräfin wie eine böſe Krankheit die andern Damen des Hofes ergreifen könne, erließ einen ſcharfen Befehl, daß keine Dame bei Strafe der Verbannung ſich an das Dichten machen ſolle, wofür ihm die Männer, denen Mathildens Schickſal Schrecken eingejagt, herzlich dankten. Die Gräfin Mathilde verließ die Wartburg und bezog ein Schloß unfern Eiſenach, wohin ihr Heinrich von Ofterdingen gefolgt wäre, hätte der Landgraf ihm nicht befohlen, noch den Kampf auszufechten, den ihm die Meiſter geboten. „Ihr habt,“ ſprach Landgraf Hermann zu dem übermüthigen Sänger, „Ihr „habt durch eure ſeltſame unheimliche Weiſe

„den ſchönen Kreis, den ich hier verſammelt, „gar häßlich geſtört. Mich konntet Ihr „niemals bethören, denn von dem erſten „Augenblick an habe ich es erkannt, daß eure „Lieder nicht aus der Tiefe eines wackern „Sängergemüths kommen, ſondern nur die „Frucht der Lehren irgend eines falſchen „Meiſters ſind. Was hilft aller Prunk, aller „Schimmer, aller Glanz, wenn er nur dazu „dienen ſoll, einen todten Leichnam zu um„hüllen. Ihr ſprecht von hohen Dingen, „von den Geheimniſſen der Natur, aber „nicht wie ſie, ſüße Ahnungen des höhern „Lebens, in der Bruſt des Menſchen aufgehen, „ſondern wie ſie der kecke Aſtrolog begreifen „und meſſen will mit Zirkel und Maaßſtab. „Schämt euch, Heinrich von Ofterdingen, „daß Ihr ſo geworden ſeyd, daß euer wack„rer Geiſt ſich gebeugt hat unter die Zucht „eines unwürdigen Meiſters.“

„Ich weiß nicht,“ erwiederte Heinrich von Ofterdingen, „ich weiß nicht, mein hoher „Herr, in wiefern ich Euern Zorn, Eure „Vorwürfe verdiene. Vielleicht ändert Ihr

„indeſſen Eure Meinung, wenn Ihr erfahrt, „welcher Meiſter mir dasjenige Reich des „Geſanges, welches deſſen eigentlichſte Hei„math iſt, erſchloſſen. In tiefer Schwer„muth hatte ich Euern Hof verlaſſen, und „wohl mocht' es ſeyn, daß der Schmerz, „der mich vernichten wollte, nur das ge„waltſame Treiben war, der ſchönen Blüte, „die in meinem Innern verſchloſſen nach „dem befruchtenden Athem der höheren Na„tur ſchmachtete. Auf ſeltſame Weiſe kam „mir ein Büchlein in die Hände, in welchem „der höchſte Meiſter des Geſanges auf Erden „mit der tiefſten Gelehrſamkeit die Regeln „der Kunſt entwickelt und ſelbſt einige Lieder „hinzugefügt hatte. Je mehr ich nun in „dieſem Büchlein las, deſto klarer wurde es „mir, daß es wohl gar dürftig ausfalle, „wenn der Sänger nur vermöge, das in „Worte zu faſſen, was er nun gerade im „Herzen zu empfinden glaubt. Doch dies „nicht genug — ich fühlte nach und nach „mich wie verknüpft mit unbekannten Mäch„ten, die oft ſtatt meiner aus mir heraus

„ſangen und doch war und blieb ich der
„Sänger. Meine Sehnſucht, den Meiſter
„ſelbſt zu ſchauen und aus ſeinem eignen
„Munde die tiefe Weisheit, den richtenden
„Verſtand ausſtrömen zu hören, wurde zum
„unwiderſtehlichen Triebe. Ich machte mich
„auf, und wanderte nach Siebenbürgen.
„Ja! — vernehmt es, mein hoher Herr!
„Meiſter Klingsohr ſelbſt iſt es, den ich
„aufſuchte und dem ich den kühnen überirdi-
„ſchen Schwung meiner Lieder verdanke.
„Nun werdet Ihr wohl von meinen Beſtre-
„bungen günſtiger urtheilen.“

„Der Herzog von Öſterreich,“ ſprach
„der Landgraf, hat mir gar viel zu dem
„Lobe Eures Meiſters geſagt und geſchrieben.
„Meiſter Klingsohr, iſt ein in tiefen gehei-
„men Wiſſenſchaften erfahrener Mann. Er
„berechnet den Lauf der Geſtirne und erkennt
„die wunderbaren Verſchlingungen ihres
„Ganges mit unſerer Lebensbahn. Ihm ſind
„die Geheimniſſe der Metalle, der Pflanzen,
„des Geſteins offenbar, und dabei iſt er
„erfahren in den Händeln der Welt, und

„ſteht dem Herzog von Oeſterreich zur Seite „mit Rath und That. Wie das Alles aber „nun mit dem reinen Gemüth des wahren „Sängers beſtehen mag, weiß ich nicht und „glaube auch wohl, daß eben deßhalb Meiſter „Klingsohrs Lieder, ſo künſtlich und wohl „ausgedacht, ſo ſchön geformt ſie auch ſeyn „mögen, mein Gemüth ganz und gar nicht „rühren können. — Nun, Heinrich von „Oſterdingen, meine Meiſter, beinahe erzürnt „über Dein ſtolzes hochfahrendes Weſen, wollen „mit Dir um den Preis ſingen einige Tage „hindurch, das mag denn nun geſchehen.“

Der Kampf der Meiſter begann. Sey es aber nun, daß Heinrichs, durch falſche Lehren irre gewordener Geiſt, ſich gar nicht mehr zu faſſen vermochte in dem reinen Strahl des wahrhaftigen Gemüths, oder daß beſondere Begeiſterung die Kraft der andern Meiſter verdoppelte: — genug! — jeder, wider Oſterdingen ſingend, jeder ihn beſiegend, erhielt den Preis, um den dieſer ſich vergebens mühte. Oſterdingen ergrimmte über dieſe Schmach und begann nun Lieder,

die,

die, mit verhöhnenden Anſpielungen auf den Landgrafen Hermann, den Herzog von Oeſterreich Leopold den Siebenten bis über die Sterne erhoben und ihn die hellfunkelnde Sonne nannten, welche allein aller Kunſt aufgegangen. Kam nun noch hinzu, daß er eben ſo die Frauen am Hofe mit ſchnöden Worten angriff und die Schönheit und Holdſeligkeit der Dame Mathilde allein auf heidniſche ruchloſe Art zu preiſen fortfuhr, ſo konnt' es nicht fehlen, daß alle Meiſter, ſelbſt den ſanften Wolfframb von Eſchinbach nicht ausgenommen, in gerechten Zorn geriethen und in den heftigſten ſchonungsloſeſten Liedern ſeine Meiſterſchaft zu Boden traten. Heinrich Schreiber und Johannes Bitterolff bewieſen, den falſchen Prunk von Ofterdingens Liedern abſtreifend, die Elendigkeit der magern Geſtalt, die ſich dahinter verborgen, aber Walther von der Vogelweid und Reinhard von Zwekhſtein gingen weiter. Die ſagten, Ofterdingens ſchnödes Beginnen verdiene ſchwere Rache und die wollten ſie an ihm nehmen, mit dem Schwerdte in der Hand.

So ſah nun Heinrich von Oſterdingen ſeine Meiſterſchaft in den Staub getreten und ſelbſt ſein Leben bedroht. Voller Wuth und Verzweiflung rief er den edelgeſinnten Landgrafen Hermann an, ſein Leben zu ſchützen, ja noch mehr, die Entſcheidung des Streites über die Meiſterſchaft des Geſanges dem berühmteſten Sänger der Zeit, dem Meiſter Klingsohr zu überlaſſen. „Es iſt,“ ſprach der Landgraf, „es iſt nunmehr mit „Euch und den Meiſtern ſo weit gekommen, „daß es noch um anderes gilt als um die „Meiſterſchaft des Geſanges. Ihr habt in „euern wahnſinnigen Liedern mich, Ihr habt „die holden Frauen an meinem Hofe ſchwer „beleidigt. Euer Kampf betrifft alſo nicht „mehr die Meiſterſchaft allein, ſondern auch „meine Ehre, die Ehre der Damen. Doch „ſoll alles im Wettſingen ausgemacht werden „und ich geſtatte es, daß Euer Meiſter „Klingsohr ſelbſt entſcheide. Einer von mei„nen Meiſtern, das Loos ſoll ihn nennen, „ſtellt ſich Euch gegenüber und die Materie, „worüber zu ſingen, möget Ihr beide dann

„ſelbſt wählen. — Aber der Henker ſoll mit „entblößtem Schwerdte hinter Euch ſtehen „und wer verliert, werde augenblicklich hin„gerichtet. — Gehet, — ſchaffet, daß Mei„ſter Klingsohr binnen Jahresfriſt nach der „Wartburg komme und den Kampf auf Tod „und Leben entſcheide.“ — Heinrich von Ofterdingen machte ſich davon und ſo war zur Zeit die Ruhe auf der Wartburg wieder hergeſtellt.

Die Lieder, welche die Meiſter wider Heinrich von Ofterdingen geſungen, waren damals der Krieg von Wartburg geheißen.

Meiſter Klingsohr kommt nach Eiſenach.

Beinahe ein Jahr war verfloſſen, als die Nachricht nach der Wartburg kam, daß Meiſter Klingsohr wirklich in Eiſenach angelangt und bei dem Bürger, Helgrefe geheißen, vor dem St. Georgenthore eingezogen ſey. Die Meiſter freuten ſich nicht wenig, daß nun

wirklich der böſe Streit mit Heinrich von Oſterdingen geſchlichtet werden ſolle, keiner war aber ſo voller Ungeduld, den weltberühmten Mann von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen, als Wolfframb von Eſchinbach. Mag es ſeyn, ſprach er zu ſich ſelbſt, mag es ſeyn, daß, wie die Leute ſagen, Klingsohr böſen Künſten ergeben iſt, daß unheimliche Mächte ihm zu Gebote ſtehen, ja ihm wohl gar geholfen zur Meiſterſchaft in allem Wiſſen; aber wächſt nicht der edelſte Wein auf der verglühten Lava? Was geht es den dürſtenden Wandrer an, daß die Trauben, an denen er ſich erlabt, aus der Glut der Hölle ſelbſt emporgekeimt ſind? So will ich mich an des Meiſters tiefer Wiſſenſchaft und Lehre erfreuen, ohne weiter zu forſchen und ohne mehr davon zu bewahren, als was ein reines frommes Gemüth in ſich zu tragen vermag.

Wolfframb machte ſich alsbald auf nach Eiſenach. Als er vor das Haus des Bürgers Helgrefe kam, fand er einen Haufen Leute verſammelt, die alle ſehnſüchtig nach dem Erker hinaufblickten. Er erkannte unter ihnen

viele junge Leute als Schüler des Geſanges, die hörten nicht auf, dieſes, jenes, von dem berühmten Meiſter vorzubringen. Der eine hatte die Worte aufgeſchrieben, die Klingsohr geſprochen, als er zu Helgreſe eingetreten, der andere wußte genau, was der Meiſter zu Mittag geſpeiſet, der dritte behauptete, daß ihn der Meiſter wirklich angeblickt und gelächelt, weil er ihn als Sänger erkannt am Barett, das er genau ſo trage wie Klingsohr, der vierte fing ſogar ein Lied an, von dem er behauptete, es ſey nach Klingsohrs Weiſe gedichtet. Genug es war ein unruhiges Treiben hin und her. Wolfframb von Eſchinbach drang endlich mit Mühe durch und trat ins Haus. Helgreſe hieß ihn freundlich willkommen und lief herauf, um ihn ſeinem Begehren gemäß bei dem Meiſter melden zu laſſen. Da hieß es aber, der Meiſter ſey im Studiren begriffen und könne jetzt mit niemanden ſprechen. In zwei Stunden ſolle man wiederum anfragen. Wolfframb mußte ſich dieſen Aufſchub gefallen laſſen. Nachdem er nach zwei Stunden wieder gekommen und

noch eine Stunde gewartet, durfte Helgrefe ihn hinaufführen. Ein ſeltſam in bunter Seide gekleideter Diener öffnete die Thüre des Gemachs, und Wolfframb trat hinein. Da gewahrte er einen großen ſtattlichen Mann, in einen langen Talar von dunkelrothem Sammt mit weiten Ermeln, und mit Zobel reich beſetzt, gekleidet, der mit langſamen gravitätiſchen Schritten die Stube entlang hin und her wandelte. Sein Geſicht war beinahe anzuſehen, wie die heidniſchen Bildner ihren Gott Jupiter darzuſtellen pflegten, ſolch ein gebieteriſcher Ernſt lag auf der Stirne, ſolch drohende Flammen blitzten aus den großen Augen. Um Kinn und Wangen legte ſich ein wohlgekräuſelter ſchwarzer Bart und das Haupt bedeckte ein fremdgeformtes Barett oder ein ſonderbar verſchlungenes Tuch, man konnte das nicht unterſcheiden. Der Meiſter hatte die Arme vor der Bruſt übereinander geſchlagen und ſprach mit hellklingender Stimme im Auf- und Abſchreiten Worte, die Wolfframb gar nicht verſtand. Sich im Zimmer umſchauend, das mit Büchern

und allerley wunderlichen Geräthſchaften angefüllt war, erblickte Wolfframb in einer Eck ein kleines kaum drei Fuß hohes altes blaſſes Männlein, das auf einem hohen Stuhl vor einem Pulte ſaß und mit einer ſilbernen Feder auf einem großen Pergamentblatt ämſig alles aufzuſchreiben ſchien, was Meiſter Klingsohr ſprach. Es hatte eine feine Weile gedauert, da fielen endlich des Meiſters ſtarre Blicke auf Wolfframb von Eſchinbach und mit dem Sprechen inne haltend, blieb er in der Mitte des Zimmers ſtehen. Wolfframb begrüßte den Meiſter nun mit anmuthigen Verſen im ſchwarzen Ton. Er ſagte, wie er gekommen ſey, um ſich zu erbauen an Klingsohrs hoher Meiſterkunſt, und bat, er ſolle nun ihm antworten im gleichen Ton und ſo ſeine Kunſt hören laſſen. Da maß ihn der Meiſter mit zornigen Blicken von Kopf bis zu Fuß und ſprach dann: Ey wer ſeyd Ihr denn, junger Geſell! daß Ihr es wagt, hier ſo mit Euren albernen Verſen hereinzubrechen und mich ſogar herauszufordern, als ſollt' es ein Wettſingen gelten? Ha! Ihr ſeyd ja

wohl Wolfframb von Eſchinbach, der allerungeſchickteſte, ungelehrteſte Laye von allen, die ſich dort oben auf der Wartburg Meiſter des Geſanges nennen? — Nein, mein lieber Knabe, Ihr müßt wohl noch etwas wachſen, ehe Ihr Euch mit mir zu meſſen Verlangen tragen könnt. Einen ſolchen Empfang hatte Wolfframb von Eſchinbach gar nicht erwartet. Das Blut wallte ihm auf vor Klingsohrs ſchnöden Worten, er fühlte lebhafter als jemals die ihm innwohnende Kraft, die ihm die Macht des Himmels verliehen. Ernſt und feſt blickte er dem ſtolzen Meiſter ins Auge, und ſprach dann: „Ihr thut gar nicht „gut, Meiſter Klingsohr, daß Ihr in ſol„chen bittern, harten Ton fallet, ſtatt mir „liebreich und freundlich, wie ich Euch be„grüßte, zu antworten. Ich weiß es, daß „Ihr mir in aller Wiſſenſchaft und wohl „auch in der Kunſt des Geſanges weit über„legen ſeyd, aber das berechtigt Euch nicht „zu der eitlen Prahlerei, die Ihr als Eurer „unwürdig verachten müßtet. Ich ſage es „Euch frei heraus, Meiſter Klinsohr! daß

„ich nunmehr das glaube, was die Welt von „Euch behauptet. Die Macht der Hölle „ſollt Ihr bezwingen, Umgang mit böſen „Geiſtern ſollt Ihr haben, mittelſt der un„heimlichen Wiſſenſchaften, die Ihr getrie„ben. Daher ſoll Eure Meiſterſchaft kom„men, weil Ihr aus der Tiefe die ſchwar„zen Geiſter ins helle Leben herauf beſchwo„ren, vor denen ſich der menſchliche Geiſt „entſetzt. Und ſo iſt es nur dieſes Entſetzen, „was Euch den Sieg verſchafft, und nicht „die tiefe Rührung der Liebe, welche aus „dem reinen Gemüth des Sängers ſtrömt „in das verwandte Herz, das in ſüßen Ban„den gefangen, ihm unterthan wird. Daher „ſeyd Ihr ſo ſtolz, wie kein Sänger es „ſeyn kann, der reinen Herzens geblieben. „Hoho," erwiederte Meiſter Klingsohr, „ho„ho junger Geſell, verſteigt Euch nicht ſo „hoch! — Was meinen Umgang mit un„heimlichen Mächten betrifft, davon ſchweigt, „das verſteht Ihr nicht. Daß ich daher „meine Meiſterſchaft des Geſanges dem zu „verdanken haben ſoll, das iſt das abge-

„ſchmackte Gewäſch einfältiger Kinder. Aber „ſagt mir doch, woher Euch die Kunſt des „Geſanges gekommen? Glaubt Ihr, daß „ich nicht wußte, wie zu Siegebrunnen in „Schottland Meiſter Friedebrand Euch ei „nige Bücher borgte, die Ihr undankbar „nicht zurückgabt, ſondern an Euch behieltet, „alle Eure Lieder daraus ſchöpfend? Hey! „— hat mir der Teufel geholfen, ſo half „Euch Euer undankbares Herz.“ Wolff ramb erſchrak beinahe vor dieſem häßlichen Vorwurf. Er legte die Hand auf die Bruſt und ſprach: „So wahr mir Gott helfe! — „Der Geiſt der Lüge iſt mächtig in Euch, „Meiſter Klingsohr — wie hätte ich denn „meinen hohen Meiſter Friedebrandt ſo ſchänd „lich betrügen ſollen um ſeine herrliche Schrif „ten. Wißt, Meiſter Klingsohr, daß ich „dieſe Schriften nur ſo lange, wie Friede „brandt es wollte, in Händen hielt, daß er „ſie dann von mir wieder nahm. Habt „Ihr denn nie Euch aus den Schriften ande „rer Meiſter belehrt?“ „Mag,“ fuhr Meiſter Klingsohr fort, ohne auf Wolff

rambs Rede ſonderlich zu achten, „mag dem „ſeyn wie ihm wolle, woher möget Ihr denn „nun Eure Kunſt haben? Was berechtigt „Euch, ſich mir gleich zu ſtellen? Wißt „Ihr nicht, wie ich zu Rom, zu Paris, zu „Krakau den Studien fleißig obgelegen, wie „ich ſelbſt nach den fernſten Morgenändern gereiſet und die Geheimniſſe der weiſen Ara„ber erforſcht, wie ich dann auf allen Sing„ſchulen das Beſte gethan und wider alle, „die in den Streit mit mir gegangen, den „Preis errungen, wie ich ein Meiſter der „ſieben freien Künſte worden? — Aber Ihr, „der Ihr, entfernt von aller Wiſſenſchaft „und Kunſt, in dem öden Schweizerlande „gehauſet, der Ihr ein in aller Schrift un„erfahrner Laye geblieben, wie ſolltet Ihr „denn zur Kunſt des wahren Geſanges kom„men?" Wolfframbs Zorn hatte ſich indeſſen ganz gelegt, welches wohl daher rühren mochte, daß bei Klingsohrs prahleriſchen Reden die köſtliche Gabe des Geſanges in ſeinem Innern heller und freudiger hervorleuchtete wie die Sonnenſtrahlen ſchöner funkeln, wenn

ſie ſiegend durch die düſtern Wolken brechen, die der wilde Sturm herangejagt. Ein mildes anmuthiges Lächeln hatte ſich über ſein ganzes Antlitz gelegt, und er ſprach mit ruhigem, gefaßten Ton zu dem zornigen Meiſter Klingsohr: „Ey, mein lieber Meiſter, „wohl könnt' ich Euch entgegnen, daß, hab' „ich gleich nicht zu Rom und Paris ſtudirt, „ſuchte ich gleich nicht die weiſen Araber auf, „in ihrer eignen Heimath, ich doch nächſt „meinem hohen Meiſter Friedebrandt, dem „ich nachzog bis ins tiefe Schottland, noch „viele gar kunſtreiche Sänger vernahm, de„ren Unterricht mir vielen Nutzen brachte, „daß ich an vielen Höfen unſerer hohen deut„ſchen Fürſten gleich Euch den Preis des „Geſanges gewann. Ich meine aber, daß „wohl aller Unterricht, alles Vernehmen der „höchſten Meiſter mir gar nichts geholfen „haben würde, wenn die ewige Macht des „Himmels nicht den Funken in mein Inn„res gelegt hätte, der in den ſchönen Strah„len des Geſanges aufgeglommen, wenn ich „nicht mit liebendem Gemüth alles Falſche

„und Böſe von mir fern gehalten und noch „hielte, wenn ich nicht mich mühte in rei„ner Begeiſternng, nur das zu ſingen, was „meine Bruſt mit freudiger, ſüßer Wehmuth „ganz und gar erfüllt.“

Selbſt wußte Wolfframb von Eſchinbach nicht wie es geſchah, daß er ein herrliches Lied im güldnen Ton begann, das er erſt vor Kurzem gedichtet.

Meiſter Klingsohr ging voller Wuth auf und ab; dann blieb er vor Wolfframb ſtehen und blickte ihn an, als wolle er ihn durchbohren mit ſeinen ſtarren, glühenden Augen. Als Wolfframb geendet, legte Klingsohr beide Hände auf Wolfframbs Schultern und ſprach ſanft und gelaſſen: Nun, Wolfframb, weil Ihr es denn nicht anders wollt, ſo laßt uns um die Wette ſingen, in allerlei künſtlichen Tönen und Weiſen. Doch laßt uns anderswohin gehen, das Gemach taugt zu dergleichen nicht und Ihr ſollt überdem einen Becher edlen Weins mit mir genießen.

In dem Augenblick ſtürzte das kleine Männlein, das erſt geſchrieben, hinab von

dem Stuhle und gab bei dem harten Fall auf den Boden einen feinen ächzenden Laut von ſich. Klingsohr drehte ſich raſch um und ſtieß mit dem Fuße den Kleinen in den unter dem Pulte befindlichen Schrank, den er verſchloß. Wolfframb hörte das Männlein leiſe weinen und ſchluchzen. Nun ſchlug Klingsohr die Bücher zu, welche ringsumher offen herumlagen und jedesmal, wenn ein Deckel niederklappte, ging ein ſeltſamer ſchauerlicher Ton, wie ein tiefer Todesſeufzer, durch die Zimmer. Wunderliche Wurzeln nahm nun Klingsohr in die Hand, die in dem Augenblick anzuſehen waren wie fremde unheimliche Creaturen und mit den Faden und Aeſten zappelten, wie mit Armen und Beinen, ja oft zuckte ein kleines verzerrtes Menſchengeſichtlein hervor, das auf häßliche Weiſe grinzte und lachte. Und dabei wurd' es in den Schränken ringsumher unruhig und ein großer Vogel ſchwirrte in irrem Fluge umher, mit goldgleißendem Fittig. Die tiefe Abenddämmerung war eingebrochen, Wolfframb fühlte ſich von tiefem Grauen er-

faßt. Da nahm Klingsohr aus einer Kapſel einen Stein hervor, der ſogleich im ganzen Gemach den hellſten Sonnenglanz verbreitete. Alles wurde ſtill und Wolfframb ſah und hörte nichts mehr von dem, was ihm erſt Entſetzen erregt.

Zwei Diener, ſo ſeltſamlich in bunter Seide gekleidet, wie der, welcher erſt die Thüre des Gemachs geöffnet, traten hinein, mit prächtigen Kleidern, die ſie dem Meiſter Klingsohr anlegten.

Beide, Meiſter Klingsohr nnd Wolff'ramb von Eſchinbach, gingen nun zuſammen nach dem Rathskeller.

Sie hatten auf Verſöhnung und Freundſchaft getrunken und ſangen nun wider einander in den verſchiedenſten künſtlichſten Weiſen. Kein Meiſter war zugegen, der hätte entſcheiden können, wer den andern beſieget, aber jeder würde den Klingsohr für überwunden gehalten haben, denn ſo ſehr er ſich in großer Kunſt, in mächtigem Verſtande mühte niemals konnte er nur im mindeſten die Stärke und Anmuth der einfachen Lieder er-

reichen, welche Wolfframb von Eſchinbach vorbrachte.

Wolfframb hatte eben ein gar herrliches Lied geendet, als Meiſter Klingsohr zurückgelehnt in den Polſterſtuhl, den Blick niedergeſchlagen, mit gedämpfter düſtrer Stimme ſprach: „Ihr habt mich vorhin übermüthig „und prahleriſch genannt, Meiſter Wolff„ramb, aber ſehr würdet Ihr irren, wenn „Ihr etwa glaubtet, daß mein Blick, ver„blendet durch einfältige Eitelkeit, nicht „ſollte die wahre Kunſt des Geſanges erken„nen können, ich möge ſie nun antreffen in „der Wildniß, oder in dem Meiſterſaal. Kei„ner iſt hier, der zwiſchen uns richten könnte, „aber ich ſage Euch, Ihr habt mich über„wunden, Meiſter Wolfframb, und daß ich „Euch das ſage, daran möget Ihr auch die „Wahrhaftigkeit meiner Kunſt erkennen.“

„Ey, mein lieber Meiſter Klingsohr,“ erwiederte Wolfframb von Eſchinbach, „wohl „mocht' es ſeyn, daß eine beſondere Freu„digkeit, die in meiner Bruſt aufgegangen, „meine Lieder mir heute beſſer gelingen ließ, als

„als ſonſt, aber ferne ſey es von mir, daß „ich mich deshalb über Euch ſtellen ſollte. „Vielleicht war heute Euer Inneres ver„ſchloſſen. Pflegt es denn nicht zu geſche„hen, daß manchmal eine drückende Laſt auf „einem ruht, wie ein düſtrer Nebel auf heller „Wieſe, vor dem die Blumen nicht vermö„gen, ihre glänzenden Häupter zu erheben. „Aber erklärt Ihr Euch heute auch für „überwunden, ſo habe ich doch in Euern „ſchönen Liedern gar Herrliches vernommen „und es kann ſeyn, daß morgen Ihr den Sieg erringet.“

Meiſter Klingsohr ſprach: „Wozu hilft Euch Eure fromme Beſcheidenheit!“ ſprang dann ſchnell vom Stuhle auf, ſtellte ſich, den Rücken Wolfframb zugekehrt, unter das hohe Fenſter und ſchaute ſchweigend in die bleichen Mondesſtrahlen, die aus der Höhe hinabfielen.

Das hatte wohl einige Minuten gedauert, da drehte er ſich um, ging auf Wolfframb los und ſprach, indem ihm die Augen vor Zorn funkelten, mit ſtarker Stimme:

„Ihr habt Recht, Wolfframb von Eſchin„bach, über finſtre Mächte gebietet meine „Wiſſenſchaft, unſer inneres Weſen muß uns „entzweien. Mich habt Ihr überwunden, „aber in der Nacht, die dieſer folgt, will „ich Euch einen ſchicken, der Naſias geheiß„ßen. Mit dem beginnt ein Wettſingen und „ſeht Euch vor, daß **der** Euch nicht über„winde.“

Damit ſtürmte Meiſter Klingsohr fort zur Thüre des Rathskellers hinaus.

Naſias kommt in der Nacht zu Wolfframb von Eſchinbach.

Wolfframb wohnte in Eiſenach dem Brothauſe gegen über, bei einem Bürger, Gottſchalk geheißen. Das war ein freundlicher frommer Mann, der ſeinen Gaſt hoch in Ehren hielt. Es mochte wohl ſeyn, daß, unerachtet Klingsohr und Eſchinbach auf dem Rathskeller ſich einſam und unbelauſcht geglaubt, doch manche, vielleicht von jenen jungen Schülern des Geſanges, die dem be-

rühmten Meiſter auf Schritt und Tritt folg- ten und jedes Wort, das von ſeinen Lippen kam, zu erhaſchen ſuchten, Mittel gefunden hatten, das Wettſingen der Meiſter zu er- horchen. Durch ganz Eiſenach war das Ge- rücht gedrungen, wie Wolfframb von Eſchin- bach den großen Meiſter Klingsohr im Ge- ſange beſieget, und ſo hatte auch Gottſchalk es erfahren. Voller Freude lief er herauf zu ſeinem Gaſt und fragte, wie das nur habe geſchehen können; daß ſich der ſtolze Meiſter auf dem Rathskeller in ein Wettſingen einge- laſſen? Wolfframb erzählte getreulich, wie ſich alles begeben und verſchwieg nicht, wie Meiſter Klingsohr gedroht, ihm in der Nacht einen auf den Hals zu ſchicken, der Naſias geheißen und mit dem er um die Wette ſin- gen ſolle. Da erblaßte Gottſchalk vor Schreck, ſchlug die Hände zuſammen und rief mit wehmüthiger Stimme: „Ach du Gott im „Himmel, wißt Ihr's denn nicht, lieber „Herr, daß es Meiſter Klingsohr mit böſen „Geiſtern zu thun hat, die ihm unterthan „ſind und ſeinen Willen thun müſſen. Hel-

„greſe, bei dem Meiſter Klingsohr Woh„nung genommen, hat ſeinen Nachbarsleu„ten die wunderlichſten Dinge von ſeinem „Treiben erzählt. Zur Nachtzeit ſoll es oft „ſeyn, als wäre eine große Geſellſchaft ver„ſammelt, obſchon man niemand ins Haus „gehen ſehen, und dann beginne ein ſeltſa„mes Singen und tolles Wirthſchaften und „blendendes Licht ſtrahle durch die Fenſter! „Ach, vielleicht iſt dieſer Naſias, mit dem „er Euch bedroht, der böſe Feind ſelbſt, der „Euch ins Verderben ſtürzen wird! — Zieht „fort, lieber Herr, wartet den bedrohlichen „Beſuch nicht ab; ja ich beſchwöre Euch: zieht „fort.“ — „Ey,“ erwiederte Wolfframb von Eſchinbach, „ey, lieber Hauswirth Gott„ſchalk, wie ſollt' ich denn ſcheu dem mir „gebotenen Wettſingen ausweichen, das wäre „ja gar nicht Meiſterſängers Art. Mag nun „Naſias ein böſer Geiſt ſeyn oder nicht, ich „erwarte ihn ruhig. Vielleicht übertönt er „mich mit allerlei Acherontiſchen Liedern, „aber vergebens wird er verſuchen, meinen „frommen Sinn zu bethören und meiner

„unſterblichen Seele zu ſchaden.“ „Ich „weiß es ſchon,“ ſprach Gottſchalk, „ich „weiß es ſchon, Ihr ſeyd ein gar muthiger „Herr der eben den Teufel ſelbſt nicht fürchtet. „Wollt Ihr denn nun durchaus hier bleiben, „ſo erlaubt wenigſtens, daß künftige Nacht „mein Knecht Jonas bei Euch bleibe. Das „iſt ein tüchtiger frommer Menſch mit brei„ten Schultern, dem das Singen durchaus „nicht ſchadet. Solltet Ihr nun etwa vor „dem Teufelsgeplerre ſchwach und ohnmäch„tig werden, und Naſias Euch was anhaben „wollen, ſo ſoll Jonas ein Geſchrey erheben „und wir rücken dann an mit Weihwaſſer „und geweihten Kerzen. Auch ſoll der Teu„fel den Geruch von Biſam nicht vertragen „können, den in einem Säckchen ein Capu„ziner auf der Bruſt getragen. Den will ich „ebenfalls in Bereitſchaft halten, und ſobald „Jonas geſchrien, dermaßen räuchern, daß „dem Meiſter Naſias im Singen der Athem „vergehn ſoll.“ Wolframb von Eſchinbach lächelte über ſeines Hauswirths gutmüthige Beſorglichkeit, und meinte, er ſey nun einmal

auf Alles gefaßt und wolle es ſchon mit dem Naſias aufnehmen. Jonas, der fromme Menſch mit breiten Schultern und gewappnet gegen alles Singen möge aber immerhin bei ihm bleiben. Die verhängnißvolle Nacht war hereingebrochen. Noch blieb alles ſtill. Da ſchwirrten und dröhnten die Gewichte der Kirchuhr, es ſchlug zwölfe. Ein Windſtoß brauſte durch das Haus, häßliche Stimmen heulten durcheinander und ein wildes krächzendes Angſtgeſchrei, wie von verſcheuchten Nachtvögeln, fuhr auf. Wolframb von Eſchinbach hatte allerlei ſchönen frommen Dichtergedanken Raum gegeben und des böſen Beſuchs beinahe vergeſſen. Jetzt rannen doch Eisſchauer durch ſein Innres, er faßte ſich aber mit Macht zuſammen und trat in die Mitte des Gemachs. Mit einem gewaltigen Schlage, von dem das ganze Haus erdröhnte, ſprang die Thüre auf und eine große, von rothem Feuerglanze umfloſſene Geſtalt, ſtand vor ihm und ſchaute ihn an mit glühenden, tückiſchen Augen. Die Geſtalt war von ſolch greulichem Anſehen, daß

wohl manchem andern aller Muth entflohen, ja daß er, von wildem Entſetzen erfaßt, zu Boden geſunken, doch Wolfframb hielt ſich aufrecht und fragte mit ernſtem, nachdrückli- chen Ton: „Was habt Ihr des Orts zu „thun oder „zu ſuchen?" Da rief die Geſtalt mit widrig gellender Stimme: „Ich bin Naſias „und gekommen, mit Euch zu gehen in den „Kampf der Sängerkunſt." Naſias ſchlug den großen Mantel auseinander und Wolff- ramb gewahrte, daß er unter den Armen eine Menge Bücher trug, die er nun auf den Tiſch fallen ließ, der ihm zur Seite ſtand. Naſias fing auch alsbald ein wunder- liches Lied an, von den ſieben Planeten und von der himmliſchen Sphären Muſik, wie ſie in dem Traum des Scipio beſchrieben, und wechſelte mit den künſtlichſten ſeltſamſten Weiſen. Wolfframb hatte ſich in ſeinen gro- ßen Polſterſtuhl geſetzt, und hörte ruhig mit niedergeſchlagenen Blicken alles an, was Naſias vorbrachte. Als der nun ſein Lied endlich geſchloſſen, begann Eſchinbach eine ſchöne fromme Weiſe, von geiſtlichen Dingen. Da

ſprang Naſias hin und her und wollte dazwiſchen plerren und mit den ſchweren Büchern, die er mitgebracht, nach dem Sänger werfen, aber je heller und mächtiger Wolfframbs Lied wurde, deſto mehr verblaßte Naſias Feuerglanz, deſto mehr ſchrumpfte ſeine Geſtalt zuſammen, ſo daß er zuletzt eine Spange lang mit ſeinem rothen Mäntelchen und der dicken Halskrauſe an den Schränken auf- und abkletterte, widrig quäkend und miauend. Wolfframb, nachdem er geendet, wollte ihn ergreifen, da ſchoß er aber plötzlich auf, ſo hoch wie er zuvor geweſen, und hauchte ziſchende Feuerflammen um ſich her. „Hey hey,“ rief Naſias dann mit hohler entſetzlicher Stimme, „hey hey! ſpaße nicht mit mir, Geſelle! — „Ein guter Theologe „magſt du ſeyn und dich wohl verſtehen auf „die Spitzfündigkeiten und Lehren Eures „dicken Buchs, aber darum biſt du noch kein „Sänger, der ſich meſſen kann mit mir und „meinem Meiſter. Laßt uns ein ſchönes „Liebeslied ſingen und du magſt dich dann „vorſehen mit deiner Meiſterſchaft.“ Na-

ſias begann nun ein Lied von der ſchönen Helena und von den überſchwenglichen Freuden des Venusberges. In der That klang das Lied gar verlockend und es war als wenn die Flammen, die Naſias um ſich ſprühte, zu lüſterne Begierde und Liebesluſt athmenden Düften würden, in denen die ſüßen Töne auf und nieder wogten, wie gaukelnde Liebesgötter. So wie die vorigen Lieder, hörte Wolfframb auch dieſes ruhig mit niedergeſenktem Blicke an. Aber bald war es ihm als wandle er in den düſtern Gängen eines lieblichen Gartens und die holden Töne einer herrlichen Muſik ſchlüpften über die Blumenbeete hin und brächen wie flimmerndes Morgenroth durch das dunkle Laub, und das Lied des Böſen verſinke in Nacht vor ihnen, wie der ſcheue Nachtvogel ſich krächzend hinabſtürzt in die tiefe Schlucht vor dem ſiegenden Tage. Und als die Töne heller und heller ſtrahlten, bebte ihm die Bruſt vor ſüßer Ahnung und unausſprechlicher Sehnſucht. Da trat ſie, ſein einziges Leben, in vollem Glanz aller Schönheit und Holdſeligkeit hervor aus dem

dichten Gebüſch, und in tauſend Liebesſeufzern die herrlichſte Frau grüßend, rauſchten die Blätter und plätſcherten die blanken Springbrunnen. Wie auf den Fittigen eines ſchönen Schwans, ſchwebte ſie daher auf den Flügeln des Geſanges, und ſo wie ihr Himmelsblick ihn traf, war alle Seligkeit der reinſten, frömmſten Liebe entzündet in ſeinem Innern. Vergebens rang er nach Worten, nach Tönen. So wie ſie verſchwunden, warf er ſich voll des ſeligſten Entzükkens hin auf den bunten Raſen. Er rief ihren Namen in die Lüfte hinein, er umſchlang in heißer Sehnſucht die hohen Lilien, er küßte die Roſen auf den glühenden Mund und alle Blumen verſtanden ſein Glück und der Morgenwind, die Quellen, die Büſche ſprachen mit ihm von der unnennbaren Luſt frommer Liebe! — So gedachte Wolfframb, während daß Naſias fortfuhr mit ſeinen eitlen Liebesliedern, jenes Augenblicks, als er die Dame Mathilde zum erſtenmal erblickte in dem Garten auf der Wartburg, ſie ſelbſt ſtand vor ihm in der Holdſeligkeit und An-

muth wie damals, ſie blickte ihn an wie damals, ſo fromm und liebend. Wolfframb hatte nichts vernommen von dem Geſange des Böſen; als dieſer aber nun ſchwieg, begann Wolfframb ein Lied, das in den herrlichſten, gewaltigſten Tönen die Himmelsſeligkeit der reinen Liebe des frommen Sängers pries.

Unruhiger und unruhiger wurde der Böſe, bis er endlich auf garſtige Weiſe zu meckern und herumzuſpringen und im Gemach allerlei Unfug zu treiben begann. Da ſtand Wolfframb auf von ſeinem Polſterſtuhl und befahl dem Böſen, in Chriſtus und der Heiligen Namen, ſich davon zu packen. Naſias, heftige Flammen um ſich ſprühend, raffte ſeine Bücher zuſammen, und rief mit höniſchem Gelächter: „Schnib, Schnab, was „biſt du mehr denn ein grober Lay, darum „giebt nur Klingsohr die Meiſterſchaft!“ — Wie der Sturm brauſte er fort und ein erſtickender Schwefeldampf erfüllte das Gemach.

Wolfframb öffnete die Fenſter, die friſche

Morgenluſt ſtrömte hinein und vertilgte die Spur des Böſen. Jonas fuhr auf aus dem tiefen Schlafe, in den er verſunken, und wunderte ſich nicht wenig, als er vernahm, daß ſchon alles vorüber. Er rief ſeinen Herrn herbei. Wolfframb erzählte, wie ſich alles begeben und hatte Gottſchalk den edlen Wolffs-ramb ſchon zuvor hoch verehrt, ſo erſchien er ihm jetzt wie ein Heiliger, deſſen fromme Weihe die verderblichen Mächte der Hölle beſiege. Als nun Gottſchalk in dem Gemach zufällig den Blick in die Höhe richtete, da wurde er zu ſeiner Beſtürzung gewahr, daß hoch über der Thüre in feuriger Schrift die Worte ſtanden: Schnib, Schnab, was biſt du mehr denn ein grober Lay, darum gieb nur Klingsohr die Meiſterſchaft!

So hatte der Böſe im Verſchwinden die letzten Worte, die er geſprochen, hingeſchrieben, wie eine Herausforderung auf ewige Zeiten. „Keine ruhige Stunde,“ rief Gottſchalk, „keine ruhige Stunde kann ich hier „verleben, in meinem eignen Hauſe, ſo „lange die abſcheuliche Teufelsſchrift, mei-

„nen lieben Herrn Wolfframb von Eſchinbach „verhöhnend, dort an der Wand fortbrennt.“ Er lief auch ſtraks zu Maurern, die die Schrift übertünchen ſollten. Das war aber ein eitles Mühen. Eines Fingers dick ſtrichen ſie den Kalk über und doch kam die Schrift wieder zum Vorſchein, ja, als ſie endlich den Mörtel wegſchlugen, brannte die Schrift doch wiederum hervor aus den rothen Ziegelſteinen. Gottſchalk jammerte ſehr und bat Herrn Wolfframb, er möge doch durch ein tüchtiges Lied den Naſias zwingen, daß er ſelbſt die abſcheulichen Worte weglöſche. Wolfframb ſprach lächelnd, daß das vielleicht nicht in ſeiner Macht ſtehen möge, Gottſchalk ſolle indeſſen nur ruhig ſeyn, da die Schrift, wenn er Eiſenach verlaſſe, vielleicht von ſelbſt verſchwinden werde.

Es war hoher Mittag, als Wolfframb von Eſchinbach frohen Muthes und voll lebendiger Heiterkeit, wie einer, der den herrlichſten Hoffnungsſchimmern entgegenziehet, Eiſenach verließ. Unfern der Stadt kamen ihm in glänzenden Kleidern, auf ſchön geſchmückten

Roſſen, begleitet von vieler Dienerſchaft, der Graf Meinhard zu Mühlberg und der Schenk Walther von Vargel entgegen. Wolfframb von Eſchinbach begrüßte ſie und erfuhr, daß der Landgraf Hermann ſie nach Eiſenach ſende, um den berühmten Meiſter Klingsohr feierlich abzuholen und zu geleiten nach der Wartburg. Klingsohr hatte zur Nachtzeit ſich auf einen hohen Erker in Helgrefens Hauſe begeben und mit großer Mühe und Sorgfalt die Sterne beobachtet. Als er nun ſeine aſtrologiſchen Linien zog, bemerkten ein paar Schüler der Aſtrologie, die ſich zu ihm gefunden, an ſeinem ſeltſamen Blick, an ſeinem ganzen Weſen, daß irgend ein wichtiges Geheimniß, welches er in den Sternen geleſen, in ſeiner Seele liege. Sie trugen keine Scheu, ihn darum zu befragen. Da ſtand Klingsohr auf von ſeinem Sitze und ſprach mit feierlicher Stimme: Wiſſet, daß in dieſer Nacht dem Könige von Ungarn, Andreas dem zweiten, ein Töchterlein geboren wurde. Die wird aber Eliſabeth heißen und ob ihrer Frömmigkeit und Tugend heilig geſprochen

werden in künftiger Zeit von dem Papſt Gregor dem Neunten. Und die heilige Eliſabeth iſt erkoren zum Weibe Ludwigs, des Sohnes Eures Herrn Landgrafen Hermann!

Dieſe Prophezeihung wurde ſogleich dem Landgrafen hinterbracht, der darüber tief bis in das Herz hinein erfreut war. Er änderte auch ſeine Geſinnung gegen den berühmten Meiſter, deſſen geheimnißvolle Wiſſenſchaft ihm einen ſolchen ſchönen Hoffnungsſtern aufgehen laſſen, und beſchloß, ihn mit allem Prunk, als ſey er ein Fürſt und hoher Herr, nach der Wartburg geleiten zu laſſen.

Wolfframb meinte, daß nun wohl gar darüber die Entſcheidung des Sängerkampfes auf Tod und Leben unterbleiben werde, zumal Heinrich von Ofterdingen ſich noch gar nicht gemeldet. Die Ritter verſicherten dagegen, daß der Landgraf ſchon Nachricht erhalten, wie Heinrich von Ofterdingen angekommen. Der innere Burghof werde zum Kampfplatz eingerichtet und der Scharfrichter Stempel aus Eiſenach ſey auch ſchon nach der Wartburg beſchieden.

Meiſter Klingsohr verläßt die Wartburg. Entſcheidung des Dichterkampfs.

In einem ſchönen hohen Gemach auf der Wartburg ſaßen Landgraf Hermann und Meiſter Klingsohr im traulichen Geſpräch beiſammen, Klingsohr verſicherte nochmals, daß er die Conſtellation der vorigen Nacht in die Eliſabeths Geburt getreten, ganz und gar erſchaut und ſchloß mit dem Rath, daß Landgraf Hermann ſofort eine Geſandtſchaft an den König von Ungarn abſchicken und für ſeinen eilfjährigen Sohn Ludwig um die neugeborne Prinzeſſin werben laſſen ſolle. Dem Landgrafen gefiel dieſer Rath ſehr wohl, und als er nun des Meiſters Wiſſenſchaft rühmte, begann dieſer von den Geheimniſſen der Natur, von dem Mikrokosmus und Makrokosmus ſo gelehrt und herrlich zu ſprechen, daß der Landgraf, ſelbſt nicht ganz unerfahren in dergleichen Dingen, erfüllt wurde von der tiefſten Bewunderung. „Ey,“ ſprach der Landgraf, „ey, Meiſter Klingsohr, ich möchte

beſtändig

„beſtändig Eures lehrreichen Umgangs genie-
„ßen. Verlaßt das unwirthbare Siebenbür-
„gen und zieht an meinen Hof, an dem,
„wie Ihr es einräumen werdet, Wiſſenſchaft
„und Kunſt höher geachtet werden, als ir-
„gendwo. Die Meiſter des Geſanges wer-
„den Euch aufnehmen wie ihren Herrn,
„denn wohl möget Ihr in dieſer Kunſt eben
„ſo reich begabt ſeyn, als in der Aſtrologie
„und andern tiefen Wiſſenſchaften. Alſo
„bleibt immer hier und gedenkt nicht zurück-
„zukehren nach Siebenbürgen.“ „Erlaubt,“
„erwiederte Meiſter Klingsohr, „erlaubt, mein
„hoher Fürſt, daß ich noch in dieſer Stunde
„zurückkehren darf nach Eiſenach und dann
„weiter nach Siebenbürgen. Nicht ſo un-
„wirthbar iſt das Land, als Ihr es glauben
„möget, und dann meinen Studien ſo recht
„gelegen. Bedenkt auch weiter, daß ich un-
„möglich meinem Könige Andreas dem zwei-
„ten zu nahe treten darf, von dem ich ob
„meiner Bergwerkskunde, die ihm ſchon
„manchen an den edelſten Metallen reichen
„Schacht aufgethan, einen Jahrgehalt von

„dreitauſend Mark Silber genieße, und alſo „lebe in der ſorgenloſen Ruhe, die allein „Kunſt und Wiſſenſchaft gedeihen läßt. Hier „würde es nun, ſollt' ich auch wohl jenen „Jahrgehalt entbehren können, nichts als „Zank und Streit geben mit Euern Meiſtern. „Meine Kunſt beruht auf andern Grund„feſten, als die ihrige, und will ſich nun „auch dann ganz anders geſtalten von innen „und außen. Mag es doch ſeyn, daß ihr „frommer Sinn und ihr reiches Gemüth „(wie ſie es nennen) ihnen genug iſt zum „Dichten ihrer Lieder, und daß ſie ſich wie „furchtſame Kinder nicht hinauswagen wol„len in ein fremdes Gebiet, ich will ſie darum „gar nicht eben verachten, aber mich in ihre „Reihe zu ſtellen, das bleibt unmöglich.“ „So werdet Ihr,“ ſprach der Landgraf, „doch noch den Streit, der ſich zwiſchen „Euerm Schüler Heinrich von Ofterdingen „und den andern Meiſtern entſponnen, als „Schiedsrichter beiwohnen?“ „Mit nich„ten,“ erwiederte Klingsohr, „wie könnt' „ich denn das, und wenn ich es auch könnte,

„ſo würde ich es doch nie wollen. Ihr „ſelbſt, mein hoher Fürſt, entſcheidet den „Streit, indem Ihr nur die Stimme des „Volks beſtätigt, die gewißlich laut werden „wird. Nennt aber Heinrich von Oſterdin„gen nicht meinen Schüler. Es ſchien, als „wenn er Muth und Kraft hätte, aber nur „an der bittern Schaale nagte er, ohne die „Süßigkeit des Kerns zu ſchmecken! — „Nun! – beſtimmt getroſt den Tag des „Kampfs, ich werde dafür ſorgen, daß „Heinrich von Oſterdingen ſich pünktlich ge„ſtelle.“

Die dringendſten Bitten des Landgrafen vermochten nichts über den ſtörriſchen Meiſter. Er blieb bei ſeinen Entſchlüſſen und verließ, vom Landgrafen reichlich beſchenkt, die Wartburg.

Der verhängnißvolle Tag, an dem der Kampf der Sänger beginnen und enden ſollte, war gekommen. In dem Burghofe hatte man Schranken gebauet, beinahe als ſollte es ein Turnier geben. Mitten im Kreiſe befanden ſich zwei ſchwarz behängte Sitze für

die kämpfenden Sänger, hinter denſelben war ein hohes Schaffott errichtet. Der Landgraf hatte zwei edle, des Geſanges kundige Herren vom Hofe, eben dieſelben, die den Meiſter Klingsohr nach der Wartburg geleiteten, den Grafen Meinhard zu Mühlberg und den Schenken Walther von Vargel, zu Schiedsrichtern erwählt. Für dieſe und den Landgrafen war den Kämpfenden gegenüber ein hohes reichbehängtes Gerüſt errichtet, dem ſich die Sitze der Damen und der übrigen Zuſchauer anſchloſſen. Nur den Meiſtern war, den kämpfenden Sängern und dem Schaffott zur Seite eine beſondere ſchwarz behängte Bank beſtimmt.

Tauſende von Zuſchauern hatten die Plätze gefüllt, aus allen Fenſtern der Wartburg, ja von den Dächern guckte die neugierige Menge herab. Unter dem dumpfen Schall gedämpfter Pauken und Trompeten kam der Landgraf von den Schiedsrichtern begleitet aus dem Thor der Burg und beſtieg das Gerüſt. Die Meiſter in feierlichem Zuge, Walther von der Vogelweid an der Spitze,

nahmen die für ſie beſtimmte Bank ein. Auf dem Schaffott ſtand mit zween Knechten der Scharfrichter aus Eiſenach, Stempel, ein rieſenhafter Kerl von wildem trotzigen Anſehen, in einen weitem blutrothen Mantel gewickelt, aus deſſen Falten der funkelnde Griff eines ungeheuren Schwerdts hervorblickte. Vor dem Schaffott nahm Pater Leonhard Platz, des Landgrafen Beichtiger, geſendet, um dem Beſiegten beizuſtehen in der Todesſtunde.

Ein ahnungsbanges Schweigen, in dem jeder Seufzer hörbar, ruhte auf der verſammelten Menge. Man erwartete mit innerm Entſetzen das Unerhörte, das ſich nun begeben ſollte. Da trat, mit den Zeichen ſeiner Würde angethan, des Landgrafen Marſchall Herr Franz von Waldſtromer, hinein in den Kreis und verlas nochmals die Urſache des Streits und das unwiderrufliche Gebot des Landgrafen Hermann, nach welchem der im Geſange beſiegte hingerichtet werden ſolle mit dem Schwerdt. Pater Leonhard erhob das Cruzifix und alle Meiſter, vor ihrer Bank

mit entblößten Häuptern knieend, ſchworen, ſich willig und freudig zu unterwerfen dem Gebot des Landgrafen Hermann. Sodann ſchwang der Scharfrichter Stempel das breite blitzfunkelnde Schwerdt dreimal durch die Lüfte und rief mit dröhnender Stimme: Er wolle den, der ihm in die Hand gegeben, richten nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen. Nun erſchallten die Trompeten, Hr. Franz von Waldſtromer trat in die Mitte des Kreiſes und rief dreimal ſtark und nachdrücklich: Heinrich von Oſterdingen — Heinrich von Oſterdingen — Heinrich von Oſterdingen! —

Und als habe Heinrich unbemerkt dicht an den Schranken auf das Verhallen des letzten Rufs gewartet, ſo ſtand er plötzlich bei dem Marſchall in der Mitte des Kreiſes. Er verneigte ſich vor dem Landgrafen und ſprach mit feſtem Ton, er ſey gekommen nach dem Willen des Landgrafen in den Kampf zu gehen mit dem Meiſter, der ſich gegenüberſtellen werde, und wolle ſich unterwerfen dem Urtheil der erwählten Schiedsrichter. Darauf trat der Marſchall vor die Meiſter hin mit

einem ſilbernen Gefäß, aus dem jeder ein Loos ziehen mußte. So wie Wolfframb von Eſchinbach ſein Loos entwickelte fand er das Zeichen des Meiſters, der zum Kampf beſtimmt ſeyn ſollte. Todesſchrecken wollte ihn übermannen, als er gedachte, wie er nun gegen den Freund kämpfen ſollte, doch bald war es ihm, als ſey es ja eben die gnadenreiche Macht des Himmels, die ihn zum Kämpfer erwählt. Beſiegt würde er ja gerne ſterben, als Sieger aber auch eher ſelbſt in den Tod gehen, als zugeben, daß Heinrich von Oſterdingen unter der Hand des Henkers ſterben ſolle. Freudig mit heitrem Antlitz begab er ſich auf den Platz. Als er nun dem Freunde gegenüber ſaß und ihm ins Antlitz ſchaute, befiel ihn ein ſeltſames Grauen. Er ſah des Freundes Züge, aber aus dem leichenblaſſen Geſicht funkelten unheimlich glühende Augen ihn an, er mußte an Naſias denken.

Heinrich von Oſterdingen begann ſeine Lieder und Wolfframb wollte ſich beinah entſetzen, als er daſſelbe vernahm, was Naſias

in jener verhängnißvollen Nacht geſungen. Er faßte ſich jedoch mit Gewalt zuſammen und antwortete ſeinem Gegner mit einem hochherrlichen Liede, daß der Jubel von tauſend Zungen in die Lüfte emportönte und das Volk ihm ſchon den Sieg zuerkennen wollte. Auf den Befehl des Landgrafen mußte jedoch Heinrich von Ofterdingen weiter ſingen. Heinrich begann nun Lieder, die in den wunderlichſten Weiſen ſolche Luſt des Lebens athmeten, daß, wie von dem glutvollen Blütenhauch der Gewächſe des fernen Indiens berührt, alle in ſüße Betäubung verſanken. Selbſt Wolfframb von Eſchinbach fühlte ſich entrückt in ein fremdes Gebiet, er konnte ſich nicht auf ſeine Lieder, nicht mehr auf ſich ſelbſt beſinnen. In dem Augenblick entſtand am Eingange des Kreiſes ein Geräuſch, die Zuſchauer wichen auseinander. Wolfframb durchbebte ein electriſcher Schlag, er erwachte aus dem träumeriſchen Hinbrüten, er blickte hin, und o Himmel! eben ſchritt die Dame Mathilde in aller Holdſeligkeit und Anmuth, wie zu jener Zeit, als er ſie zum erſtenmal im Gar-

ten auf der Wartburg ſah, in den Kreis. Sie warf den ſeelenvollſten Blick der innigſten Liebe auf ihn. Da ſchwang ſich die Luſt des Himmels, das glühendſte Entzücken jubelnd empor in demſelben Liede, womit er in jener Nacht den Böſen bezwungen. Das Volk erkannte ihm mit ſtürmiſchen Getöſe den Sieg zu. Der Landgraf erhob ſich mit den Schiedsrichtern. Trompeten ertönten, der Marſchall nahm den Kranz aus den Händen des Landgrafen, um ihn dem Sänger zu bringen. Stempel rüſtete ſich ſein Amt zu verrichten, aber die Schergen, die den Beſiegten faſſen wollten, griffen in eine ſchwarze Rauchwolke, die ſich brauſend und ziſchend erhob und ſchnell in den Lüften verdampfte. Heinrich von Ofterdingen war verſchwunden auf unbegreifliche Weiſe. Verwirrt, Entſezzen auf den bleichen Geſichtern, lief alles durcheinander; man ſprach von Teufelsgeſtalten, von böſem Spuck. Der Landgraf verſammelte aber die Meiſter um ſich und redete alſo zu ihnen: „Ich verſtehe wohl jezt, was „Meiſter Klingsohr eigentlich gemeint hat,

„wenn er ſo ſeltſam und wunderlich über den
„Kampf der Sänger ſprach und durchaus
„nicht ſelbſt entſcheiden wollte, und mag es
„ihm wohl Dank wiſſen, daß ſich alles ſo
„fügte. Iſt es nun Heinrich von Oſterdin-
„gen ſelbſt geweſen, der ſich in den Kampf
„ſtellte, oder einer, den Klingsohr ſandte,
„ſtatt des Schülers, das gilt gleich. Der
„Kampf iſt entſchieden, Euch zu Gunſten,
„ihr meine wackern Meiſter, und laßt uns
„nun in Ruhe und Einigkeit die herrliche
„Kunſt des Geſanges ehren und nach Kräf-
„ten fördern!“ —

Einige Diener des Landgrafen, die die Burgwacht gehabt, ſagten aus, wie zur ſelben Stunde, als Wolframb von Eſchinbach den vermeintlichen Heinrich von Oſterdingen beſiegt hatte, eine Geſtalt, beinahe anzuſehen wie Meiſter Klingsohr, auf einem ſchwarzen ſchnaubenden Roſſe durch die Burgpforten davon geſprengt ſey.

Beſchluß.

Die Gräfin Mathilde hatte ſich indeſſen nach dem Garten der Wartburg begeben und

Wolfframb von Eſchinbach war ihr dahin nachgefolgt.

Als er ſie nun fand, wie ſie unter ſchönen blühenden Bäumen auf einer blumigen Raſenbank ſaß, die Hände auf den Schooß gefaltet, das ſchöne Haupt in Schwermuth niedergeſenkt zur Erde, da warf er ſich der holden Frau zu Füßen, keines Wortes mächtig. Mathilde umfing voll ſehnſüchtigen Verlangens den Geliebten. Beide vergoſſen heiße Thränen vor ſüßer Wehmuth, vor Liebesſchmerz. „Ach Wolfframb,“ ſprach Mathilde endlich, „ach Wolfframb, welch ein böſer „Traum hat mich berückt, wie habe ich mich, „ein unbedachtſames verblendetes Kind, hingegeben dem Böſen, der mir nachſtellte? „Wie habe ich mich gegen Dich vergangen! „Wirſt du mir denn verzeihen können!“

Wolfframb ſchloß Mathilden in ſeine Arme und drückte zum erſtenmal brennende Küſſe auf den ſüßen Roſenmund der holdſeligſten Frau. Er verſicherte, wie ſie fortwährend in ſeinem Herzen gelebt, wie er der böſen Macht zum Trotz ihr treu geblieben,

wie nur ſie allein, die Dame ſeiner Gedanken, ihn zu dem Liede begeiſtert, vor dem der Böſe gewichen. „O,“ ſprach Mathilde, „o mein Geliebter, laß es Dir nur ſagen, „auf welche wunderbare Weiſe Du mich errettet haſt aus den böſen Schlingen, die „mir gelegt. In einer Nacht, nur kurze „Zeit iſt darüber verſtrichen, umfingen mich „ſeltſame, grauenvolle Bilder. Selbſt wußt' „ich nicht, war es Luſt oder Quaal, was „meine Bruſt ſo gewaltſam zuſammenpreßte, „daß ich kaum zu athmen vermochte. Von „unwiderſtehlichem Drange getrieben, fing „ich an, ein Lied aufzuſchreiben, ganz nach „der Art meines unheimlichen Meiſters, aber „da betäubte ein wunderliches halb wohllautendes, halb widrigklingendes Getön meine „Sinne und es war, als habe ich ſtatt des „Liedes die ſchauerliche Formel aufgeſchrieben, „deren Bann die finſtre Macht gehorchen „müſſe. Eine wilde entſetzliche Geſtalt ſtieg „auf, umfaßte mich mit glühenden Armen „und wollte mich hinabreißen in den ſchwarzen Abgrund. Doch plötzlich leuchtete ein

„Lied durch die Finſterniß, deſſen Töne fun„keln wie milder Sternenſchimmer. Die „finſtre Geſtalt hatte ohnmächtig von mir „ablaſſen müſſen, jetzt ſtreckte ſie aufs neue „grimmig die glühenden Arme nach mir aus, „aber nicht mich, nur das Lied, das ich ge„dichtet, konnte ſie erfaſſen und damit ſtürz„te ſie ſich kreiſchend in den Abgrund. Dein „Lied war es, das Lied, das Du heute „ſangſt, das Lied, vor dem der Böſe wei„chen mußte, war es, was mich rettete. „Nun bin ich ganz dein, meine Lieder ſind „nur die treue Liebe zu Dir, deren über„ſchwengliche Seligkeit keine Worte zu ver„künden vermögen!“ — Aufs neue ſanken ſich die Liebenden in die Arme und konnten nicht aufhören von der überſtandnen Quaal, von dem ſüßen Augenblick des Wiederfindens zu reden.

Mathilde hatte aber in derſelben Nacht, in welcher Wolfframb den Naſias völlig überwand, im Traum das Lied deutlich gehört und verſtanden, welches Wolfframb damals in der höchſten Begeiſterung der innig

ſten frömmſten Liebe ſang, und dann auf der Wartburg im Kampf ſeinen Gegner beſiegend wiederholte. —

Wolfframb von Eſchinbach ſaß zur ſpäten Abendzeit einſam, auf neue Lieder ſinnend, in ſeinem Gemach. Da trat ſein Hauswirth Gottſchalk zu ihm hinein und rief freudig: „O mein edler, würdiger Herr, wie habt Ihr „mit Eurer hohen Kunſt doch den Böſen be„ſiegt. Verlöſcht von ſelbſt ſind die häßlichen „Worte in Eurem Gemach. Tauſend Dank „ſey Euch gezollt. — Aber hier trage ich et„was für Euch bei mir, das in meinem „Hauſe abgegeben worden zur weiteren För„derung.“ Damit überreichte Gottſchalk ihm einen zuſammengefalteten, mit Wachs wohlverſiegelten Brief.

Wolfframb von Eſchinbach ſchlug den Brief auseinander. Er war von Heinrich von Ofterdingen und lautete alſo:

„Ich begrüße Dich, mein herzlicher „Wolfframb! wie einer, der von der böſen „Krankheit geneſen iſt, die ihm den ſchmerz„lichſten Tod drohte. Es iſt mir viel ſeltſa-

„mes begegnet, doch — laß mich ſchweigen
„über die Unbill einer Zeit, die hinter mir
„liegt wie ein dunkles, undurchdringliches
„Geheimniß. Du wirſt noch der Worte ge-
„denken, die Du ſprachſt, als ich mich voll
„thörigten Uebermuths der innern Kraft
„rühmte, die mich über Dich, über alle Mei-
„ſter erhöbe. Du ſagteſt damals, vielleicht
„würde ich mich plötzlich an dem Rande ei-
„nes tiefen bodenloſen Abgrunds befinden,
„preisgegeben den Wirbeln des Schwindels
„und dem Abſturz nahe; dann würdeſt Du
„feſten Muthes hinter mir ſtehen, und mich
„feſthalten mit ſtarken Armen. Wolfframb!
„es iſt geſchehen, was deine ahnende Seele
„damals weiſſagte. An dem Rande des
„Abgrundes ſtand ich und du hielſt mich feſt,
„als ſchon verderbliche Schwindel mich be-
„täubten. Dein ſchöner Sieg iſt es, der,
„indem er Deinen Gegner vernichtete, mich
„dem frohen Leben wiedergab. Ja mein
„Wolfframb! vor Deinem Liede ſanken die
„mächtigen Schleier, die mich umhüllten,
„und ich ſchaute wieder zum heitern Himmel

„empor. Muß ich Dich denn deßhalb nicht
„doppelt lieben? — Du haſt den Klingsohr
„als hohen Meiſter erkannt. Er iſt es; aber
„wehe dem, der nicht begabt mit der eigen-
„thümlichen Kraft, die ihm eigen, es wagt
„ihm gleich entgegenzuſtreben dem finſtern
„Reich, das er ſich erſchloſſen. — Ich habe
„dem Meiſter entſagt, nicht mehr ſchwanke
„ich troſtlos umher an den Ufern des Höl-
„lenfluſſes, ich bin wiedergegeben der ſüßen
„Heimath. — Mathilde! — Nein es war
„wohl nicht die herrliche Frau, es war ein
„unheimlicher Spuk, der mich erfüllte mit
„trügeriſchen Bildern eitler irdiſcher Luſt!
„— Vergiß, was ich im Wahnſinn that.
„Grüße die Meiſter und ſage ihnen, wie es
„jetzt mit mir ſteht. Lebe wohl, mein innig
„geliebter Wolfframb. Vielleicht wirſt du
„bald von mir hören!“

Einige Zeit war verſtrichen, da kam die Nachricht nach der Wartburg, daß Heinrich von Ofterdingen ſich am Hofe des Herzogs von Oeſterreich, Leopolds des Siebenten befinde, und viele herrliche Lieder ſinge. Bald

darauf

darauf erhielt der Landgraf Hermann eine ſaubere Abſchrift derſelben nebſt den dabei geſetzten Singweiſen. Alle Meiſter freuten ſich herzinniglich, da ſie überzeugt wurden, daß Heinrich von Ofterdingen allem Falſchen entſagt und trotz aller Verſuchung des Böſen doch ſein reines frommes Sängergemüth bewahrt hatte.

So war es Wolfframbs von Eſchinbach hohe, dem reinſten Gemüth entſtrömende Kunſt des Geſanges, die im glorreichen Siege über den Feind die Geliebte rettete und den Freund vom böslichen Verderben.

Die Freunde urtheilten über Cyprians Erzählung auf verſchiedene Weiſe. Theodor verwarf ſie ganz und gar. Er behauptete, Cyprian habe ihm das ſchöne Bild von dem im tiefſten Gemüth begeiſterten Heinrich von Ofterdingen, wie es ihm aus dem Novalis aufgegangen, durchaus verdorben. Der herrliche Jüngling erſcheine, ſo wie er ihn dargeſtellt, unſtet, wild, im Innerſten zerriſſen,

ja beinahe ruchlos. Vorzüglich aber tadelte Theodor, daß die Sänger vor lauter Anſtalten zum Geſange gar nicht zum Singen kämen. Ottmar pflichtete ihm zwar bey, meinte indeſſen, daß wenigſtens die Viſion im Vorbericht ſerapiontiſch zu nennen. Cyprian möge ſich nur hüten irgend eine alte Chronik aufzuſchlagen, da ſolche Leſerei ihn, wie Figura zeige, ſehr leicht in ein fremdes Gebiet verlocke, in dem er, ein nicht heimiſcher Fremdling und mit keinem ſonderlichen Ortſinn begabt, in allen nur möglichen Irrwegen umherſchwanke, ohne jemals den richtigen Steg und Weg finden zu können.

Cyprian ſchnitt ein verdrießliches Geſicht, ſprang heftig auf, trat vor den Kamin und war im Begriff ſein zuſammengerolltes Manuſkript in das lodernde Feuer zu werfen.

Da erhob ſich Lothar, ſchritt raſch auf den verſtimmten Freund los, drehte ihn bey den Schultern herum, laut auflachend, und ſprach dann einen feierlichen Ton annehmend: Widerſtehe, o mein Cyprianus! tapfer dem böſen Dichterhochmuths-Teufel, der Dich eben

zupft und Dir allerlei häßliche Dinge in die Ohren raunt — Ich will Dich anreden mit der Beſchwörungsformel des wackern Junkers Tobias von Rülp. „Komm, komm! Tuck Tuck! — Mann! es ſtreitet gegen alle Ehrbarkeit mit dem Teufel Knicker zu ſpielen. Fort mit dem garſtigen Schornſteinfeger!“ — Ha! Dein Geſicht heitert ſich auf — Du lächelſt? — Siehſt Du nun wohl, wie ich Macht habe über den Böſen? — Aber nun will ich heilenden Balſam träufeln auf die Wunden, die Dir der Freunde ſcharfe Reden geſchlagen. — Nennt Ottmar den Vorbericht ſerapiontiſch, ſo möchte ich daſſelbe von der Erſcheinung Klingsohrs und des feurigen Teufels Naſtas behaupten. Auch dünkt mir der kleine wimmernde automatiſche Sekretair kein zu verwerfender Schnörkel. Tadelt Theodor die Art wie Du den Heinrich von Ofterdingen dargeſtellt, ſo fandeſt Du wenigſtens zu Deinem Bilde die Vorzeichung im Wagenſeil. Meinte er aber, daß die Sänger vor lauter Anſtalten zum Geſange nicht zum Singen kommen, ſo weiß ich in der That nicht recht,

was er damit ſagen will. Er weiß es vielleicht ſelbſt nicht. Ich will nehmlich nicht hoffen, daß er von Dir verlangt, Du hätteſt einige Verslein als die von den Sängern geſungenen Lieder einſchieben ſollen. Eben daß Du das nicht thateſt, ſondern es der Fantaſie des Leſers überließeſt ſich die Geſänge ſelbſt zu dichten, gereicht Dir zum großen Lob. — Verslein in einer Erzählung wollen mir nemlich deshalb nicht behagen, weil ſie in der Regel matt und lahm dazwiſchen hinken und das Ganze nur fremdartig unterbrechen. Der Dichter, die Schwäche des Stoffs an irgend einer Stelle lebhaft fühlend, greift in der Angſt nach den metriſchen Krücken. Hilft er ſich aber damit auch wirklich weiter, ſo iſt ſolch ein Schreiten im gleichförmig wackelnden Klippklapp doch niemals der ſtarke friſche Schritt des Geſunden. Es iſt aber wohl überhaupt eine eigne Myſtifikation unſerer Neueren, daß ſie ihr Heil lediglich in dem äußern metriſchen Bau ſuchen, nicht bedenkend, daß nur der wahrhaft poetiſche Stoff dem metriſchen Fittig den Schwung giebt. Der

ſomnambule Rauſch, den wohlklingende Verſe ohne weitern ſonderlichen Inhalt zu bewirken im Stande ſind, gleicht dem, in den man wohl verfallen mag, bey dem Klappern einer Mühle oder ſonſt! — Es ſchläft ſich herrlich dabey! — Dies alles im Vorbeigehen geſagt für unſern muſikaliſchen Freund Theodor, den oft der Wohlklang leerer Verſe beſticht und den oft ſelbſt ein ſonnettiſcher Wahnſinn befällt, in dem er ganz verwunderliche automatiſche Ungeheuerchen ſchafft. — Nun zurück zu Dir o mein Cyprianus! — Brüſte Dich nicht mit Deinem Kampf der Sänger, denn auch mir will das Ding nicht recht gefallen, aber gerade den Feuertod verdient es nicht! — Folge den Geſetzen des Landes, die die Mißgeburt verſchonen, welche einen menſchlichen Kopf hat. Und nun meine ich ſogar, daß Dein Kind nicht allein keine Mißgeburt zu nennen, ſondern noch dazu nächſt dem menſchlichen Kopf auch nicht übel geformt iſt, nur etwas ſchwächlich in den Gliederchen! —

Cyprian ſchob das Manuſkript in die Taſche und ſprach dann lächelnd: Aber Freunde!

kennt Ihr denn nicht meine Art und Weiſe? Wißt Ihr denn nicht, daß, wenn ich mich über etwanigen Tadel meiner Schöpfungen was weniges erboße, dies nur darum geſchieht, weil ich ihre Schwäche und die Richtigkeit des Tadels recht lebhaft im Innern fühle! — Doch aber nun kein Wort mehr von meiner Erzählung. —

Die Freunde kamen im Geſpräch bald auf den myſtiſchen Vinzenz und ſeinen Wunderglauben zurück. Cyprian meinte, dieſer Glauben müſſe in jedem wahrhaft poetiſchen Gemüth wohnen, und eben deshalb habe auch Jean Paul über den Magnetismus ſolche hochherrliche Worte ausgeſprochen, daß eine ganze Welt voll hämiſcher Zweifel dagegen nicht aufkomme. Nur in der Poeſie liege die tiefere Erkenntniß alles Seyns. Die poetiſchen Gemüther wären die Lieblinge der Natur und thöricht ſey es zu glauben, daß ſie zürnen ſolle, wenn dieſe Lieblinge darnach trachteten das Geheimniß zu errathen, das ſie mit ihren Schleiern bedecke, aber nur wie eine gute Mutter, die das köſtliche Geſchenk

den Kindern verhüllt, damit ſie ſich deſto mehr freuen ſollen, wenn, iſt ihnen die Enthüllung gelungen, die herrliche Gabe hervorfunkelt. „Doch nun, fuhr Cyprian fort, vorzüglich Dir Ottmar zu Gefallen, ganz praktiſch geſprochen; wem, der die Geſchichte des Menſchengeſchlechts mit tieferm Blick durchſpäht, kann es mitgehen, daß, ſo wie eine Krankheit gleich einem verheerenden Ungeheuer hervortritt, die Natur ſelbſt auch die Waffen herbeiſchafft es zu bekämpfen, zu beſiegen. Und kaum iſt dies beſiegt als ein anderes Unthier neues Verderben bereitet und auch wieder neue Waffen werden erfunden und ſo bewährt ſich der ewige Kampf der den Lebensprozeß, den Organismus der ganzen Welt bedingt. — Wie wenn in dieſer alles vergeiſtigenden Zeit, in dieſer Zeit, da die innige Verwandſchaft, der geheimnißvolle Verkehr des phyſiſcheu und pſychiſchen Prinzips klarer, bedeutender hervortritt, da jede Krankheit des Körpers ſich ausſpricht im pſychiſchen Organismus, wie wenn da der Magnetismus die im Geiſt geſchaffene Waffe wäre die

uns die Natur ſelbſt darreicht, das im Geiſt wohnende Uebel zu bekämpfen? —

Halt halt, rief Ottmar, wo gerathen wir hin! — Schon viel zu viel ſchwatzten wir zuvor von einer Materie die für uns doch ein fremdes Gebiet bleibt, in dem wir nur einige durch Farbe und Aroma verlockende Früchtlein pflücken zum poetiſchen Verbrauch, oder woraus wir höchſtens ein hübſches Bäumchen verpflanzen dürfen in unſern kleinen poetiſchen Garten. Wie freute ich mich, daß Cyprians Erzählung das ermüdende Geſpräch unterbrach, und nun laufen wir Gefahr tiefer hinein zu fallen als vorher. — Von was anderm! — Doch ſtill! — erſt geb' ich Euch einen kleinen Pezzo von unſeres Freundes myſtiſchen Bemühungen der Euch munden wird. — Die Sache iſt kürzlich dieſe. — Vor geraumer Zeit war ich in einen kleinen Abendzirkel geladen, den unſer Freund mit einigen Bekannten gebildet. Geſchäfte hielten mich auf, es war ſehr ſpät geworden als ich hinging. Deſto mehr wunderte ich mich, daß, als ich vor die Stubenthüre trat, drinnen auch

nicht das kleinſte Geräuſch, nicht der leiſeſte Laut zu vernehmen war. Sollte denn noch niemand ſich eingefunden haben? So dacht ich und drückte leiſe die Thüre auf. Da ſitzt mein Freund mir gegenüber mit den andern um einen kleinen Tiſch herum. Und alle ſteif und ſtarr wie Bildſäulen ſchauen todtenbleich, im tiefſten Schweigen herauf in die Höhe. — Die Lichter ſtehen auf einem entfernten Tiſch. Man bemerkt mich gar nicht. Voll Erſtaunen trete ich näher. Da gewahre ich einen goldnen funkelnden Ring, der ſich in den Lüften hin und her ſchwingt und dann ſich im Kreiſe zu bewegen beginnt. Da murmelt dieſer — jener: wunderbar — in der That — unerklärlich — ſeltſam ꝛc. Nun kann ich mich nicht länger halten, ich rufe laut: Aber um des Himmelswillen, was habt ihr vor!

Da fahren ſie alle in die Höhe, aber Freund Vinzenz ruft mit ſeiner gellenden Stimme: Abtrünniger! — obſkurer Nikodemus, der wie ein Nachtwandler hineinſchleicht und die herrlichſten Experimente unterbricht! — Wiſſe daß ſich eben eine Erfahrung, die

Ungläubige ohne weiteres in die Kathegorie der fabelhaften Wunder ſtellten, auf das herrlichſte bewährt hat. Es kam darauf an, bloß durch den feſt fixirten Willen die Pendulſchwingungen eines Ringes zu beſtimmen. — Ich unternahm es meinen Willen zu fixiren und dachte feſt die kreisförmige Schwingung. Lange, lange blieb der an einem seidnen Faden an der Decke befeſtigte Ring ruhig, doch endlich bewegte er ſich in ſcharfer Diagonale nach mir her und begann eben den Kreis als Du uns unterbrachſt. „Wie,“ ſprach ich, wie wär' es aber, lieber Vinzenz, wenn nicht Dein feſter Wille, ſondern der Luftzug, der hineinſtrömte als ich die Thüre öffnete, den halsſtarrig ſtill hängenden Ring zur Schwingung vermocht? — O Proſaiker, Proſaiker, rief Vinzenz; aber alle lachten! —

Ey, ſprach Theodor, die Pendulſchwingungen des Ringes haben mich einmal halb wahnſinnig gemacht. So viel iſt nämlich gewiß und jeder kann es verſuchen, daß die Schwingungen eines goldnen einfachen Ringes, den man an einem feinen Faden

über die flache Hand hält, ſich ganz entſchieden nach dem innern Willen beſtimmen. Nicht beſchreiben kann ich aber, wie tief, wie ſpukhaft dieſe Erfahrung auf mich wirkte. Unermüdlich ließ ich den Ring nach meinem Willen in den verſchiedenſten Richtungen ſich ſchwingen. Zuletzt ging ich ganz fantaſtiſcher Weiſe ſo weit, daß ich mir ein förmliches Orakel ſchuf. Ich dachte nämlich im Innern: Wird dies oder jenes geſchehen ſo ſoll der Ring die Diagonale vom kleinen Finger zum Daumen beſchreiben, geſchieht es nicht, aber die Fläche der Hand queer durchſchneiden. u. ſ. w.

Allerliebſt, rief Lothar, Du ſtatuirteſt alſo in Deinem eignen Innern ein höheres geiſtiges Prinzip das auf myſtiſche Weiſe von Dir beſchworen ſich Dir kund thun ſollte. Da haſt Du den wahren spiritum familiarem, den Sokratiſchen Genius. — Nun giebt es nur noch einen ganz kleinen Schritt bis zu den wirklichen Geſpenſter- und Spukgeſchichten, die ſehr bequem in der Einwirkung ei-

nes fremden pſychiſchen Prinzips ihren Grund finden können.

Und, nahm Cyprian das Wort, und dieſen Schritt thue ich wirklich indem ich Euch auf der Stelle den wackerſten Spuk auftiſche den es jemals gegeben. — Die Geſchichte hat das eigenthümliche, daß ſie von glaubhaften Perſonen verbürgt iſt, und das ich ihr allein die aufgeregte, oder wenn Ihr wollt, verſtörte Stimmung zuſchreiben muß, die Lothar vorhin an mir bemerken wollte.

Cyprian ſtand auf und ging, wie er zu thun pflegte, wenn irgend etwas ſo ſein ganzes inneres Gemüth erfüllte, daß er die Worte ordnen mußte, um es auszuſprechen, im Zimmer einigemal auf und ab.

Die Freunde lächelten ſich ſchweigend an. Man las in ihren Blicken: Was werden wir nur wieder abentheuerliches hören! —

Cyprian ſetzte ſich und begann:

Ihr wißt, daß ich mich vor einiger Zeit, und zwar kurz vor dem letzten Feldzuge auf dem Gute des Obriſten von P. befand. Der Obriſte war ein muntrer jovialer Mann,

ſo wie ſeine Gemahlin die Ruhe, die Unbefangenheit ſelbſt.

Der Sohn befand ſich als ich dorten war, bei der Armee, ſo daß die Familie außer dem Ehepaar nur noch aus zwei Töchtern und einer alten Franzöſin beſtand, die eine Art von Gouvernante vorzuſtellen ſich mühte, unerachtet die Mädchen ſchon über die Zeit des Gouvernirens hinaus ſchienen. Die älteſte war ein munteres Ding bis zur Ausgelaſſenheit lebendig, nicht ohne Geiſt, aber ſo wie ſie nicht fünf Schritte gehen konnte, ohne wenigſtens drei Entrechats zu machen, ſo ſprang ſie auch im Geſpräch, in all ihrem Thun raſtlos von einem Dinge zum andern. Ich hab' es erlebt, daß ſie in weniger als zehn Minuten ſtickte — las — zeichnete — ſang — tanzte — daß ſie in einem Moment weinte um den armen Couſin der in der Schlacht geblieben und die bittern Thränen noch in den Augen in ein hell aufquiekendes Gelächter ausbrach, als die Franzöſin unverſehens ihre Tabacksdoſe über den kleinen Mops ausſchüttete, der ſofort entſetzlich zu nie-

ſen begann, worauf die Alte lamentirte: Ah che fatalità! – ah carino — poverino! — Sie pflegte nämlich mit beſagtem Mops nur in italiäniſcher Zunge zu reden, da er aus Padua gebürtig — und dabei war das Fräulein die lieblichſte Blondine die es geben mag und in allen ihren ſeltſamen Capriccios voll Anmuth und Liebenswürdigkeit, ſo daß ſie überall einen unwiderſtehlichen Zauber übte, ohne es zu wollen.

Das ſeltſamſte Widerſpiel bildete die jüngere Schweſter, Adelgunde geheißen. Vergebens ringe ich nach Worten Euch den ganz eignen wunderbaren Eindruck zu beſchreiben den das Mädchen auf mich machte, als ich ſie zum erſten Male ſah. Denkt Euch die ſchönſte Geſtalt, das wunderherrlichſte Antlitz. Aber eine Todtenbläſſe liegt auf Lipp' und Wangen, und die Geſtalt bewegt ſich leiſe, langſam, gemeſſenen Schrittes, und wenn dann ein halblautes Wort von den kaum geöffneten Lippen ertönt und im weiten Saal verklingt, fühlt man ſich von geſpenſtiſchen Schauern durchbebt. — Ich überwand wohl

bald dieſe Schauer und mußte, als ich das tief in ſich gekehrte Mädchen zum Sprechen vermocht', mir ſelbſt geſtehen, daß das ſeltſame ja ſpukhafte dieſer Erſcheinung nur im Aeußern liege, keinesweges ſich aber aus dem Innern heraus offenbare. In dem Wenigen was das Mädchen ſprach, zeigte ſich ein zarter weiblicher Sinn, ein heller Verſtand, ein freundliches Gemüth. Keine Spur irgend einer Ueberſpannung war zu finden, wie wohl das ſchmerzliche Lächeln, der thränenſchwere Blick wenigſtens irgend einen phyſiſchen Krankheits-Zuſtand, der auch auf das Gemüth des zarten Kindes feindlich einwirken mußte, vermuthen ließ. Sehr ſonderbar fiel es mir auf, daß die Familie, keinen, ſelbſt die alte Franzöſin nicht, ausgeſchloſſen, beängſtet ſchien, ſo wie man mit dem Mädchen ſprach und verſuchte das Geſpräch zu unterbrechen, ſich darin manchmal auf gar erzwungene Weiſe einmiſchend. Das Seltſamſte war aber, daß ſo wie es Abends acht Uhr geworden, das Fräulein erſt von der Franzöſin, dann von Mutter, Schweſter,

Vater gemahnt wurde ſich in ihr Zimmer zu begeben, wie man kleine Kinder zu Bette treibt, damit ſie nicht übermüden, ſondern fein ausſchlafen. Die Franzöſin begleitete ſie und ſo kam es, daß beide niemals das Abendeſſen, welches um neun Uhr angerichtet wurde, abwarten durften. — Die Obriſtin, meine Verwunderung wohl bemerkend, warf einmal um jeder Frage vorzubeugen, leicht hin, daß Adelgunde viel kränkle, daß ſie vorzüglich Abends um neun Uhr von Fieberanfällen heimgeſucht werde, und daß daher der Arzt gerathen ſie zu dieſer Zeit der unbedingteſten Ruhe zu überlaſſen. — Ich fühlte, daß es noch eine ganz andere Bewandtniß damit haben müſſe, ohne irgend deutliches ahnen zu können. Erſt heute erfuhr ich den wahren entſetzlichen Zuſammenhang der Sache und das Ereigniß, das den kleinen glücklichen Familien-Kreis auf furchtbare Weiſe verſtört hat. —

Adelgunde war ſonſt das blühendſte munterſte Kind, das man nur ſehen konnte. Ihr vierzehnter Geburtstag wurde gefeiert, eine Menge Geſpielinnen waren dazu eingeladen.

Die

— Die ſitzen in dem ſchönen Boskett des Schloßgartens im Kreiſe umher und ſcherzen und lachen und kümmern ſich nicht darum, daß immer finſtrer und finſtrer der Abend heraufzieht, da die lauen Juliuslüfte erquikkend wehen und erſt jetzt ihre Luſt recht aufgeht. In der magiſchen Dämmerung beginnen ſie allerlei ſeltſame Tänze indem ſie Elfen und andere flinke Spukgeiſter vorſtellen wollen. „Hört, ruft Adelgunde als es im Boskett ganz finſter geworden, hört Kinder, nun will ich Euch einmal als die weiße Frau erſcheinen, von der unſer alte verſtorbene Gärtner ſo oft erzählt hat. Aber da müßt ihr mit mir kommen bis ans Ende des Gartens, dorthin, wo das alte Gemäuer ſteht. — Und damit wickelt ſie ſich in ihren weißen Shawl und ſchwebt leichtfüßig fort durch den Laubgang und die Mädchen laufen ihr nach in vollem Schäckern und Lachen. Aber kaum iſt Adelgunde an das alte halb eingefallene Gewölbe gekommen, als ſie erſtarrt — gelähmt an allen Gliedern ſtehen bleibt. Die Schloßuhr ſchlägt neun.

„Seht ihr nichts, ruft Adelgunde mit dem dumpfen hohlen Ton des tiefſten Entſetzens, ſeht ihr nichts — die Geſtalt — die dicht vor mir ſteht. — Jeſus! — ſie ſtreckt die Hand nach mir aus — ſeht ihr denn nichts? — „Die Kinder ſehen nicht das Mindeſte, aber alle erfaßt Angſt und Grauen. Sie rennen fort, bis auf eine, die die beherzteſte ſich ermuthigt, auf Adelgunden zuſpringt, ſie in die Arme faſſen will. Aber in dem Augenblick ſinkt Adelgunde todtähnlich zu Boden. Auf des Mädchens gellendes Angſtgeſchrei eilt alles aus dem Schloſſe herzu. Man bringt Adelgunde hinein. Sie erwacht endlich aus der Ohnmacht und erzählt an allen Gliedern zitternd, daß, kaum ſei ſie vor das Gewölbe getreten, dicht vor ihr eine luftige Geſtalt, wie in Nebel gehüllt, geſtanden und die Hand nach ihr ausgeſtreckt habe. — Was war natürlicher, als daß man die ganze Erſcheinung den wunderbaren Täuſchungen des dämmernden Abendlichts zuſchrieb. Adelgunde erholte ſich in derſelben Nacht ſo ganz und gar von ihrem Schreck, daß man durch-

aus keine böſe Folgen befürchtete, ſondern die ganze Sache für völlig abgethan hielt. — Wie ganz anders begab ſich Alles! — Kaum ſchlägt es den Abend darauf neun Uhr, als Adelgunde mitten in der Geſellſchaft, die ſie umgiebt, entſetzt aufſpringt, und ruft: da iſt es — da iſt es — ſeht Ihr denn nichts! — dicht vor mir ſteht es! — Genug ſeit jenem unglückſeeligen Abende behauptete Adelgunde, ſo wie es Abends neune ſchlug, daß die Geſtalt dicht vor ihr ſtehe und einige Sekunden weile, ohne daß irgend ein Menſch außer ihr auch nur das mindeſte wahrnehmen konnte, oder in irgend einer pſychiſchen Empfindung die Nähe eines unbekannten geiſtigen Prinzips geſpürt haben ſollte. Nun wurde die arme Adelgunde für wahnſinnig gehalten und die Familie ſchämte ſich in ſeltſamer Verkehrtheit dieſes Zuſtandes der Tochter, der Schweſter. Daher jene ſonderbare Art ſie zu behandeln, deren ich erſt erwähnte. Es fehlte nicht an Aerzten und an Mitteln die das arme Kind von der fixen Idee, wie man die von ihr behauptete Erſcheinung zu nennen

beliebte, befreien ſollten, aber alles blieb vergebens und ſie bat unter vielen Thränen, man möge ſie doch nur in Ruhe laſſen, da die Geſtalt, die in ihren ungewiſſen unkenntlichen Zügen an und vor ſich ſelbſt gar nichts ſchreckliches habe, ihr kein Entſetzen mehr errege, wiewohl es jedesmal nach der Erſcheinung ihr zu Muthe ſey als wäre ihr Innerſtes mit allen Gedanken hinausgewendet und ſchwebe körperlos außer ihr ſelbſt umher, wovon ſie krank und matt werde. — Endlich machte der Obriſt die Bekanntſchaft eines berühmten Arztes, der in dem Ruf ſtand, Wahnſinnige auf eine überaus pfiffige Weiſe zu heilen. Als der Obriſt dieſem entdeckt hatte, wie es ſich mit der armen Adelgunde begebe, lachte er laut auf und meinte, nichts ſey leichter als dieſen Wahnſinn zu heilen, der bloß in der überreizten Einbildungskraft ſeinen Grund finde. Die Idee der Erſcheinung des Geſpenſtes ſey mit dem Ausſchlagen der neunten Abendſtunde ſo feſt verknüpft, daß die innere Kraft des Geiſtes ſie nicht mehr trennen könne und es käme daher nur

darauf an dieſe Trennung von außen her zu bewirken. Dies könne aber nun wieder ſehr leicht dadurch geſchehen, daß man das Fräulein in der Zeit täuſche und die neunte Stunde vorübergehen laſſe, ohne daß ſie es wiſſe. Wäre dann das Geſpenſt nicht erſchienen, ſo würde ſie ſelbſt ihren Wahn einſehen und phyſiſche Erkräftigungs-Mittel würden dann die Cur glücklich vollenden. — Der unſeelige Rath wurde ausgeführt! — In einer Nacht ſtellte man ſämmtliche Uhren im Schloſſe, ja ſelbſt die Dorfuhr, deren dumpfe Schläge herabſummten, um eine Stunde zurück, ſo daß Adelgunde, ſo wie ſie am frühen Morgen erwachte in der Zeit um eine Stunde irren mußte. Der Abend kam heran. Die kleine Familie war wie gewöhnlich in einem heiter verzierten Eckzimmer verſammelt, kein Fremder zugegen. Die Obriſtin mühte ſich allerlei luſtiges zu erzählen, der Obriſt fing an, wie es ſeine Art war, wenn er vorzüglich bei Laune, die alte Franzöſin ein wenig aufzuziehen, worin ihm Auguſte (das ältere Fräulein) beiſtand. Man lachte, man war

fröhlicher als je. — Da ſchlägt die Wanduhr achte (es war alſo die neunte Stunde) und leichenblaß ſinkt Adelgunde in den Lehnſeſſel zurück — das Nähzeug entfällt ihren Händen! Dann erhebt ſie ſich, alle Schauer des Entſetzens im Antlitz, ſtarrt hin in des Zimmers öden Raum, murmelt dumpf und hohl: — Was! — eine Stunde früher? — ha ſeht ihr's? — ſeht ihr's? — da ſteht es dicht vor mir — dicht vor mir! — Alle fahren auf vom Schrecken erfaßt, aber als niemand auch nur das mindeſte gewahrt,] ruft der Obriſt: Adelgunde! — faſſe dich! — es iſt nichts, es iſt ein Hirngeſpinſt, ein Spiel deiner Einbildungskraft, was dich täuſcht, wir ſehen nichts, gar nichts und müßten wir, ließe ſich wirklich dicht vor dir eine Geſtalt erſchauen, müßten wir ſie nicht eben ſo gut wahrnehmen als Du? — Faſſe dich — faſſe dich Adelgunde! — „O Gott — o Gott, ſeufzt Adelunde, will man mich denn wahnſinnig machen! — Seht da ſtreckt es den weißen Arm lang aus nach mir — es winkt. — Und wie willenlos, unverwandten ſtarren

Blickes, greift nun Adelgunde hinter ſich, faßt einen kleinen Teller der zufällig auf dem Tiſche ſteht, reicht ihn vor ſich hin in die Luft läßt ihn los — und der Teller, wie von unſichtbarer Hand getragen, ſchwebt langſam im Kreiſe der Anweſenden umher und läßt ſich dann leiſe auf den Tiſch nieder! — Die Obriſtin, Auguſte lagen in tiefer Ohnmacht, der ein hitziges Nervenfieber folgte. Der Obriſt nahm ſich mit aller Kraft zuſammen, aber man merkte wohl an ſeinem verſtörten Weſen die tiefe feindliche Wirkung jenes unerklärlichen Phänomens.

Die alte Franzöſin hatte, auf die Knie geſunken, daß Geſicht zur Erde gebeugt, ſtill gebetet, ſie blieb ſo wie Adelgunde frei von allen böſen Folgen. In kurzer Zeit war die Obriſtin hingerafft. Auguſte überſtand die Krankheit, aber wünſchenswerther war gewiß ihr Tod, als ihr jetziger Zuſtand. — Sie, die volle herrliche Jugendluſt ſelbſt, wie ich ſie erſt beſchrieben, iſt von einem Wahnſinn befallen, der mir wenigſtens grauenvoller, entſetzlicher vorkommt als irgend einer, den je-

mals eine fixe Idee erzeugte. Sie bildet ſich nämlich ein, ſie ſei jenes unſichtbare kör- perloſe Geſpenſt Adelgundens, flieht daher alle Menſchen oder hütet ſich wenigſtens, ſo- bald ein anderer zugegen, zu reden, ſich zu bewegen. Kaum wagt ſie es zu athmen, denn feſt glaubt ſie, daß, verrathe ſie ihre Gegenwart auf dieſe, jene Weiſe, jeder vor Entſetzen des Todes ſeyn müſſe. Man öffnet ihr die Thüre, man ſetzt ihr Speiſen hin, dann ſchlüpft ſie verſtohlen hinein und heraus — ißt eben ſo heimlich u. ſ. w. Kann ein Zuſtand quaalvoller ſeyn? —

Der Obriſt ganz Gram und Verzweif- lung folgte den Fahnen zum neuen Feldzuge. Er blieb in der ſiegreichen Schlacht bei W. — Merkwürdig, höchſt merkwürdig iſt es, daß Adelgunde ſeit jenem verhängnißvollen Abende von dem Fantom befreit iſt. Sie pflegt getreulich die kranke Schweſter und ihr ſteht die alte Franzöſin bei. So wie Sylveſter mir heute ſagte, iſt der Oheim der armen Kinder hier, um mit unſerm wackern R— über die Kurmethode, die man allenfalls

bei Auguſten verſuchen könne, zu Rathe zu gehen. — Gebe der Himmel daß die unwahrſcheinliche Rettung möglich.

Cyprian ſchwieg und auch die Freunde blieben ſtill indem ſie gedankenvoll vor ſich hinſchauten. Endlich brach Lothar los: das iſt ja eine ganz verdammte Spukgeſchichte! — Aber ich kann's nicht läugnen, mir bebt die Bruſt, unerachtet mir das ganze Ding mit dem ſchwebenden Teller kindiſch und abgeſchmackt bedünken will. „Nicht ſo raſch, nahm Ottmar das Wort, nicht ſo raſch lieber Lothar! — Du weißt, was ich von Spukgeſchichten halte, Du weißt, daß ich mich gegen alle Viſionairs damit brüſte, daß die Geiſterwelt, unerachtet ich ſie oft mit verwogener Keckheit in die Schranken rief, noch niemals ſich bemühte mich für meinen Frevel zu züchtigen, aber Cyprians Erzählung giebt einen ganz andern Punkt zu bedenken, als den der bloßen chimäriſchen Spukerei. — Mag es mit Adelgundens Fantom, mag es mit dem ſchwebenden Teller dann nun eine Bewandniß gehabt haben welche es wolle,

genug die Thatſache bleibt ſtehen: daß ſich an jenem Abende in dem Kreiſe der Familie des Obriſten von P. etwas zutrug, worüber drei Perſonen zu gleicher Zeit in einen ſolchen verſtörten Gemüthszuſtand geriethen, der bei einer den Tod, bei der andern Wahnſinn herbeiführte, wollen wir nicht auch, wenigſtens mittelbar, den Tod des Obriſten jenem Ereigniß zuſchreiben. Denn eben fällt mir ein von Offizieren gehört zu haben, der Obriſt ſey beim Angriff plötzlich wie von Furien getrieben ins feindliche Feuer hineingeſprengt. Nun iſt aber auch die Geſchichte mit dem Teller ſo ohne alle Staffirung gewöhnlicher Spukgeſchichten, ſelbſt die Stunde allem ſpukiſchen Herkommen entgegen, und das Ganze ſo ungeſucht, ſo einfach, daß gerade in der Wahrſcheinlichkeit die das Unwahrſcheinlichſte dadurch erhält, für mich das Grauenhafte liegt. Doch, nehmen wir an, daß Adelgundens Einbildung, Vater, Mutter, Schweſter, mit fortriß, daß der Teller nur innerhalb ihres Gehirns im Kreiſe umherſchwebte, wäre dieſe Einbildung in einem

Moment wie ein elektriſcher Schlag drei Perſonen zum Tode treffend, nicht eben der entſetzlichſte Spuk den es geben könnte? —

Allerdings, ſprach Theodor, und ich theile mit Dir Ottmar, das lebhafte Gefühl, daß gerade in der Einfachheit der Geſchichte ihre tiefſten Schauer liegen. — Ich kann mir es denken, daß ich den plötzlichen Schreck irgend einer grauenhaften Erſcheinung wohl ertragen könnte, das unheimliche, den äußern Sinn in Anſpruch nehmende Treiben eines unſichtbaren Weſens, würde mich dagegen unfehlbar wahnſinnig machen. Es iſt das Gefühl der gänzlichen hülfloſeſten Ohnmacht, das den Geiſt zermalmen müßte. Ich erinnere mich, daß ich dem tiefſten Grauſen kaum widerſtehen konnte, daß ich wie ein einfältiges verſchüchtertes Kind nicht allein in meinem Zimmer ſchlafen mochte als ich einſt von einem alten Muſiker las, den ein entſetzlicher Spuk mehrere Zeit hindurch verfolgte und ihn auch beinahe zum hellen Wahnſinn trieb. Nachts ſpielte nehmlich ein unſichtbares Weſen auf ſeinem Flügel die wunderbarſten Kom-

poſitionen mit der Kraft und Fertigkeit des vollendeten Meiſters. Er hörte jeden Ton, er ſah wie die Taſten niedergedrückt wurden, wie die Saiten zitterten, aber nicht den leiſeſten Schimmer einer Geſtalt. —

Nein, rief Lothar, nein es iſt nicht auszuhalten, wie das Tolle wieder unter uns luſtig fortwuchert! — Ich hab' es Euch geſtanden, daß mir der verdammte Teller das Innerſte aufgeregt hat. Ottmar hat Recht; hält man ſich nur an das Reſultat irgend eines Ereigniſſes das ſich wirklich begeben, ſo iſt dies Reſultat der gräßlichſte Spuk den es geben kann. Ich verzeihe deshalb unſerm Cyprian die verſtörte Stimmung, die er beim Eintreten merken ließ, die aber jetzt ſchon ziemlich nachgelaſſen. Doch jetzt kein Wort mehr von allem geſpenſtiſchen Unweſen. — Schon längſt bemerke ich, daß Ottmar'n ein Manuſkript aus der Buſentaſche hervorkuckt auf Erlöſung hoffend. Mag er es denn erlöſen?

Nein, nein, ſprach Theodor, der Strom der in krauſen Wellen daher brauste muß ſanft abgeleitet werden, und dazu iſt ein Frag-

ment ſehr tauglich, das ich vor langer Zeit, beſonders dazu angeregt, aufſchrieb. Es kommt viel Myſtiſches darin vor, an pſychiſchen Wundern und ſeltſamen Hypotheſen iſt auch gar kein Mangel, und doch lenkt es hübſch ein ins gewöhnliche Leben.

Theodor las:

Die Automate.

Der redende Türke machte allgemeines Aufſehen, ja er brachte die ganze Stadt in Bewegung, denn Jung und Alt, Vornehm und Gering ſtrömte vom Morgen bis in die Nacht hinzu, um die Orakelſprüche zu vernehmen, die von den ſtarren Lippen der wunderlichen lebendigtodten Figur den Neugierigen zugeflüſtert wurden. Wirklich war auch die ganze Einrichtung des Automats von der Art, daß jeder das Kunſtwerk von allen ähnlichen Tändeleien, wie ſie wohl öfters auf Meſſen und Jahrmärkten gezeigt werden, gar ſehr unterſcheiden und ſich davon angezogen fühlen mußte. In der Mitte eines nicht eben

großen nur mit dem nothwendigſten Geräth verſehenen Zimmers ſaß die lebensgroße, wohlgeſtaltete Figur, in reicher geſchmackvoller türkiſcher Kleidung, auf einem niedrigen wie ein Dreifuß geformten Seſſel, den der Künſtler auf Verlangen wegrückte, um jede Vermuthung der Verbindung mit dem Fußboden zu widerlegen, die linke Hand zwanglos auf das Knie, die rechte dagegen auf einen kleinen frei ſtehenden Tiſch gelegt. Die ganze Figur war, wie geſagt, in richtigen Verhältniſſen wohlgeſtaltet, allein vorzüglich war der Kopf gelungen; eine wahrhaft orientaliſch geiſtreiche Phyſiognomie gab dem Ganzen ein Leben, wie man es ſelten bei Wachsbildern, wenn ſie ſelbſt den charaktervollen Geſichtern geiſtreicher Menſchen nachgeformt ſind, findet. Ein leichtes Geländer umſchloß das Kunſtwerk und wehrte den Anweſenden das nahe Hinzutreten, denn nur der, welcher ſich von der Struktur des Ganzen, ſo weit es der Künſtler ſehen laſſen konnte, ohne ſein Geheimniß zu verrathen überzeugen wollte, oder der eben Fragende durfte in das Innere und dicht an die Figur

treten. Hatte man, wie es gewöhnlich war, dem Türken die Frage ins rechte Ohr geflüſtert, ſo drehte er erſt die Augen, dann aber dem ganzen Kopf nach dem Fragenden hin, und man glaubte an dem Hauch zu fühlen, der aus dem Munde ſtrömte, daß die leiſe Antwort wirklich aus dem Innern der Figur kam. Jedesmal wenn einige Antworten gegeben worden, ſetzte der Künſtler einen Schlüſſel in die linke Seite der Fignr ein, und zog mit vielem Geräuſch ein Uhrwerk auf. Hier öffnete er auch auf Verlangen eine Klappe, und man erblickte im Innern der Figur ein künſtliches Getriebe von vielen Rädern, die nun wohl auf das Sprechen des Automaten durchaus keinen Einfluß hatten, indeſſen doch augenſcheinlich ſo viel Platz einnahmen, daß ſich in dem übrigen Theil der Figur unmöglich ein Menſch, war er auch kleiner, als der berühmte Zwerg Auguſts, der aus der Paſtete kroch, verbergen konnte. Nächſt der Bewegung des Kopfs, die jedesmal vor der Antwort geſchah, pflegte der Türke auch zuweilen den rechten Arm zu er-

heben und entweder mit dem Finger zu drohen, oder mit der ganzen Hand gleichſam die Frage abzuweiſen. Geſchah dieſes, ſo konnte nur das wiederholte Andringen des Fragers eine mehrentheils zweideutige oder verdrießliche Antwort bewirken, und eben auf dieſe Bewegungen des Kopfs und Armes mochte ſich wohl jenes Räderwerk beziehen, unerachtet auch hier die Rückwirkung eines denkenden Weſens unerläßlich ſchien. Man erſchöpfte ſich in Vermuthungen über das Medium der wunderbaren Mittheilung, man unterſuchte Wände, Nebenzimmer, Geräth, alles vergebens. Die Figur, der Künſtler waren von den Argusaugen der geſchickteſten Mechaniker umgeben, aber je mehr er ſich auf dieſe Art bewacht merkte, deſto unbefangener war ſein Betragen. Er ſprach und ſcherzte in den entlegenſten Ecken des Zimmers mit den Zuſchauern und ließ ſeine Figur wie ein ganz für ſich beſtehendes Weſen, das irgend einer Verbindung mit ihm nicht bedürfe, ihre Bewegungen machen und Antworten ertheilen; ja er konnte ſich eines gewiſſen ironiſchen Lächelns nicht enthalten,

wenn

wenn der Dreifuß und der Tiſch auf allen Seiten herumgedreht und durchgeklopft, ja in die herabgenommene und weiter ans Licht gebrachte Figur mit Brillen und Vergrößerungsgläſern hineingeſchaut wurde, und dann die Mechaniker verſicherten, der Teufel möge aus dem wunderlichen Räderbau klug werden. Alles blieb vergebens und die Hypotheſe, daß der Hauch, der aus dem Munde der Figur ſtröme, leicht durch verborgene Ventile hervorgebracht werden könne, und der Künſtler ſelbſt als ein trefflicher Bauchredner die Antworten ertheile, wurde gleich dadurch vernichtet, daß der Künſtler in demſelben Augenblick, als der Türke eben eine Antwort ertheilte, mit einem der Zuſchauer laut und vernehmlich ſprach. Unerachtet der geſchmackvollen Einrichtung und des höchſt Räthſelhaften, Wunderbaren, was in dem ganzen Kunſtwerke lag, hätte das Intereſſe des Publikums daran doch wohl bald nachgelaſſen, wäre es dem Künſtler nicht möglich geweſen, auf eine andere Weiſe die Zuſchauer immer aufs neue an ſich zu ziehen. Dieſes lag nun

in den Antworten ſelbſt, welche der Türke ertheilte, und die jedesmal mit tiefem Blick in die Individualität des Fragenden bald trocken, bald ziemlich grob ſpaßhaft, und dann wieder voll Geiſt und Scharfſinn und wunderbarer Weiſe bis zum Schmerzhaften treffend waren. Oft überraſchte ein myſtiſcher Blick in die Zukunft, der aber nur von dem Standpunkt möglich war, wie ihn ſich der Fragende ſelbſt tief im Gemüth geſtellt hatte. Hierzu kam, daß der Türke oft, deutſch gefragt, doch in einer fremden Sprache antwortete, die aber eben dem Fragenden ganz geläufig war, und man fand alsdann, daß es kaum möglich war die Antwort ſo rund, ſo in wenigen Worten viel umfaſſend anders zu geben, als eben in der gewählten Sprache. Kurz jeden Tag wußte man von neuen geiſtreichen, treffenden Antworten des weiſen Türken zu erzählen, und ob die geheimnißvolle Verbindung des lebenden menſchlichen Weſens mit der Figur, oder nicht vielmehr eben dies Eingehen in die Individualität der Fragenden und überhaupt der ſeltene Geiſt

der Antworten wunderbarer ſey, das wurde in der Abendgeſellſchaft eifrigſt beſprochen, in welcher ſich gerade die beiden akademiſchen Freunde Ludwig und Ferdinand befanden. Beide mußten zu ihrer Schande eingeſtehen, den Türken noch nicht beſucht zu haben, ungeachtet es gewiſſermaßen zum guten Ton gehörte hinzugehen, und die miraculöſen Antworten, die man auf verfängliche Fragen erhalten, überall aufzutiſchen. „Mir ſind,“ ſagte Ludwig, „alle ſolche Figuren, die dem Menſchen nicht ſo wohl nachgebildet ſind, als das Menſchliche nachäffen, dieſe wahren Standbilder eines lebendigen Todes oder eines todten Lebens, im höchſten Grade zuwider. Schon in früher Jugend lief ich weinend davon, als man mich in ein Wachsfiguren-Kabinet führte, und noch kann ich kein ſolches Kabinet betreten, ohne von einem unheimlichen grauenhaften Gefühl ergriffen zu werden. Mit Macbeths Worten möchte ich rufen: Was ſtarrſt du mich an mit Augen ohne Sehkraft? wenn ich die ſtieren, todten, gläſernen Blicke all' der Potentaten, berühm-

ten Helden und Mörder und Spitzbuben auf mich gerichtet ſehe, und ich bin überzeugt, daß die mehrſten Menſchen dies unheimliche Gefühl, wenn auch nicht in dem hohen Grade wie es in mir waltet, mit mir theilen, denn man wird finden, daß im Wachsfigurenkabinet auch die größte Menge Menſchen nur ganz leiſe flüſtert, man hört ſelten ten ein lautes Wort; aus Ehrfurcht gegen die hohen Häupter geſchieht dies nicht, ſondern es iſt nur der Druck des Unheimlichen, Grauenhaften, der den Zuſchauern jenes Pianiſſimo abnöthigt. Vollends ſind mir die durch die Mechanik nachgeahmten menſchlichen Bewegungen todter Figuren ſehr fatal, und ich bin überzeugt, daß euer wunderbarer geiſtreicher Türke mit ſeinem Augenverdrehen, Kopfwenden und Armerheben mich wie ein negromantiſches Ungethüm vorzüglich in ſchlafloſen Nächten verfolgen würde. Ich mag deshalb nicht hingehen, und will nur lieber alles Witzige und Scharfſinnige, was er dieſem oder jenem geſagt, erzählen laſſen.“

„Du weißt,“ nahm Ferdinand das Wort: „daß alles, was Du von dem tollen Nachäffen des Menſchlichen, von den lebendigtodten Wachsfiguren geſagt haſt, mir recht aus der Seele geſprochen iſt. Allein bei den mechaniſchen Automaten kommt es wirklich ſehr auf die Art und Weiſe an, wie der Künſtler das Werk ergriffen hat. Einer der vollkommenſten Automate, die ich je ſah, iſt der Enslerſche Voltigeur, allein ſo wie ſeine kraftvollen Bewegungeu wahrhaft imponirten, eben ſo hatte ſein plötzliches Sitzenbleiben auf dem Seil, ſein freundliches Nicken mit dem Kopfe, etwas höchſt ſkurriles; Gewiß hat niemanden jenes grauenhafte Gefühl ergriffen, das ſolche Figuren vorzüglich bei ſehr reizbaren Perſonen nur zu leicht hervorbringen. Was nun unſern Türken betrifft, ſo hat es meines Bedünkens mit ihm eine andere Bewandniß. Seine, nach der Beſchreibung aller, die ihn ſahen, höchſt anſehnliche, ehrwürdige Figur iſt etwas ganz Untergeordnetes, und ſein Augenverdrehen und Kopfwenden gewiß nur da, um unſere Aufmerkſamkeit ganz anf ihn,

wo gerade der Schlüſſel des Geheimniſſes nicht zu finden iſt, hinzulenken. Daß der Hauch aus dem Munde des Türken ſtrömt, iſt möglich, oder vielleicht gewiß, da die Erfahrung es beweiſt; hieraus folgt aber noch nicht, daß jener Hauch wirklich von den geſprochenen Worten erregt wird. Es iſt gar kein Zweifel, daß ein menſchliches Weſen, vermöge uns verborgener und unbekannter akuſtiſcher und optiſcher Vorrichtungen mit dem Fragenden in ſolcher Verbindung ſteht, daß es ihn ſieht, ihn hört und ihm wieder Antworten zuflüſtern kann. Daß noch niemand, ſelbſt unter unſern geſchickten Mechanikern, auch nur im mindeſten auf die Spur gekommen, wie jene Verbindung wohl hergeſtellt ſeyn kann, zeigt, daß des Künſtlers Mittel ſehr ſinnreich erfunden ſeyn müſſen, und ſo verdient von dieſer Seite ſein Kunſtwerk allerdings die größte Aufmerkſamkeit. Was mir aber viel wunderbarer ſcheint und mich in der That recht anzieht, das iſt die geiſtige Macht des unbekannten menſchlichen Weſens, vermöge deſſen es in die Tiefe des Ge-

müths des Fragenden zu dringen ſcheint — es herrſcht oft eine Kraft des Scharfſinns und zugleich ein grauſenhaftes Helldunkel in den Antworten, wodurch ſie zu Orakelſprüchen im ſtrengſten Sinn des Worts werden. Ich habe von mehrern Freunden in dieſer Hinſicht Dinge gehört, die mich in das größte Erſtaunen ſetzten, und ich kann nicht länger dem Drange widerſtehen, den wundervollen Sehergeiſt des Unbekannten ſelbſt auf die Probe zu ſtellen, weshalb ich mich entſchloſſen, morgen Vormittags hinzugehen, und dich hiermit, lieber Ludwig! feierlichſt eingeladen haben will, alle Scheu vor lebendigen Puppen abzulegen, und mich zu begleiten."

So ſehr ſich Ludwig ſträubte, mußte er doch, um nicht für einen Sonderling gehal- zu werden, nachgeben, als mehrere auf ihn einſtürmten, ja ſich nicht von der beluſtigenden Partie auszuſchließen, und im Verein mit ihnen morgen dem mirakulöſen Türken recht auf den Zahn zu fühlen. Ludwig und Ferdinand gingen wirklich mit mehreren mun-

tern Jünglingen, die ſich deshalb verabredet, hin. Der Türke, dem man orientaliſche Grandezza gar nicht abſprechen konnte, und deſſen Kopf, wie geſagt, ſo äußerſt wohl gelungen war, kam Ludwigen doch im Augenblick des Eintretens höchſt poſſierlich vor, und als nun vollends der Künſtler den Schlüſſel in die Seite einſetzte und die Räder zu ſchnurren anfingen, wurde ihm das ganze Ding ſo abgeſchmackt und verbraucht, daß er unwillkührlich ausrief: „Ach, meine Herren! hören Sie doch, wir haben höchſtens Braten im Magen, aber die türkiſche Exzellenz da einen ganzen Bratenwender dazu! Alle lachten, und der Künſtler, dem der Scherz nicht zu gefallen ſchien, ließ ſogleich vom weitern Aufziehen des Räderwerks ab. Sey es nun, daß die joviale Stimmung der Geſellſchaft dem weiſen Türken mißfiel, oder daß er den Morgen gerade nicht bei Laune war, genug, alle Antworten, die zum Theil durch recht witzige, geiſtreiche Fragen veranlaßt wurden, blieben nichtsbedeutend und ſchal, Ludwig hatte vorzüglich das Unglück, beinahe niemals

von dem Orakel richtig verſtanden zu werden und ganz ſchiefe Antworten zu erhalten; ſchon wollte man unbefriedigt das Automat und den ſichtlich verſtimmten Künſtler verlaſſen, als Ferdinand ſprach: „Nicht wahr, meine Herren, Sie ſind alle mit dem weiſen Türken nicht ſonderlich zufrieden, aber vielleicht lag es an uns ſelbſt, an unſern Fragen, die dem Manne nicht gefielen — eben daß er jetzt den Kopf dreht und die Hand aufhebt (die Figur that dies wirklich) ſcheint meine Vermuthung als wahr zu beſtätigen! — ich weiß nicht, wie mir jetzt es in den Sinn kommt, noch eine Frage zu thun, deren Beantwortung, iſt ſie treffend, die Ehre des Automats mit einem Male retten kann.“ Ferdinand trat zu der Figur hin und flüſterte ihr einige Worte leiſe ins Ohr; der Türke erhob den Arm, er wollte nicht antworten, Ferdinand ließ nicht ab, da wandte der Türke den Kopf zu ihm hin. —

Ludwig bemerkte, daß Ferdinand plötzlich erblaßte, nach einigen Sekunden aber aufs neue fragte und gleich die Antwort erhielt.

Mit erzwungenem Lächeln ſagte Ferdinand zur Geſellſchaft: „Meine Herren, ich kann verſichern, daß wenigſtens für mich der Türke ſeine Ehre gerettet hat; damit aber das Orakel ein recht geheimnißvolles Orakel bleibe, ſo erlaſſen Sie es mir wohl zu ſagen, was ich gefragt und was er geantwortet.

So ſehr Ferdinand ſeine innere Bewegung verbergen wollte, ſo äußerte ſie ſich doch nur zu deutlich in dem Bemühen, froh und unbefangen zu ſcheinen, und hätte der Türke die wunderbarſten treffendſten Antworten ertheilt, ſo würde die Geſellſchaft nicht von dem ſonderbaren, beinahe grauenhaften Gefühl ergriffen worden ſeyn, das eben jetzt Ferdinands ſichtliche Spannung hervorbrachte. Die vorige Heiterkeit war verſchwunden, ſtatt des ſonſt fortſtrömenden Geſprächs fielen nur einzelne abgebrochene Worte, und man trennte ſich in gänzlicher Verſtimmung.

Kaum war Ferdinand mit Ludwig allein, ſo fing er an: „Freund! Dir mag ich es nicht verheelen, daß der Türke in mein Innerſtes gegriffen, ja, daß er mein Innerſtes

verletzt hat, ſo daß ich den Schmerz wohl nicht verwinden werde, bis mir die Erfüllung des gräßlichen Orakelſpruchs den Tod bringt.“

Ludwig blickte den Freund voll Verwunderung und Erſtaunen an, aber Ferdinand fuhr fort: „Ich ſehe nun wohl, daß dem unſichtbaren Weſen, das ſich uns durch den Türken auf eine geheimnißvolle Weiſe mittheilt, Kräfte zu Gebote ſtehen, die mit magiſcher Gewalt unſre geheimſten Gedanken beherrſchen, und vielleicht erblickt die fremde Macht klar und deutlich den Keim des Zukünftigen, der in uns ſelbſt im myſtiſchen Zuſammenhange mit der Außenwelt genährt wird, und weiß ſo alles, was in fernen Tagen auf uns einbrechen wird, ſo wie es Menſchen giebt mit der unglücklichen Sehergabe, den Tod zur beſtimmten Stunde voraus zu ſagen.“

„Du mußt Merkwürdiges gefragt haben,“ erwiderte Ludwig, „vielleicht legſt du aber ſelbſt in die zweideutige Antwort des Orakels das Bedeutende, und was das Spiel des launenhaften Zufalls in ſeltſamer Zuſam-

menſtellung gerade Eingreifendes, Treffendes hervorbrachte, ſchreibſt Du der myſtiſchen Kraft des gewiß ganz unbefangenen Menſchen zu, der ſich durch den Türken vernehmen läßt.“

„Du widerſprichſt,“ nahm Ferdinand das Wort, „in dem Augenblick dem, was wir ſonſt einſtimmig zu behaupten pflegen, wenn von dem ſogenannten Zufall die Rede iſt. Damit Du alles wiſſen, damit Du es recht fühlen mögeſt, wie ich heute in meinem Innerſten aufgeregt und erſchüttert bin, muß ich Dir etwas aus meinem frühern Leben vertrauen, wovon ich bis jetzt ſchwieg. Es ſind ſchon mehrere Jahre her, als ich von den in Oſtpreußen gelegenen Gütern meines Vaters nach B. zurückkehrte. In K. traf ich mit einigen jungen Kurländern zuſammen, die ebenfalls nach B. wollten, wir reiſten zuſammen in drei mit Poſtpferden beſpannten Wagen, und Du kannſt denken, daß bei uns, die wir in den Jahren des erſten, kräftigen Aufbrauſens mit wohlgefülltem Beutel ſo in die Welt hineinreiſen konnten, die Lebensluſt

beinahe bis zur wilden Ausgelaſſenheit über⸗ſprudelte. Die tollſten Einfälle wurden im Jubel ausgeführt, und ich erinnere mich noch, daß wir in M., wo wir gerade am Mittage ankamen, den Dormeuſenvorrath der Poſt⸗halterin plünderten, und ihrer Proteſtationen unerachtet mit dem Raube gar ziemlich ge⸗ſchmückt Tabak rauchend vor dem Hauſe, un⸗ter großem Zulauf des Volks, auf⸗ und ab⸗ſpazierten, bis wir wieder unter dem luſtigen Hörnerſchall der Poſtillione abfuhren. In der herrlichſten jovialſten Gemüthsſtimmung kamen wir nach D., wo wir der ſchönen Gegenden wegen einige Tage verweilen woll⸗ten. Jeden Tag gab es luſtige Partien; einſt waren wir bis zum ſpäten Abend auf dem Karlsberge und in der benachbarten Gegend herumgeſtreift, und als wir in den Gaſthof zurückkehrten, erwartete uns ſchon der köſtliche Punſch, den wir vorher beſtellt, und den wir uns, von der Seeluft durch⸗haucht, wacker ſchmecken ließen, ſo daß ohne eigentlich berauſcht zu ſeyn, mir doch alle Pulſe in den Adern hämmerten und ſchlugen,

und das Blut wie ein Feuerſtrom durch die Nerven glühte. Ich warf mich, als ich endlich in mein Zimmer zurückkehren durfte, auf das Bett, aber troz der Ermüdung war mein Schlaf doch nur mehr ein träumeriſches Hinbrüten, in dem ich alles vernahm, was um mich vorging. Es war mir, als würde in dem Nebenzimmer leiſe geſprochen und endlich unterſchied ich deutlich eine männliche Stimme, welche ſagte: Nun ſo ſchlafe denn wohl und halte dich fertig zur beſtimmten Stunde. Eine Thür wurde geöffnet und wieder geſchloſſen, und nun trat eine tiefe Stille ein, die aber bald durch einige leiſe Akkorde eines Fortepianos unterbrochen wurde. Du weißt, Ludwig! welch ein Zauber in den Tönen der Muſik liegt, wenn ſie durch die ſtille Nacht hallen. So war es auch jezt, als ſpräche in jenen Akkorden eine holde Geiſterſtimme zu mir; ich gab mich dem wohlthätigen Eindruck ganz hin, und glaubte es würde nun wohl etwas Zuſammenhängendes, irgend eine Fantaſie, oder ſonſt ein muſikaliſches Stück folgen, aber wie wurde mir, als

die herrliche göttliche Stimme eines Weibes in einer herzergreifenden Molodie die Worte ſang:

Mio ben ricordati
s'avvien ch'io mora,
quanto queſt' anima
fedel t'amò.
Lo ſe pur amano
le fredde ceneri
nel urna ancora
t'adorerò!

„Wie ſoll ich es denn anfangen, Dir das nie gekannte, nie geahnete Gefühl nur anzudeuten, welches die langen — bald anſchwellenden — bald verhallenden Töne in mir aufregten. Wenn die ganz eigenthümliche, nie gehörte Melodie — ach es war ja die tiefe, wonnevolle Schwermuth der inbrünſtigſten Liebe ſelbſt — wenn ſie den Geſang in einfachen Melismen bald in die Höhe führte, daß die Töne wie helle Kryſtallglocken erklangen, bald in die Tiefe hinabſenkte, daß er in den dumpfen Seufzern einer hoffnungsloſen Klage zu erſterben ſchien, dann fühlte

ich, wie ein unnennbares Entzücken mein Innerſtes durchbebte, wie der Schmerz der unendlichen Sehnſucht meine Bruſt krampfhaft zuſammenzog, wie mein Athem ſtockte, wie mein Selbſt unterging in namenloſer, himmliſcher Wolluſt. Ich wagte nicht, mich zu regen, meine ganze Seele, mein ganzes Gemüth war nur Ohr. Schon längſt hatten die Töne geſchwiegen, als ein Thränenſtrom endlich die Ueberſpannung brach, die mich zu vernichten drohte. Der Schlaf mochte mich doch zuletzt übermannt haben, denn als ich von dem gellenden Ton eines Poſthorns geweckt auffuhr, ſchien die helle Morgenſonne in mein Zimmer, und ich wurde gewahr, daß ich nur im Traume des höchſten Glücks, der höchſten Seligkeit, die für mich auf der Erde zu finden, theilhaftig worden. — Ein herrliches blühendes Mädchen war in mein Zimmer getreten; es war die Sängerin und ſie ſprach zu mir mit gar lieblicher, holdſeliger Stimme: „So konnteſt Du mich dann wieder erkennen, lieber', lieber Ferdinand! aber ich wußte ja wohl, daß ich nur ſingen durfte,

um

um wieder ganz in Dir zu leben; denn jeder Ton ruhte ja in Deiner Bruſt, und mußte in meinem Blick erklingen.“ — Welches unnennbare Entzücken durchſtrömte mich, als ich nun ſah, daß es die Geliebte meiner Seele war, die ich ſchon von früher Kindheit an im Herzen getragen, die mir ein feindliches Geſchick nur ſo lange entriſſen, und die ich Hochbeglückter nun wieder gefunden. Aber meine inbrünſtige Liebe erklang eben in jener Melodie der tief klagenden Sehnſucht, und unſere Worte, unſere Blicke wurden zu herrlichen anſchwellenden Tönen, die wie in einem Feuerſtrom zuſammenfloſſen. — Nun ich erwacht war, mußte ich mirs eingeſtehen, daß durchaus keine Erinnerung aus früher Zeit ſich an das holdſelige Traumbild knüpfte — ich hatte das herrliche Mädchen zum erſten Male geſehen. Es wurde vor dem Hauſe laut und heftig geſprochen — mechaniſch raffte ich mich auf und eilte ans Fenſter; ein ältlicher, wohl gekleideter Mann zankte mit den Poſtknechten, die etwas an dem zierlichen Reiſewagen zerbrochen. End-

lich war alles hergeſtellt, und nun rief der Mann herauf: Jetzt iſt alles in Ordnung, wir wollen fort. Ich wurde gewahr, daß dicht neben mir ein Frauenzimmer zum Fenſter herausgeſehen, die nun ſchnell zurückfuhr, ſo daß ich, da ſie einen ziemlich tiefen Reiſehut aufgeſetzt hatte, das Geſicht nicht erkennen konnte. Als ſie aus der Hausthüre trat, wandte ſie ſich um und ſah zu mir herauf. — Ludwig! — es war die Sängerin! — es war das Traumbild — der Blick des himmliſchen Auges fiel auf mich, und es war mir, als träfe der Strahl eines Kryſtalltons meine Bruſt wie ein glühender Dolchſtich, daß ich den Schmerz phyſiſch fühlte, daß alle meine Fibern und Nerven erbebten und ich vor unnennbarer Wonne erſtarrte — Schnell war ſie im Wagen — der Poſtillion blies wie im jubelnden Hohn ein munteres Stückchen. — Im Augenblick waren ſie um die Straßenecke verſchwunden. Wie ein Träumender blieb ich im Fenſter, die Kurländer traten ins Zimmer, mich zu einer verabredeten Luſtfahrt hinabzuholen — ich

ſprach kein Wort — man hielt mich für krank — wie hätte ich auch nur das Mindeſte davon äußern können, was geſchehen! Ich unterließ es, mich nach den Fremden, die neben mir gewohnt, im Hauſe zu erkundigen, denn es war, als entweihe jedes Wort andrer Lippen, das ſich auf die Herrliche bezöge das zarte Geheimniß meines Herzens. Getreulich wollte ich es fortan in mir tragen und nie mehr laſſen von der, die nun die Ewiggeliebte meiner Seele worden, ſollte ich ſie auch nimmer wieder ſchauen. Du, mein Herzensfreund! erkennſt wohl ganz den Zuſtand, in den ich mich verſetzt fühlte; Du tadelſt mich daher nicht, daß ich alles und jedes vernachläſſigte, mir auch nur eine Spur von der unbekannten Geliebten zu verſchaffen. Die luſtige Geſellſchaft der Kurländer wurde mir in meiner Stimmung höchſt zuwider, ehe ſie ſichs verſahen, war ich in einer Nacht auf und davon, und eilte nach B., meiner damaligen Beſtimmung zu folgen. Du weißt, daß ich ſchon ſeit früher Zeit ziemlich gut zeichnete; in B. legte ich mich unter der An-

leitung geſchickter Meiſter auf das Miniatur-malen und brachte es in kurzer Zeit ſo weit, daß ich den einzigen mir vorgeſteckten Zweck, nämlich das höchſt ähnliche Bild der Unbekannten würdig zu malen, erfüllen konnte. Heimlich, bei verſchloſſenen Thüren, malte ich das Bild. Kein menſchliches Auge hat es jemals geſehen, denn ein anderes Bild gleicher Größe, ließ ich faſſen, und ſetzte mit Mühe dann ſelbſt das Bild der Geliebten ein, das ich ſeit der Zeit auf bloßer Bruſt trug.“ —

„Zum erſten Mal in meinem Leben habe ich heute von dem höchſten Moment meines Lebens geſprochen, und Du Ludwig! biſt der Einzige, dem ich mein Geheimniß vertraut! — Aber auch heute iſt eine fremde Macht feindſelig in mein Inneres gedrungen! — Als ich zu dem Türken hintrat, fragte ich, der Geliebten meines Herzens denkend: Werde ich künftig noch einen Moment erleben, der dem gleicht, wo ich am glücklichſten war? Der Türke wollte, wie Du bemerkt haben wirſt, durchaus nicht antworten; endlich, als

ich nicht nachließ, ſprach er: die Augen ſchauen in deine Bruſt, aber das ſpiegelblanke Gold, das mir zugewendet, verwirrt meinen Blick — wende das Bild um! — Habe ich denn Worte für das Gefühl, das mich durchbebte? — Dir wird meine innre Bewegung nicht entgangen ſeyn. Das Bild lag wirklich ſo auf meiner Bruſt, wie es der Türke angegeben; ich wandte es unbemerkt um, und wiederholte meine Frage, da ſprach die Figur im düſtern Ton: Unglücklicher! in dem Augenblick, wenn Du ſie wieder ſiehſt, haſt Du ſie verloren!“

Eben wollte Ludwig es verſuchen, den Freund, der in tiefes Nachdenken verſunken war, mit tröſtenden Worten aufzurichten, als ſie durch mehrere Bekannte, die auf ſie zuſchritten, unterbrochen wurden.

Schon hatte ſich das Gerücht von der neuen myſteriöſen Antwort, die der weiſe Türke ertheilte, in der Stadt verbreitet, und man erſchöpfte ſich in Vermuthungen, was für eine unglückliche Prophezeihung wohl den vorurtheilsfreien Ferdinand ſo aufgeregt ha-

ben könne; man beſtürmte die Freunde mit Fragen, und Ludwig wurde genöthigt, um ſeinen Freund aus dem Gedränge zu retten, ein abentheuerliches Geſchichtchen aufzutiſchen, das deſto mehr Eingang fand, je weiter es ſich von der Wahrheit entfernte. Dieſelbe Geſellſchaft, in welcher Ferdinand angeregt wurde, den wunderbaren Türken zu beſuchen, pflegte ſich wöchentlich zu verſammeln, und auch in der nächſten Zuſammenkunft kam wieder der Türke um ſo mehr an die Reihe, als man ſich immer noch bemühte, recht viel von Ferdinand ſelbſt über ein Abenteuer zu hören, das ihn in die düſtre Stimmung verſetzt hatte, welche er vergebens zu verbergen ſuchte. Ludwig fühlte es nur zu lebhaft, wie ſein Freund im Innerſten erſchüttert ſeyn mußte, als er das tief in der Bruſt treu bewahrte Geheimniß einer fantaſtiſchen Liebe von einer fremden grauenvollen Macht durchſchaut ſah, und auch er war eben ſo gut wie Ferdinand feſt überzeugt, daß dem das Geheimſte durchdringenden Blick jener Macht auch wohl der myſteriöſe Zuſammenhang,

vermöge deſſen ſich das Zukünftige dem Gegenwärtigen anreiht, offenbar seyn könne. Ludwig mußte an den Spruch des Orakels glauben, aber das feindselige ſchonungsloſe Verrathen des böſen Verhältniſſes, das dem Freunde drohte, brachte ihn gegen das verſteckte Weſen, das ſich durch den Türken vernehmen ließ, auf. Er bildete daher ſtandhaft gegen die zahlreichen Bewunderer des Kunſtwerks die Oppoſition, und behauptete, als jemand bemerkte, in den natürlichen Bewegungen des Automats liege etwas ganz beſonders Impoſantes, wodurch der Eindruck der orakelmäßigen Antworten erhöht werde, gerade das Augenverdrehen und Kopfwenden des ehrbaren Türken habe für ihn was unbeſchreiblich Poſſierliches gehabt, weshalb er auch durch ein Bonmot, das ihm entſchlüpft, den Künſtler und auch vielleicht das unſichtbar wirkende Weſen in üblen Humor verſetzt, welchen letzteres auch durch eine Menge ſchaaler, nichts bedeutender Antworten an den Tag gelegt. Ich muß geſtehen, fuhr Ludwig fort, daß die Figur gleich beim Eintre-

ten mich lebhaft an einen überaus zierlichen künſtlichen Nußknacker erinnerte, den mir einſt, als ich noch ein kleiner Knabe war, ein Vetter zum Weihnachten verehrte. Der kleine Mann hatte ein überaus ernſthaft komiſches Geſicht und verdrehte jedesmal mittelſt einer innern Vorrichtung die großen aus dem Kopfe herausſtehenden Augen, wenn er eine harte Nuß knackte, was denn ſo etwas poſſierlich Lebendiges in die ganze Figur brachte, daß ich ſtundenlang damit ſpielen konnte, und der Zwerg mir unter den Händen zum wahren Alräunchen wurde. Alle noch ſo vollkommne Marionetten waren mir nachher ſteif und leblos gegen meinen herrlichen Nußknacker. Von den höchſt wunderbaren Automaten im Danziger Arſenal war mir gar viel erzählt worden, und vorzüglich deshalb unterließ ich nicht hineinzugehen, als ich mich gerade vor einigen Jahren in Danzig befand. Bald nachdem ich in den Saal getreten, ſchritt ein altdeutſcher Soldat keck auf mich los und feuerte ſeine Büchſe ab, daß es durch die weiten Gewölbe recht derb

knallte — noch mehrere Spielereien der Art, die ich in der That wieder vergeſſen, überraſchten hin und wieder, aber endlich führte man mich in den Saal in welchem der Gott des Krieges, der furchtbare Mavors, ſich mit ſeiner ganzen Hofhaltung befand. — Mars ſelbſt ſaß in ziemlich grotesker Kleidung auf einem mit Waffen aller Art geſchmückten Thron, von Trabanten und Kriegern umgeben. So bald wir vor den Thron getreten, fingen ein Paar Trommelſchläger an, auf ihren Trommeln zu wirbeln, und Pfeifer blieſen dazu ganz erſchrecklich, daß man ſich vor dem kakophoniſchen Getöſe hätte die Ohren zuhalten mögen. Ich bemerkte, daß der Gott des Krieges eine durchaus ſchlechte, ſeiner Majeſtät unwürdige Kapelle habe, und man gab mir recht. — Endlich hörte das Trommeln und Pfeifen auf — da fingen an die Trabanten die Köpfe zu drehen und mit den Hellebarden zu ſtampfen, bis der Gott des Krieges, nachdem er auch mehrmals die Augen verdreht, von ſeinem Sitz aufſprang und keck auf uns zuſchreiten zu wollen ſchien.

Bald aber warf er ſich wieder in ſeinen Thron, und es wurde noch etwas getrommelt und gepfiffen, bis alles wieder in die alte hölzerne Ruhe zurückkehrte. Als ich denn nun alle dieſe Automate geſchaut, ſagte ich im Herausgehen zu mir ſelbſt: Mein Nußknacker war mir doch lieber, und jetzt, meine Herren! nachdem ich den weiſen Türken geſchaut, ſage ich abermals: mein Nußknacker war mir doch lieber! — Man lachte ſehr, meinte aber einſtimmig, daß Ludwigs Anſicht von der Sache mehr luſtig ſey als wahr, denn abgeſehen von dem ſeltenen Geiſt, der doch mehrentheils in den Antworten des Automats liege, ſey doch auch die durchaus nicht zu entdeckende Verbindung des verborgenen Weſens mit dem Türken, das nicht allein durch ihn rede, ſondern auch ſeine von den Fragen motivirte Bewegungen veranlaſſen müßte, höchſt wunderbar und in jedem Fall ein Meiſterwerk der Mechanik und Akuſtik.

Dies mußte nun wohl ſelbſt Ludwig eingeſtehen, und man pries allgemein den

fremden Künſtler. Da ſtand ein ältlicher Mann, der in der Regel wenig ſprach, und ſich auch dieſes Mal noch gar nicht ins Geſpräch gemiſcht hatte, vom Stuhl auf, wie er zu thun pflegte, wenn er auch endlich ein Paar Worte, die aber jedes Mal ganz zur Sache gehörten, anbringen wollte, und fing nach ſeiner höflichen Weiſe an: „Wollen Sie gütigſt erlauben — ich bitte gehorſamſt, meine Herren! — Sie rühmen mit Recht das ſeltene Kunſtwerk, das nun ſchon ſo lange uns anzuziehen weiß; mit Unrecht nennen Sie aber den ordinären Mann, der es zeigt, den Künſtler, da er an allem dem, was in der That an dem Werk vortrefflich iſt, gar keinen Antheil hat, ſelbiges vielmehr von einem in allen Künſten der Art gar tief erfahrnen Mann herrührt, der ſich ſtets und ſchon ſeit vielen Jahren in unſern Mauern befindet, und den wir alle kennen und höchlich verehren.“ Man gerieth in Erſtaunen, man ſtürmte mit Fragen auf den Alten ein, der alſo fortfuhr: „Ich meine niemanden anders, als den Profeſſor X. — Der Türke

war ſchon zwei Tage hier, ohne daß jemand ſonderlich Notiz von ihm genommen hätte, der Profeſſor X. dagegen unterließ nicht, bald hinzugehen, da ihn alles, was nur Automat heißt, auf das höchſte intereſſirt. Kaum hatte er aber von dem Türken ein Paar Antworten erhalten, als er den Künſtler bei Seite zog, und ihm einige Worte ins Ohr ſagte. Dieſer erblaßte und verſchloß das Zimmer, als es von den wenigen Neugierigen, die ſich eingefunden, verlaſſen war; die Anſchlagzettel verſchwanden von den Straßenecken und man hörte nichts mehr von dem weiſen Türken, bis nach vierzehn Tagen eine neue Ankündigung erſchien, und man den Türken mit dem neuen ſchönen Haupte und die ganze Einrichtung, ſo wie ſie jetzt als ein unauflösliches Räthſel beſteht, wieder fand. Seit der Zeit ſind auch die Antworten ſo geiſtreich und bedeutungsvoll. Daß aber dies alles das Werk des Profeſſor X. iſt, unterliegt gar keinem Zweifel, da der Künſtler in der Zwiſchenzeit, als er ſein Automat nicht zeigte, täglich bei ihm war, und auch, wie

man gewiß weiß, der Profeſſor mehrere Tage hintereinander ſich in dem Zimmer des Hotels befand, wo die Figur aufgeſteſtellt und noch jetzt ſteht. Ihnen wird übrigens, meine Herren! doch bekannt ſeyn, daß der Profeſſor ſelbſt ſich in dem Beſitz der herrlichſten, vorzüglich aber muſikaliſcher Automate befindet, daß er ſeit langer Zeit mit dem Hofrath B—, mit dem er ununterbrochen über allerlei mechaniſche und auch wohl magiſche Künſte korreſpondirt, darin wetteifert, und daß es nur an ihm liegt, die Welt in das höchſte Erſtaunen zu ſetzen? Aber er arbeitet und ſchafft im Verborgenen, wiewohl er jedem, der wahre Luſt und wahres Belieben daran findet, ſeine ſeltenen Kunſtwerke gar gern zeigt."

Man wußte zwar, daß der Profeſſor X., deſſen Hauptwiſſenſchaften Phyſik und Chemie waren, nächſtdem ſich auch gern mit mechaniſchen Kunſtwerken beſchäftigte, kein einziger von der Geſellſchaft hatte aber ſeinen Einfluß auf den weiſen Türken geahnet, und nur von Hörenſagen kannte man das

Kunſtkabinet, von dem der Alte geſprochen. Ferdinand und Ludwig fühlten ſich durch des Alten Bericht über den Profeſſor X. und über ſein Einwirken auf das fremde Automat gar ſeltſam angeregt.

„Ich kann dir's nicht verhehlen,“ — ſagte Ferdinand, „mir dämmert eine Hoffnung auf, vielleicht die Spur des Geheimniſſes zu finden, das mich jetzt ſo grauenvoll befängt, wenn ich dem Profeſſor X. näher trete. Ja es iſt möglich, daß die Ahnung des wunderbaren Zuſammenhanges, in dem der Türke, oder vielmehr die verſteckte Perſon die ihn zum Organ ihrer Orakelſprüche braucht, mit meinem Ich ſteht, mich vielleicht tröſteet, und den Eindruck jener für mich ſchrecklichen Worte entkräftet. Ich bin entſchloſſen, unter dem Vorwande, ſeine Automate zu ſehen, die nähere Bekanntſchaft des myſteriöſen Mannes zu machen, und da ſeine Kunſtwerke, wie wir hörten, muſikaliſch ſind, wird es für Dich nicht ohne Intereſſe ſeyn, mich zu begleiten.“ —

„Als wenn,“ erwiederte Ludwig, „es

nicht für mich genug wäre, daß ich in Deiner Angelegenheit Dir beiſtehen ſoll mit Rath und That! – Daß mir aber eben heute, als der Alte von der Einwirkung des Profeſſors X. auf die Maſchine ſprach, ganz beſondere Ideen durch den Kopf gegangen ſind, kann ich nicht läugnen, wiewohl es möglich iſt, daß ich das auf entlegenem Wege ſuche, was vielleicht uns ganz nahe liegt. — Iſt es nämlich, um eben die Auflöſung des Räthſels ganz nahe zu ſuchen, nicht denkbar, daß die unſichtbare Perſon wußte, daß Du ein Bild auf der Bruſt trägſt, und konnte nicht eine glückliche Kombination ſie gerade wenigſtens das ſcheinbar Richtige treffen laſſen? Vielleicht rächte ſie durch die unglückliche Weiſſagung ſich an uns des Muthwillens wegen, in dem wir die Weisheit des Türken höhnten.“

„Keine menſchliche Seele,“ erwiederte Ferdinand, „hat, wie ich Dir ſchon vorhin ſagte, das Bildniß geſehen, niemanden habe ich jemals jenen auf mein ganzes Leben einwirkenden Vorfall erzählt — auf gewöhnliche

Weiſe kann der Türke unmöglich von dem Allen unterrichtet worden ſeyn! — vielleicht nähert ſich das, was Du auf entlegenem Wege ſuchſt, weit mehr der Wahrheit!"

„So meine ich denn nun," ſagte Ludwig: „daß unſer Automat, ſo ſehr ich heute auch das Gegentheil zu behaupten ſchien, wirklich zu den merkwürdigſten Erſcheinungen gehört, die man jemals ſah, und Alles beweiſet, daß dem, der als Dirigent über dem ganzen Kunſtwerke ſchwebt, tiefere Kenntniſſe zu Gebote ſtehen, als die wohl glauben, welche nur ſo etwas leichtſinnig begaffen, und ſich über das Wunderbare nur wundern. Die Figur iſt nichts weiter als die Form der Mittheilung, aber es iſt nicht zu läugnen, daß dieſe Form geſchickt gewählt iſt, da das ganze Anſehen und auch die Bewegungen des Automats dazu geeignet ſind, die Aufmerkſamkeit zu Gunſten des Geheimniſſes zu feſſeln, und vorzüglich den Fragenden auf gewiſſe Weiſe nach dem Zweck des antwortenden Weſens zu ſpannen. In der Figur kann kein menſchliches Weſen ſtecken, das iſt ſo

gut als erwieſen, daß wir daher die Antworten aus dem Munde des Türken zu empfangen glauben, beruht ſicherlich auf einer akuſtiſchen Täuſchung; wie dies bemerkſtelligt iſt, wie die Perſon, welche antwortee, in den Stand geſetzt wird, die Fragenden zu ſehen, zu vernehmen und ſich ihnen wieder verſtändlich zu machen, iſt und bleibt mir freilich ein Räthſel; allein es ſetzt nur gute akuſtiſche und mechaniſche Kenntniſſe und einen vorzüglichen Scharfſinn oder auch vielleicht beſſer geſagt eine konſequente Schlauheit des Künſtlers voraus, der kein Mittel unbeachtließ, uns zu täuſchen, und ich muß geſtehen, daß mich die Auflöſung dieſes Geheimniſſes weniger intereſſirt, als es von dem nur allein höchſt merkwürdigen Umſtande überwogen wird, daß der Türke oft die Seele des Fragenden zu durchſchauen, ja, wie Du ſchon, noch ehe es Dir ſelbſt bewieſen wurde, bemerkteſt, in die tiefſte Tiefe des Gemüths zu dringen ſcheint. Wie wenn es dem antwortenden Weſen möglich wäre, ſich durch uns unbekannte Mittel einen pſychiſchen Ein-

fluß auf uns zu verſchaffen, ja ſich mit uns in einen ſolchen geiſtigen Rapport zu ſetzen, daß es unſere Gemüthsſtimmung, ja unſer ganzes inneres Weſen in ſich auffaßt, und ſo, wenn auch nicht das in uns ruhende Geheimniß deutlich ausſpricht, doch wie in einer Extaſe, die eben der Rapport mit dem fremden geiſtigen Prinzip erzeugte, die Andeutungen alles deſſen, was in unſerer eigenen Bruſt ruht, wie es hell erleuchtet dem Auge des Geiſtes offenbar wird, hervorruft. Es iſt die pſychiſche Macht, die die Saiten in unſerm Innern, welche ſonſt nur durch einander rauſchten, anſchlägt, daß ſie vibriren und ertönen, und wir den reinen Akkord deutlich vernehmen; ſo ſind wir aber es ſelbſt, die wir uns die Antworten ertheilen, indem wir die innere Stimme durch ein fremdes geiſtiges Prinzip geweckt außer uns verſtändlicher vernehmen und verworrene Ahndungen, in Form und Weiſe des Gedankens feſt gebannt, nun zu deutlichen Sprüchen werden; ſo wie uns oft im Traum eine fremde Stimme über Dinge belehrt, die wir gar

nicht wußten, oder über die wir wenigſtens in Zweifel waren, unerachtet die Stimme, welche uns fremdes Wiſſen zuzuführen ſcheint, doch nur aus unſerm eignen Innern kommt und ſich in verſtändlichen Worten ausſpricht. — Daß der Türke, worunter ich natürlich jenes verſteckte geiſtige Weſen verſtehe, ſehr ſelten nöthig haben wird, ſich mit dem Fragenden in jenen pſychiſchen Rapport zu ſetzen, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Hundert Fragende werden eben ſo oberflächlich abgefertigt, als es ihre Individualität verdient, und oft genügt ein witziger Einfall, dem der natürliche Scharfſinn oder die geiſtige Lebendigkeit des antwortenden Weſens die treffende Spitze giebt, wo von irgend einer Tiefe, in der die Frage aufzufaſſen iſt, nicht die Rede ſeyn kann. Irgend eine exaltirte Gemüthsſtimmung des Fragenden wird den Türken augenblicklich auf ganz andere Weiſe anſprechen und dann wendet er die Mittel an, die es ihm möglich machen, den pſychiſchen Rapport hervorzubringen, der ihm die Macht giebt, aus dem tiefſten Innern des Fragen-

den ſelbſt zu antworten. Die Weigerung des Türken, auf ſolche tief geſtellte Fragen gleich zu antworten, iſt vielleicht nur der Aufſchub, den er ſich gönnt, um für die Anwendung jener geheimnißvollen Mittel Momente zu gewinnen. Dies iſt meine innige Herzensmeinung, und Du ſiehſt, daß mir das Kunſtwerk nicht ſo verächtlich iſt, als ich es Euch heute glauben machen wollte — vielleicht nehme ich die Sache zu ernſt! — Doch mochte ich Dir nichts verhehlen, wiewohl ich einſehe, daß wenn Du in meine Idee eingehſt, ich Dir gerade nichts zur innern Beruhigung geſagt habe!“

„Du irrſt, mein geliebter Freund,“ erwiederte Ferdinand: „gerade, daß Deine Ideen ganz mit dem übereinſtimmen, was mir gleich dunkel vor die Seele lag, beruhigte mich auf eine wunderbare Weiſe; ich habe es mit mir ſelbſt allein zu thun, mein liebes Geheimniß blieb unentweiht, denn mein Freund wird es treulich bewahren; wie ein anvertrautes Heiligthum. Doch muß ich jetzt noch eines ganz beſondern Umſtandes

erwähnen, deſſen ich bisher noch nicht ge- dachte. Als der Türke die verhängnißvollen Worte ſprach, war es mir, als hörte ich die tiefklagende Melodie: Mio ben ricordati s'av- vienech'io mora in einzeln abgebrochenen Lau- ten — und dann war es wieder als ſchwebe nur ein langgehaltener Ton der göttlichen Stimme, die ich in jener Nacht hörte, an mir vorüber."

„So mag ich es Dir auch nicht ver- ſchweigen," ſagte Ludwig: „daß ich, als Du gerade die leiſe Antwort erhielteſt, zu- fällig die Hand auf das Geländer, welche das Kunſtwerk umſchließt, gelegt hatte; es dröhn- te fühlbar in meiner Hand und auch mir war es als gleite ein muſikalicher Ton, Geſang kann ich es nicht nennen, durchs Zimmer. Ich achtete nicht ſonderlich darauf, weil, wie Du weißt, immer meine ganze Fantaſie von Muſik erfüllt iſt, und ich deshalb ſchon auf die wunderlichſte Weiſe getäuſcht worden bin; nicht wenig erſtaunte ich aber im Innern als ich den myſteriöſen Zuſammenhang jenes tief- klagenden Tons mit der verhängnißvollen

Begebenheit in D., die Deine Frage an den Türken veranlaßte, erfuhr.“

Ferdinand hielt es nur für einen Beweis des pſychiſchen Rapports mit ſeinem geliebten Freunde, daß auch dieſer den Ton gehört hatte, und als ſie noch tiefer eingingen in die Geheimniſſe der pſychiſchen Beziehungen verwandter geiſtiger Prinzipe, als immer lebendiger wunderbare Reſultate ſich erzeugten, da war es ihm endlich, als ſey die ſchwere Laſt, die ſeit jenem Augenblick, als er die Antwort erhalten, ſeine Bruſt gedrückt, ihm wieder entnommen; er fühlte ſich ermuthigt, jedem Verhängniß keck entgegen zu treten. Kann ich ſie dann verlieren, ſagte er: ſie, die ewig in meinem Innern waltet, und ſo eine intenſive Exiſtenz behauptet, die nur mit meinem Seyn untergeht?

Voller Hoffnung, über manche jener Vermuthungen, die für beide die größte innere Wahrheit hatten, näheren Aufſchluß zu erhalten, gingen ſie zum Profeſſor X. Sie fanden an ihm einen hochbejahrten, altfränkiſch gekleideten Mann muntern Anſehens,

deſſen kleine graue Augen unangenehm ſte-chend blickten, und um deſſen Mund ein ſarkaſtiſches Lächeln ſchwebte, das eben nicht anzog.

Als ſie den Wunſch äußerten, ſeine Automate zu ſehen, ſagte er: Ey! ſind Sie doch auch wohl Liebhaber von mechaniſchen Kunſtwerken, vielleicht ſelbſt Kunſtdilettanten? Nun Sie finden bei mir was ſie in ganz Europa, ja in der ganzen bekannten Welt vergebens ſuchen. Des Profeſſors Stimme hatte etwas höchſt widriges, es war ein ho-her kreiſchender diſſonirender Tenor, der ge-rade zu der marktſchreieriſchen Art paßte, womit er ſeine Kunſtwerke ankündigte. Er holte mit vielem Geräuſch die Schlüſſel und öffnete den geſchmackvoll, ja prächtig ver-zierten Saal, in welchem die Kunſtwerke ſich befanden. In der Mitte ſtand auf einer Er-höhung ein großer Flügel, neben demſelben rechts eine lebensgroße männliche Figur mit einer Flöte in der Hand, links ſaß eine weib-liche Figur vor einem Clavierähnlichen In-ſtrumente, hinter derſelben zwei Knaben mit

einer großen Trommel und einem Triangel. Im Hintergrunde erblickten die Freunde das ihnen ſchon bekannte Orcheſtrion und rings an den Wänden umher mehrere Spieluhren. Der Profeſſor ging nur flüchtig an den Orcheſtrion und den Spieluhren vorüber, und berührte kaum merklich die Automate; dann ſetzte er ſich aber an den Flügel und fing pianiſſimo ein marſchmäßiges Andante an; bei der Repriſe ſetzte der Flötenbläſer die Flöte an den Mund und ſpielte das Thema, nun paukte der Knabe richtig im Takte ganz leiſe auf der Trommel, indem der andere einen Triangel kaum hörbar berührte. Bald darauf fiel das Frauenzimmer mit vollgriffigen Akkorden ein, indem ſie durch das Niederdrücken der Taſten einen harmonikaähnlichen Ton hervorbrachte! Aber nun wurde es immer reger und lebendiger im ganzen Saal, die Spieluhren fielen nach einander mit der größten rhythmiſchen Genauigkeit ein, der Knabe ſchlug immer ſtärker ſeine Trommel, der Triangel gellte durch das Zimmer und zuletzt trompetete und paukte das

Orcheſtrion im Fortiſſimo dazu, daß alles zitterte und bebte, bis der Profeſſor mit ſeinen Maſchienen auf einen Schlag im Schluß-Akkord endete. Die Freunde zollten dem Profeſſor den Beifall, den ſein ſchlau und zufrieden lächelnder Blick zu begehren ſchien; er war im Begriff noch mehr muſikaliſche Produktionen der Art vorzubereiten, indem er ſich den Automaten näherte, aber die Freunde, als hätten ſie ſich vorher dazu verabredet, ſchützten einſtimmig ein dringendes Geſchäft vor, das ihnen nicht erlaube länger zu verweilen und verließen den Mechaniker und ſeine Maſchinen. Nun, war das nicht Alles überaus künſtlich und ſchön? frug Ferdinand, aber Ludwig brach los wie im lange verhaltenen Zorn: Ey daß den verdammten Profeſſor der — ey wie ſind wir doch ſo bitter getäuſcht worden! wo ſind die Aufſchlüſſe, nach denen wir trachteten, wie blieb es mit der lehrreichen Unterhaltung, in der uns der weiſe Profeſſor erleuchten ſollte, wie die Lehrlinge zu Sais? Dafür, ſagte Ferdinand, haben wir aber in der That

merkwürdige mechaniſche Kunſtwerke geſehen; auch in muſikaliſcher Hinſicht! Der Flötenbläſer iſt offenbar die berühmte Vaucanſon'ſche Maſchine, und derſelbe Mechanismus rückſichtlich der Fingerbewegung auch bei der weiblichen Figur angewendet, die auf ihrem Inſtrumente recht wohllautende Töne hervorbringt: die Verbindung der Maſchinen iſt wunderbar. Das alles iſt es eben, fiel Ludwig ein, was mich ganz toll machte! ich bin von all der Maſchinen-Muſik, wozu ich auch des Profeſſors Spiel auf dem Flügel rechne, ordentlich durchgewalkt und durchgeknetet, daß ich es in allen Gliedern fühle und lange nicht verwinden werde.

Schon die Verbindung des Menſchen mit todten das Menſchliche in Bildung und Bewegung nachäffenden Figuren zu gleichem Thun und Treiben hat für mich etwas drückendes, unheimliches, ja entſetzliches. Ich kann mir es denken, daß es möglich ſeyn müßte, Figuren vermöge eines im Innern verborgenen Getriebes gar künſtlich und behende tanzen zu laſſen, auch müßten dieſe

mit Menſchen gemeinſchaftlich einen Tanz aufführen und ſich in allerlei Touren wenden und drehen, ſo daß der lebendige Tänzer die todte hölzerne Tänzerin faßte und ſich mit ihr ſchwenkte, würdeſt Du den Anblick ohne inneres Grauen eine Minute lang ertragen? Aber vollends die Maſchinenmuſik iſt für mich etwas heilloſes und gräuliches, und eine gute Strumpfmaſchine übertrift nach meiner Meinung an wahrem Werth himmelweit die vollkommenſte prächtigſte Spieluhr.

Iſt es denn nur allein der aus dem Munde ſtrömende Hauch, der dem Blasinſtrumente, ſind es nur allein die gelenkigen geſchmeidigen Finger, die dem Saiteninſtrumente Töne entlocken, welche uns mit mächtigen Zauber ergreifen, ja in uns die unbekannten unausſprechlichen Gefühle erregen, welche mit nichts Irdiſchem hienieden verwandt, die Ahndungen eines fernen Geiſterreichs und unſers höhern Seyns in demſelben hervorrufen? Iſt es nicht vielmehr das Gemüth, welches ſich nur jener phyſiſchen Organe bedient, um das, was in ſeiner

tiefſten Tiefe erklungen, in das rege Leben zu bringen, daß es andern vernehmbar ertönt und die gleichen Anklänge im Innern erweckt, welche dann im harmoniſchen Wiederhall dem Geiſt das wundervolle Reich erſchließen, ans dem jene Töne wie entzündende Strahlen hervordrangen? Durch Ventile, Springfedern, Hebel, Walzen und was noch alles zu dem mechaniſchen Apparat gehören mag, muſikaliſch wirken zu wollen, iſt der unſinnige Verſuch, die Mittel allein das vollbringen zu laſſen, was ſie uur durch die innere Kraft des Gemüths belebt und von derſelben in ihrer geringſten Bewegung geregelt ausführen können. Der größte Vorwurf, den man den Muſiker macht, iſt, daß er ohne Ausdruck ſpiele, da er dadurch eben dem eigentlichen Weſen der Muſik ſchadet, oder vielmehr in der Muſik die Muſik vernichtet, und doch wird der geiſt- und empfindungsloſeſte Spieler noch immer mehr leiſten als die vollkommenſte Maſchine, da es nicht denkbar iſt, daß nicht irgend einmal eine augenblickliche Anregung aus dem Innern auf

ſein Spiel wirken ſollte, welches natürlicherweiſe bei der Maſchine nie der Fall ſeyn kann.

Das Streben der Mechaniker, immer mehr und mehr die menſchlichen Organe zum Hervorbringen muſikaliſcher Töne nachahmen, oder durch mechaniſche Mittel zu erſetzen, iſt mir der erklärte Krieg gegen das geiſtige Prinzip, deſſen Macht nur noch glänzender ſiegt, je mehr ſcheinbare Kräfte ihm entgegengeſetzt werden; eben darum iſt mir gerade die nach mechaniſchen Begriffen vollkommenſte Maſchine der Art eben die verächtlichſte, und eine einfache Drehorgel, die im Mechaniſchen nur das Mechaniſche bezweckt, immer noch lieber als der Baucanſonſche Flötenbläſer und die Harmonikaſpielerin.

Ich muß dir ganz beiſtimmen, ſagte Ferdinand: denn du haſt nur in Worten deutlich ausgeſprochen, was ich längſt und vorzüglich heute bei dem Profeſſor im Innern lebhaft gefühlt. Ohne ſo ganz in der Muſik zu leben und zu weben, wie Du und ohne daher für alle Mißgriffe ſogar empfindlich

zu ſeyn, iſt mir doch das Todte, Starre der Maſchinenmuſik von je her zuwider geweſen und ich erinnre mich noch, daß ſchon als Kind in dem Hauſe meines Vaters mir eine große Harfenuhr, welche ſtündlich ihr Stückchen abſpielte, ein recht quälendes Mißbehagen erregte. Es iſt Schade, daß recht geſchickte Mechaniker ihre Kunſt dieſer widrigen Spielerei, und nicht vielmehr der Vervollkommung der muſikaliſchen Inſtrumente zuwenden. Das iſt wahr, erwiederte Ludwig: vorzüglich rückſichtlich der Taſteninſtrumente wäre noch manches zu thun, denn gerade dieſe öffnen dem geſchickten Mechaniker ein weites Feld, und wirklich iſt es zu bewundern, wie weit z. B. der Flügel, in ſeiner Struktur, die auf Ton und Behandlungsart den entſchiedenſteu Einfluß hat, vorgerückt iſt.

Sollte es aber nicht die höhere muſikaliſche Mechanik ſeyn, welche die eigenthümlichſten Laute der Natur belauſcht, welche die in den heterogenſten Körpern wohnende Töne erforſcht und welche dann dieſe geheimnißvolle

Muſik in irgend ein Organon feſt zu bannen ſtrebt, das ſich dem Willen des Menſchen fügt und in ſeiner Berührung erklingt. Alle Verſuche, aus metallenen, gläſernen Cylindern, Glasfäden, Glas, ja Marmorſtreifen Töne zu ziehen oder Saiten auf ganz andere als die gewöhnliche Weiſe vibriren und ertönen zu laſſen, ſcheinen mir daher im höchſten Grade beachtenswerth, und dem weitern Vorſchreiten dieſes Beſtrebens in die tiefen akuſtiſchen Geheimniſſe, wie ſie überall in der Natur verborgen, zu dringen, ſteht es nur im Wege, daß jeder mangelhafte Verſuch gleich der Oſtentation oder des Geldgewinns wegen, als eine neue ſchon zur Vollkommenheit gediehene Erfindung angeprieſen und vorgezeigt wird. Hierin liegt es, daß in kurzer Zeit ſo viele neue Inſtrumente zum Theil unter ſeltſamen oder prunkenden Namen entſtanden und eben ſo ſchnell wieder verſchwunden und in Vergeſſenheit gerathen ſind. Deine höhere muſikaliſche Mechanik, ſagte Ferdinand, iſt allerdings ſehr intereſſant, wiewohl ich mir eigentlich nicht die Spitze

oder das Ziel jener Beſtrebungen denken kann.

Dies iſt kein anderes, erwiederte Ludwig, als die Auffindung des vollkommenſten Tons; ich halte aber den muſikaliſchen Ton für deſto vollkommner, je näher er den geheimnißvollen Lauten der Natur verwandt iſt, die noch nicht ganz von der Erde gewichen. Mag es ſeyn, ſagte Ferdinand, daß ich nicht ſo wie du in dieſe Geheimniſſe eingedrungen, aber ich geſtehe, daß ich dich nicht ganz faſſe. Laß mich es wenigſtens andeuten, fuhr Ludwig fort, wie mir das Alles ſo in Sinn und Gedanken liegt.

In jener Urzeit des menſchlichen Geſchlechts, als es, um mich ganz der Worte eines geiſtreichen Schriftſtellers zu bedienen (Schubert in den Anſichten von der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft) in der erſten heiligen Harmonie mit der Natur lebte, erfüllt von dem göttlichen Inſtinkt der Weiſſagung und Dichtkunſt, als der Geiſt des Menſchen nicht die Natur, ſondern dieſe den Geiſt des Menſchen erfaßte, und die Mutter das wun-

derbare

derbare Weſen, das ſie geboren, noch aus der Tiefe ihres Daſeyns nährte, da umfing ſie den Menſchen wie im Wehen einer ewigen Begeiſterung mit heiliger Muſik, und wundervolle Laute verkündeten die Geheimniſſe ihres ewigen Treibens. Ein Nachhall aus der geheimnißvollen Tiefe dieſer Urzeit iſt die herrliche Sage von der Sphärenmuſik, welche mich ſchon als Knabe, als ich in Scipio's Traum zum erſten Mal davon las, mit inbrünſtiger Andacht erfüllte, ſo daß ich oft in ſtillen mondhellen Nächten lauſchte, ob nicht im Säuſeln des Windes jene wunderbaren Töne erklingen würden. Aber noch ſind jene vernehmlichen Laute der Natur, wie ich ſchon vorhin ſagte, nicht von der Erde gewichen, denn nichts anders iſt jene Luftmuſik oder Teufelsſtimme auf Ceylon, deren eben jener Schriftſteller erwähnt, und die eine ſo tiefe Wirkung auf das menſchliche Gemüth äußert, daß ſelbſt die ruhigſten Beobachter ſich eines tiefen Entſetzens, eines zerſchneidenden Mitleids mit jenen den menſchlichen Jammer ſo entſetzlich nachahmenden Naturtönen nicht

erwehren können. Ja ich habe ſelbſt in früherer Zeit eine ganz ähnliche Naturerſcheinung, und zwar in der Nähe des Kuriſchen Hafs in Oſtpreußen erlebt. Es war im tiefen Herbſt, als ich mich einige Zeit auf einem dort gelegenen Landgute aufhielt, und in ſtillen Nächten bei mäßigem Winde deutlich lang gehaltene Töne hörte, die bald gleich einer tiefen gedämpften Orgelpfeife, bald gleich einer vibrirenden dumpfen Glocke erklangen. Oft konnte ich genau das tiefe F mit der anſchlagenden Quinte C unterſcheiden, oft erklang ſogar die kleine Terz Es, ſo daß der ſchneidende Septimen-Akkord in den Tönen der tiefſten Klage meine Bruſt mit einer das Innerſte durchdringenden Wehmuth, ja mit Entſetzen erfüllte.

„In dem unvermerkten Entſtehen, Anſchwellen und Verſchweben jener Naturlaute liegt etwas, das unſer Gemüth unwiderſtehlich ergreift, und das Inſtrument, dem dies zu Gebote ſteht, wird in eben dem Grade auf uns wirken müſſen; mir ſcheint daher, daß die Harmonika rückſichtlich des Tons ſich

gewiß jener Vollkommenheit, die ihren Maßſtab in der Wirkung auf unſer Gemüth findet, am mehrſten nähert, und es iſt eben ſchön, daß gerade dieſes Inſtrument, welches jene Naturlaute ſo glücklich nachahmt und auf unſer Inneres in den tiefſten Beziehungen ſo wunderbar wirkt, ſich dem Leichtſinn und der ſchaalen Oſtentation durchaus nicht hingiebt, ſondern nur in der heiligen Einfachheit ihr eigenthümliches Weſen behauptet. Recht viel in dieſer Hinſicht wird auch gewiß das neuerfundene ſogenannte Harmonichord leiſten, welches ſtatt der Glocken, mittelſt einer geheimen Mechanik, die durch den Druck der Taſten und den Umſchwung einer Walze in Bewegung geſetzt wird, Saiten vibriren und ertönen läßt. Der Spieler hat das Entſtehen, Anſchwellen, Verſchweben des Tons beinahe noch mehr in der Gewalt, als bei der Harmonika, und nur den wie aus einer andern Welt herabgekommenen Ton dieſes Inſtruments hat das Harmonichord noch nicht im mindeſten erreicht. Ich habe dies Inſtrument gehört, ſagte Ferdinand, und

muß geſtehen, daß ſein Ton recht in mein Inneres gedrungen, wiewohl es, nach meiner Einſicht, von dem Künſtler ſelbſt nicht eben vortheilhaft behandelt wurde. Uebrigens faſſe ich dich ganz, wiewohl mir die enge Bezie⸗hung jener Naturlaute, von denen du ſprichſt, mit der Muſik, die wir durch Inſtrumente hervorbringen, noch nicht deutlich einleuchtet. Kann denn, erwiederte Ludwig, die Muſik, die in unſerm Innern wohnt, eine andere ſeyn als die, welche in der Natur wie ein tiefes, nur dem höhern Sinn erforſchliches Geheimniß verborgen, und die durch das Organ der Inſtrumente nur wie im Zwange eines mächtigen Zaubers, deſſen wir Herr worden, ertönt? Aber im reinpſychiſchen Wirken des Geiſtes, im Traume iſt der Bann gelöſt, und wir hören ſelbſt im Konzert be⸗kannter Inſtrumente jene Naturlaute, wie ſie wunderbar, in der Luft erzeugt, auf uns niederſchweben, anſchwellen und verhallen. Ich denke an die Aeolsharfe, unterbrach Fer⸗dinand den Freund! was hältſt du von dieſer ſinnigen Erfindung? Die Verſuche, erwiederte

Ludwig, der Natur Töne zu entlocken, ſind allerdings herrlich und höchſt beachtenswerth, nur ſcheint es mir, daß man ihr bis jetzt nur ein kleinliches Spielzeug darbot, das ſie meh' rentheils wie in gerechtem Unmuthe zerbrach. Viel größer in der Idee, als alle die Aeols-harfen, die nur als muſikaliſche Ableiter der Zugluft zum kindiſchen Spielwerk geworden, iſt die Wetterharfe, von der ich einmal geleſen. Dicke in beträchtlicher Weite im Freien ausgeſpannte Dräthe wurden von der Luft in Vibration geſetzt, und ertönten in mächtigem Klange.

Ueberhaupt bleibt hier dem ſinnigen, von höherem Geiſte beſeelten Phyſiker und Mechaniker noch ein weites Feld offen, und ich glaube, daß bei dem Schwunge, den die Naturwiſſenſchaft erhalten, auch tieferes Forſchen in das heilige Geheimniß der Natur eindringen, und manches, was nur noch geahnet, in das rege Leben ſichtlich und vernehmbar bringen wird. —

Plötzlich wehte ein ſeltſamer Klang durch die Luft, der im ſtärkern Anſchwellen dem

Ton einer Harmonika ähnlich wurde. Die Freunde blieben von innerm Schauer ergriffen, wie an den Boden feſtgebannt, ſtehen; da wurde der Ton zur tiefklagenden Melodie einer weiblichen Stimme. Ferdinand ergriff des Freundes Hand und drückte ſie krampfhaft an ſeine Bruſt, aber leiſe und bebend ſprach Ludwig: Mio ben ricordati s'avvien ch'io mora. Sie befanden ſich außerhalb der Stadt, vor dem Eingange eines mit hohen Hecken und Bäumen umſchloſſenen Gartens; dicht vor ihnen hatte unbemerkt ein kleines niedliches Mädchen, im Graſe ſitzend, geſpielt, das ſprang nun ſchnell auf und ſprach: Ach wie ſchön ſingt Schweſterchen wieder, ich muß ihr nur eine Blume bringen, denn ich weiß ſchon, wenn ſie die bunten Nelken ſieht, dann ſingt ſie noch ſchöner und länger. „Und damit hüpfte ſie, einen großen Blumenſtrauß in der Hand, in den Garten, deſſen Thüre offen ſtehen blieb, ſo daß die Freunde hineinſchauen konnten. Aber welch ein Erſtaunen, ja welch ein inneres Grauſen durchdrang ſie, als ſie den Profeſſor X. erblickten, der mitten im

Garten unter einer hohen Eſche ſtand. Statt des zurückſchreckenden ironiſchen Lächelns, mit dem er die Freunde in ſeinem Hauſe empfing, ruhte ein tiefer melancholiſcher Ernſt auf ſeinem Geſicht, und ſein himmelwärts gerichteter Blick ſchien wie in ſeeliger Verklärung das geahnete Jenſeits zu ſchauen, was hinter den Wolken verborgen, und von dem die wunderbaren Klänge Kunde gaben, welche wie ein Hauch des Windes durch die Luft bebten. Er ſchritt langſam und abgemeſſen den Mittelgang auf und nieder, aber in ſeiner Bewegung wurde alles um ihn her rege und lebendig, und überall flimmerten kryſtallne Klänge aus den dunklen Büſchen und Bäumen empor und ſtrömten vereinigt im wundervollen Konzert wie Feuerflammen durch die Luft ins Innerſte des Gemüths eindringend, und es zur höchſten Wonne himmliſcher Ahndungen entzündend. Die Dämmerung war eingebrochen, der Profeſſor verſchwand in den Hecken, und die Töne erſtarben im Pianiſſimo. Endlich gingen die Freunde im tiefen Schweigen nach der Stadt zurück; aber als Ludwig ſich nun

von dem Freunde trennen wollte, da drückte ihn Ferdinand feſt an ſich und ſprach: Sey mir treu! — ſey mir treu! — ach ich fühle es ja, daß eine fremde Macht in mein Inneres gedrungen, und alle die im Verborgenen liegenden Saiten ergriffen hat, die nun nach ihrer Willkühr erklingen müſſen, und ſollte ich darüber zu Grunde gehen! —

„War denn nicht die gehäſſige Ironie, womit uns der Profeſſor in ſeinem Hauſe empfing, nur der Ausdruck des feindlichen Prinzips, und hat er uns mit ſeinen Automaten nicht nur abfertigen wollen, um alle nähere Beziehung mit mir im extenſiven Leben von der Hand zu weiſen? — Du kannſt wohl Recht haben, erwiederte Ludwig: denn auch ich ahne es deutlich, daß auf irgend eine Weiſe, die uns nun freilich wenigſtens jetzt ein unauflösliches Räthſel bleibt, der Profeſſor in dein Leben, oder beſſer geſagt, in das geheimnißvolle pſychiſche Verhältniß, in dem Du mit jenem unbekannten weiblichen Weſen ſtehſt, eingreift. Vielleicht verſtärkt er ſelbſt wider ſeinen Willen, als feindliches Prinzip

darin verflochten und dagegen ankämpfend, den Rapport, deſſen Kraft eben im Kampfe wächſt, und es wäre denkbar, daß ihm dein Nähertreten ſchon deshalb verhaßt ſeyn müßte, weil dein geiſtiges Prinzip dann wider ſeinen Willen, oder vielmehr irgend einer konventionellen Abſicht entgegen, alle die Anklänge jenes pſychiſchen Rapports weckt und in neuen lebhafteren Schwung ſetzt. — Die Freunde beſchloſſen nun kein Mittel unverſucht zu laſſen, dem Profeſſor X. näher zu treten und vielleicht endlich das Räthſel zu löſen, das ſo tief auf Ferdinands Leben wirkte; ſchon am folgenden Morgen ſollte ein zweiter Beſuch bei dem Profeſſor das Fernere einleiten, ein Brief, den Ferdinand unvermuthet von ſeinem Vater erhielt, rief ihn aber nach B., er durfte ſich nicht den mindeſten Aufſchub verſtatten, und in wenigen Stunden eilte er ſchon mit Poſtpferden von dannen, indem er ſeinem Freunde verſicherte, daß ihn nichts abhalten würde, ſpäteſtens in vierzehn Tagen wieder in J. zu ſeyn. Merkwürdig war es Ludwigen im höchſten Grade, daß er bald nach Ferdi-

nands Abreiſe von demſelben ältlichen Mann, der zuerſt von des Profeſſors X. Einwirkung auf den Türken geſprochen, nun erfuhr, wie des Profeſſor mechaniſche Kunſtwerke nur aus einer untergeordneten Liebhaberei hervorgegangen, und daß tiefes Forſchen, tiefes Eindringen in alle Theile der Naturwiſſenſchaft eigentlich der unausgeſetzte Zweck alles ſeines Strebens ſey. Vorzüglich rühmte der Mann die Erfindungen des Profeſſors in der Muſik, die er aber bis jetzt niemanden mittheile. Sein geheimnißvolles Laboratorium ſey ein ſchöner Garten bei der Stadt, und oft hätten ſchon Vorübergehende ſeltſame Klänge und Melodien ertönen gehört, als ſey der Garten von Feen und Geiſtern bewohnt.

Vierzehn Tage vergingen, aber Ferdinand kehrte nicht wieder, endlich nach zwei Monaten erhielt Ludwig einen Brief aus B. des Inhalts:

Lies und erſtaune, aber erfahre nur das, was du vielleicht ahnteſt, nachdem Du dem Profeſſor, wie ich hoffe, näher getreten. Im Dorfe P. werden Pferde gewechſelt, ich ſtehe

und ſchaue recht gedankenlos in die Gegend hinein.

Da fährt ein Wagen vorbei und hält vor der nahen offnen Kirche; ein einfach gekleidetes Frauenzimmer ſteigt aus, ihr folgt ein junger ſchöner Mann in ruſſiſcher Jägeruniform mit Orden geſchmückt; zwei Männer ſteigen aus einem zweiten Wagen. Der Poſthalter ſagt: das iſt das fremde Paar, das unſer Hr. Paſtor heut traut. Mechaniſch gehe ich in die Kirche und trete ein, als der Geiſtliche gerade mit dem Segen die Ceremonie endigt. Ich ſchaue hin, die Braut iſt die Sängerin, ſie erblickt mich, ſie erblaßt, ſie ſinkt, der hinter ihr ſtehende Mann fängt ſie auf in ſeine Arme, es iſt der Profeſſor X. — Was weiter vorgegangen, weiß ich nicht mehr, auch nicht, wie ich hieher gekommen, Du wirſt es wohl vom Profeſſor X. erfahren. Jetzt iſt eine nie gefühlte Ruhe und Heiterkeit in meine Seele gekommen. Der verhängnißvolle Spruch des Türken war eine verdammte Lüge erzeugt vom blinden Hintappen mit ungeſchickten Fühlhörnern. Habe ich ſie denn ver-

loren? iſt ſie nicht im innern glühenden Leben ewig mein? Du wirſt lange nicht von mir hören, denn ich gehe nach K., vielleicht auch in den tiefen Norden nach P."

Ludwig erſah aus ſeines Freundes Worten nur zu deutlich ſeinen zerrütteten Seelenzuſtand, und um ſo räthſelhafter wurde ihm das Ganze, als er erfuhr, daß der Profeſſor X. durchaus die Stadt nicht verlaſſen habe. Wie, dachte er, wenn es nur die Reſultate des Conflikts wunderbarer pſychiſcher Beziehungen, die vielleicht unter mehreren Perſonen Statt fanden, wären, die in das Leben traten, und ſelbſt äußere von ihnen unabhängige Begebenheiten ſo in ihren Kreis zogen, daß ſie der getäuſchte innere Sinn für eine aus ihm unbedingt hervorgehende Erſcheinung hielt und daran glaubte? — Doch vielleicht tritt künftig die frohe Ahnung ins Leben, die ich in meinem Innern trage, und die meinen Freund tröſten ſoll! Der verhängnißvolle Spruch des Türken iſt erfüllt, und vielleicht gerade durch dieſe Erfüllung der vernichtende Stoß abgewendet, der meinem Freunde drohte.

Nun, ſprach Ottmar, als Theodor plötzlich ſchwieg, nun iſt das alles? Wo bleibt die Aufklärung, wie wurd' es mit Ferdinand, mit dem Profeſſor X., mit der holden Sängerin, mit dem ruſſiſchen Offizier? — Habe ich, erwiederte Theodor, denn nicht vorausgeſagt, daß es nur ein Fragment ſey, was ich vortragen wolle? Ueberdem dünkt mich, daß die merkwürdige Hiſtorie vom redenden Türken gerade von Haus aus fragmentariſch angelegt iſt. Ich meine, die Fantaſie des Leſers oder Hörers ſoll nur ein paar etwas heftige Rucke erhalten und dann ſich ſelbſt beliebig fortſchwingen. Willſt du, lieber Ottmar, aber durchaus über Ferdinands Schickſal beruhigt ſeyn, ſo erinnere dich doch nur an das Geſpräch über die Oper, das ich vor einiger Zeit vorlas. Es iſt derſelbe Ferdinand der dort geſund an Leib und Seele mit freudiger Kampfluſt in das Feld zieht, der hier obſchon in einer früheren Periode ſeines Lebens aufgetreten, alles muß daher wohl mit der ſomnambulen Liebſchaft ſehr gut abgegangen ſeyn.

Und nun, nahm Ottmar das Wort, iſt noch hinzuzufügen, daß unſer Theodor ſich ehemals ſehr wohl darin gefiel in allerlei wunderbaren ja tollen Geſchichten mit aller möglichen Kraſt die Fantaſie anzuregen und dann plötzlich abzubrechen. So wenig er ſelbſt daran denkt, wird ihn jeder wenigſtens einer unartigen Myſtifikation anklagen müſſen. — Aber es gab eine Zeit, wo ſein ganzes Thun und Treiben fragmentariſch erſchien. Er las damals nur zweite Theile ohne ſich um den erſten und letzten zu bekümmern, ſah im Schauſpiel zweite und dritte Akte u. ſ. f.

Und dieſe Neigung, ſprach Theodor, habe ich wohl noch. Nichts iſt mir mehr zuwider als wenn in einer Erzählung, in einem Roman der Boden, auf dem ſich die fantaſtiſche Welt bewegt hat, zuletzt mit dem hiſtoriſchen Beſen ſo rein gekehrt wird, daß auch kein Körnchen, kein Stäubchen bleibt, wenn man ſo ganz abgefunden nach Hauſe geht, daß man gar keine Sehnſucht empfindet noch einmal hinter die Gardienen zu kucken. Dagegen dringt manches Fragment einer geiſtrei-

chen Erzählung tief in meine Seele und verſchafft mir, da nun die Fantaſie die eignen Schwingen regt, einen lange dauernden Genuß. Wem iſt es nicht ſo gegangen mit Göthes nußbraunem Mädchen! — Vor allen hat auf mich aber das Göthesche Fragment jenes allerliebſten Mährchens von der kleinen Frau die der Reiſende im Käſtchen mit ſich führt, einen unbeſchreiblichen Zauber geübt.

Genug, unterbrach Lothar den Freund, genug; wir erfahren nichts mehr von dem redenden Türken und eigentlich war auch die Geſchichte gewiſſermaßen ganz aus. Darum ſoll nun aber unſer Ottmar ohne weiteres zu Worte kommen.

Ottmar zog ſein Manuſkript hervor und las:

Doge und Dogareſſe.

Mit dieſem Namen war in dem Catalog der Kunſtwerke, die die Akademie der Künſte zu Berlin im September 1816 ausſtellte, ein Bild bezeichnet, das der wackre tüchtige C.

Kolbe, Mitglied der Akademie, gemalt hatte und das mit beſonderm Zauber jeden anzog, ſo daß der Platz davor ſelten leer blieb. Ein Doge in reichen prächtigen Kleidern ſchreitet, die eben ſo reich geſchmückte Dogareſſe an der Seite, auf einer Baluſtrade hervor, er ein Greis mit grauem Bart, ſonderbar gemiſchte Züge, die bald auf Kraft, bald auf Schwäche, bald auf Stolz und Uebermuth, bald auf Gutmüthigkeit deuten, im braunrothen Geſicht; ſie ein junges Weib, ſehnſüchtige Trauer, träumeriſches Verlangen im Blick, in der ganzen Haltung. Hinter ihnen eine ältliche Frau und ein Mann, der einen aufgeſpannten Sonnenſchirm hält. Seitwärts an der Baluſtrade ſtößt ein junger Menſch in ein muſchelförmig gewundenes Horn und vor derſelben im Meer liegt eine reich verzierte mit der venetianiſchen Flagge geſchmückte Gondel, auf der zwei Ruderer befindlich. Im Hintergrunde breitet ſich das mit hundert und aber hundert Segeln bedeckte Meer aus, und man erblickt die Thürme und Paläſte des prächtigen Venedig, das aus den Fluten emporſteigt.

ſteigt. Links unterſcheidet man San Marco, rechts mehr im Vorgrunde San Giorgio Maggiore. In dem goldnen Rahmen des Bildes ſind die Worte eingeſchnizt:

Ah senza amare
Andare sul mare
Col sposo del mare
Non puo consolare..

Ach! gebricht der Liebe Leben,
Kann auf hohem Meer zu ſchweben
Mit dem Gatten ſelbſt des Meeres
Doch nicht Troſt dem Herzen geben,

Vor dieſem Bilde entſtand eines Tages ein unnützer Streit darüber, ob der Künſtler durch das Bild nur ein Bild, das heißt, die durch die Verſe hinlänglich angedeutete augenblickliche Situation eines alten abgelebten Mannes, der mit aller Pracht und Herrlichkeit nicht die Wünſche eines ſehnſuchtsvollen Herzens zu befriedigen vermag, oder eine wirkliche geſchichtliche]Begebenheit habe darſtellen wollen. Des Geſchwätzes müde verließ einer nach dem andern den Platz, ſo daß zuletzt nur noch zwei

der edlen Malerkunſt gar holde Freunde übrig blieben. „Ich weiß nicht, fing der eine an, wie man ſich ſelbſt allen Genuß verderben mag mit dem ewigen Deuteln und Deuteln. Außerdem, daß ich ja genau zu ahnen glaube, was es mit dieſem Dogen, mit dieſer Dogareſſa für eine Bewandniß hat im Leben, ſo ergreift mich auch auf ganz beſondere Weiſe der Schimmer des Reichthums und der Macht, der über das Ganze verbreitet iſt. Sieh' dieſe Flagge mit dem geflügelten Löwen, wie ſie der Welt gebietend in den Lüften flattert — O herrliches Venedig!" Er fing an Turandots Räthſel von dem adriatiſchen Löwen herzuſagen: Dimmi, qual sia quella terribil fera etc. Kaum hatte er geendet, als eine wohltönende Männerſtimme mit Calafs-Auflöſung einfiel. Tu quadrupede fera etc. Von den Freunden unbemerkt hatte ſich hinter ihnen ein Mann hingeſtellt von hohem edlen Anſehn, den grauen Mantel maleriſch über die Schultern geworfen, das Bild mit funkelnden Augen betrachtend. — Man gerieth ins Geſpräch und der Fremde ſagte mit beinahe feierlichem

Tone: Es iſt ein eignes Geheimniß, daß in dem Gemüth des Künſtlers oft ein Bild aufgeht, deſſen Geſtalten, zuvor unkennbare körperloſe im leeren Luftraum treibende Nebel, eben in dem Gemüthe des Künſtlers erſt ſich zum Leben zu formen nnd ihre Heimath zu finden ſcheinen. Und plötzlich verknüpft ſich das Bild mit der Vergangenheit oder auch wohl mit der Zukunſt, und ſtellte nur dar, was wirklich geſchah oder geſchehen wird. Kolbe mag vielleicht ſelbſt noch nicht wiſſen, daß er auf dem Bilde dort, niemanden anders darſtellte, als den Dogen Marino Falieri und ſeine Gattin Annunziata. — Der Fremde ſchwieg, aber beide Freunde drangen in ihn, dies Räthſel ihnen ſo zu löſen, wie das Räthſel vom adriatiſchen Löwen. Da ſprach er: Habt ihr Geduld, ihr neugierigen Herrn, ſo will ich Euch auf der Stelle mit Falieris Geſchichte die Erklärung des Bildes geben. Aber habt ihr auch Geduld? — Ich werde ſehr umſtändlich ſeyn, denn anders mag ich nicht von Dingen reden, die mir ſo lebendig vor Augen ſtehen, als habe ich ſie ſelbſt erſchaut.

— Das kann auch wohl der Fall ſeyn, denn jeder Hiſtoriker, wie ich nun einmal einer bin, iſt ja eine Art redendes Geſpenſt aus der Vorzeit.

Die Freunde traten mit dem Fremden in ein entferntes Zimmrr, wo er ohne weitere Vorrede in folgender Art begann.

Vor gar langer Zeit und, irr' ich nicht, ſo war's im Monat Auguſt des Jahres Eintauſend dreihundert und vier und fünfzig, als der tapfere genueſiſche Feldherr, Paganino Doria geheißen, die Venetianer auf's Hnupt geſchlagen und ihre Stadt Parenzo erſtürmt hatte. Im Golf, dicht vor Venedig, kreuzten nun ſeine wohlbemannten Galeeren hin und her wie hungrige Raubthiere, die in unruhiger Gier auf und nieder rennen, ſpähend, wo die Beute am ſicherſten zu haſchen; und Todesſchrecken erfaßte Volk und Signorie. Alle Mannſchaft, jeder der nur vermochte die Arme zu rühren, griff zur Waffe oder zum Ruder. In dem Hafen von San Nicolo ſammelte man die Haufen. Schiffe, Bäume wurden verſenkt, Kett' an Kette geſchloſſen,

um dem Feinde den Eingang zu ſperren. Während hier in wildem Getümmel die Waffen klirrten, die Laſten in das ſchäumende Meer niederdonnerten, ſah man auf dem Rialto die Agenten der Signorie, wie ſie den kalten Schweiß ſich von der bleichen Stirn wegtrocknend, mit verſtörtem Geſichte, mit heiſerer Stimme Prozente über Prozente boten für baares Geld, denn auch daran mangelte es der bedrohten Republik. In dem unerforſchlichen Rathſchluſſe der ewigen Macht lag es aber, daß gerade in dieſer Zeit der höchſten Kümmerniß und Noth der bedrängten Heerde der treue Hirte entriſſen werden ſollte. Ganz erdrückt von der Laſt des Ungemachs ſtarb der Doge Andrea Dandulo, den das Volk ſein liebes Gräſchen (il caro contino) nannte, weil er immer fromm und freundlich war und niemals über den Marcusplatz ſchritt, ohne für jeden des Geldes oder des guten Raths Bedürftigen, für dieſen Troſt im Munde, für jenen Zechinen in der Taſche zu führen. Wie es denn nun geſchieht, daß den vom Unglück Entmutheten jeder Schlag, ſonſt kaum ge-

fühlt, doppelt ſchmerzlich trifft, ſo war denn auch das Volk, als die Glocken von San Marco in dumpfen ſchauerlichen Klängen den Tod des Herzogs verkündeten, ganz außer ſich vor Jammer und Betrübniß. Nun ſey ihre Stütze, ihre Hoffnung dahin, nun müßten ſie die Nacken beugen dem genueſiſchen Joch, ſo ſchrien ſie laut, unerachtet, was die eben nöthigen kriegeriſchen Operationen betraf, der Verluſt des Dandulo eben nicht ſo verderblich ſchien. Das gute Gräſchen lebte gerne in Ruhe und Frieden, es verfolgte lieber den wunderbaren Gang der Geſtirne als die räthſelhaften Verſchlingungen der Staatsklugheit, es verſtand ſich beſſer darauf am heiligen Oſterfeſte die Prozeſſion zu ordnen als ein Kriegsheer zu führen. Nun kamm es darauf an einen Doge zu wählen, der gleich begabt mit muthigem Feldherrnſinn und tüchtiger Staatsklugheit das in ſeinen Grundveſten erſchütterte Venedig rette, von der bedrohlichen Gewalt des immer kühneren Feindes. Die Senatoren verſammelten ſich, aber da ſah man nichts als trübe Geſichter, ſtarre Blicke,

zu Boden geſenkte in die Hand geſtützte Häupter. Wo einen Mann finden, der jetzt mit kräftiger Hand das loſe Steuer zu ergreifen und richtig zu lenken vermag? Der älteſte Rath, Marino Bodoeri geheißen, erhob endlich ſeine Stimme. „Hier um uns, unter uns, ſo ſprach er, hier werdet ihr ihn nicht finden, aber richtet Eure Blicke nach Avignon, auf Marino Falieri, den wir hinſchickten, um dem Pabſte Innozens Glück zu wünſchen zu ſeiner Erhebung, der kann jetzt was Beſſeres thun, der vermag es, wählen wir ihn zum Doge, allem Ungemach zu ſteuern. Ihr werdet einwenden, daß dieſer Marino Falieri ſchon an die achtzig Jahre alt iſt, daß Haupthaar und Bart reines Silber geworden, daß ſein muntres Anſehen, ſein brennendes Auge, das Glühroth auf Naſe und Wangen, wie Verläumder wollen, mehr dem guten Cyperwein als innerer Kraft zuzuſchreiben iſt, aber achtet das nicht. Erinnert Euch, welche glänzende Tapferkeit dieſer Marino Falieri als Proveditor der Flotte auf dem ſchwarzen Meere zeigte, bedenkt, welche Verdienſte es

ſeyn mußten, die die Prokuratoren von San Marco bewegen konnten, dieſen Falieri mit der reichen Grafſchaft Valdemarino zu belehren? — So ſtrich Bodoeri Falieris Verdienſte wacker heraus und wußte jedem Einwand im Voraus zu begegnen, bis endlich alle Stimmen ſich zu Falieris Wahl einten. Mancher ſprach zwar noch viel von Falieris aufbrauſendem Zorn, von ſeiner Herrſchſucht, ſeinem Eigenwillen, aber da hieß es: Eben deshalb, weil das Alles von dem Greiſe gewichen, wählen wir den Greis und nicht den Jüngling Falieri. Derlei tadelnde Stimmen verhallten nun auch vollends, als das Volk die Wahl des neuen Doge erfuhr und ausbrach in ungemeſſenen ausgelaſſenen Jubel. Weiß man nicht, daß in ſolch' gefahrvoller Zeit, in ſolcher Unruhe und Spannung jeder Entſchluß, iſt es nur wirklich einer, wie eine Eingebung des Himmels erſcheint? — So geſchah es, daß das gute Gräfchen mit all' ſeiner Frömmigkeit und Milde rein vergeſſen war, und daß Jeder rief: Beim heiligen Marcus, dieſer Marino hätte längſt unſer

Doge ſeyn ſollen und der übermüthige Doria ſäße uns nicht in den Rippen! — Und verkrüppelte Soldaten ſtreckten mühſam die lahmen Arme hoch aus in die Lüfte und ſchrien: Das iſt der Falieri, der den Morbaßan ſchlug — der tapfere Heerführer, deſſen ſiegreiche Flaggen im ſchwarzen Meere wehten. Und wo das Volk zuſammenſtand, erzählte einer von des alten Falieri Heldenthaten und, als ſey Doria ſchon geſchlagen, erhallten die Lüfte von wildem Jubelgeſchrei. Hiezu kam, daß Nicolo Piſani, der, mag der Himmel wiſſen warum, ſtatt dem Doria zu begegnen mit der Flotte, ruhig nach Sardinien geſegelt war, endlich zurückkehrte. Doria verließ den Golf, und was die Annäherung der Flotte des Piſani verurſachte, wurde dem furchtbaren Namen: Marino Falieri zugeſchrieben. Da ergriff Volk und Signorie eine Art fanatiſcher Verzückung über die glückliche Wahl und man beſchloß, damit das Außerordentliche geſchehe, den neuerwählten Dogen wie den Himmelsboten, der Ehre, Sieg, die Fülle des Reichthums bringt, zu empfangen. Zwölf

Edle, jeder von zahlreicher glänzender Diener⸗ſchaft umgeben, hatte die Signorie bis nach Verona geſchickt, wo die Geſandten der Re⸗publick dem Falieri, ſo wie er angekommen, nochmals ſeine Erhebung zum Oberhaupt des Staats feierlich ankündeten. Fünfzehn reich verzierte Staatsbarken, vom Podeſta, von Chioggia unter den Befehlen ſeines eignen Sohnes Taddeo Giuſtiniani ausgerüſtet, nah⸗men darauf in Chiozza den Dogen mit ſeinem Gefolge auf, der nun wie im Triumphzuge des mächtigſten ſiegreichſten Monarchen nach St. Clemens ging, wo ihn der Bucentoro erwartete.

Gerade in dieſem Augenblick, als nämlich Marino Falieri den Bucentoro zu beſteigen im Begriff ſtand, und das war am dritten Octo⸗ber Abends, da ſchon die Sonne zu ſinken begann, lag vor den Säulen der Dogana, auf dem harten Marmorpflaſter ausgeſtreckt, ein armer unglücklicher Menſch. Einige Lum⸗pen geſtreifter Leinwand, deren Farbe nicht mehr kenntlich und die ſonſt einem Schiffer⸗kleide, wie das gemeinſte Volk der Laſtträger

und Ruderknechte es trägt, angehört zu haben ſchienen, hingen um den abgemagerten Körper. Von Hemde war nichts mehr zu ſehen, als die eigne Haut des Armen, die überall durchblickte, aber ſo weiß und zart war, daß ſie der Edelſten einer ohne Scheu und Schaam hätte tragen können. So zeigte auch die Magerkeit nur deſto beſſer das reinſte Ebenmaaß der wohlgebauten Glieder und betrachtete man nun vollends die hell-kaſtanienbraune Locken, die zerzaust und verworren die ſchönſte Stirn umſchatteten, die blauen nur von troſtloſem Elend verdüſterten Augen, die Adler-Naſe, den feingeformten Mund des Unglücklichen, der höchſtens zwanzig Jahre zu zählen ſchien, ſo war es gewiß, daß irgend ein feindſeliges Schickſal den Fremdling von guter Geburt in die unterſte Claſſe des Volks geſchleudert haben mußte.

Wie geſagt, vor den Säulen der Dogana lag der Jüngling und ſtarrte, den Kopf auf den rechten Arm geſtützt, mit ſtierem gedankenloſen Blick ohne Regung und Bewegung hinein in das Meer. Man hätte den-

ken ſollen, das Leben ſey von ihm gewichen, der Todeskampf habe ihn zur Bildſäule verſteinert, hätte er nicht dann und wann tief wie im unſäglichſten Schmerz aufgeſeufzt. Das war denn nun wohl der Schmerz des linken Arms, den er ausgeſtreckt hatte auf dem Pflaſter und der mit blutigen Lumpen umwickelt, ſchwer verwundet zu ſeyn ſchien. —

Alle Arbeit ruhte, das Getöſe des Gewerbes ſchwieg, ganz Venedig ſchwamm in tauſend Barken und Gondeln dem hochgeprieſenen Falieri entgegen. So kam es, daß auch der unglückliche junge Menſch in troſtloſer Hülfloſigkeit ſeinen Schmerz verſeufzte. Doch eben als ſein mattes Haupt herabſank auf das Pflaſter und er der Ohnmacht nahe ſchien, rief eine heiſere Stimme recht kläglich mehrmals hinter einander: Antonio — mein lieber Antonio! — Antonio erhob ſich endlich mühſam mit halbem Leibe, und indem er den Kopf nach den Säulen der Dogana hinter denen die Stimme hervorzukommen ſchien, hinrichtete, ſprach er ganz matt und kaum vernehmbar: Wer iſt's, der mich ruft? —

Wer kommt, meinen Leichnam ins Meer zu werfen, denn bald werde ich hier umgekommen ſeyn! — Da keuchte und hüſte'te ſich ein kleines ſteinaltes Mütterchen am Stabe heran zu dem wunden Jüngling und indem ſie neben ihm hinkauerte, brach ſie aus in ein widriges Kichern nnd Lachen. „Thörigt' Kind, ſo lispelte dann die Alte, thörigt' Kind, willſt hier umkommen willſt hier ſterben, weil das goldne Glück dir aufgeht? — Schau nur hin, ſchau nur hin dort im Abend die lodernden Flammen, das ſind Zechinen für dich. — Aber du mußt eſſen, lieber Antonio, eſſen und trinken, denn der Hunger nur iſt es, der dich zu Boden geworfen hat, hier auf dem kalten Pflaſter! — Der Arm iſt ſchon heil, ſchon wieder heil!" — Antonio erkannte in dem alten Mütterchen das ſeltſame Bettelweib, das auf den Stufen der Franziskanerkirche die Andächtigen immer kichernd und lachend, um Allmoſen anzuſprechen pflegte nnd der er manchmal, von innerm unerklärlichem Hange getrieben, einen ſauer verdienten Quattrino, den er ſelbſt nicht übrig, hingeworfen. „Laß mich in Ruhe, ſprach er,

laß mich in Ruhe, altes wahnſinniges Weib, wohl iſt es der Hunger mehr als die Wunde, der mich kraftlos und elend macht, ſeit drei Tagen hab' ich keinen Quattrino verdient. Hinüber wollt' ich nach dem Kloſter und ſehen ein Paar Löffel Krankenſuppe zu erhaſchen, aber alle Kameraden ſind fort — keiner, der mich aus Barmherzigkeit aufnimmt in die Barke, und da bin ich hier umgeſunken und werde wohl niemals wieder aufſtehen." „Hi hi hi, kicherte die Alte, warum gleich ver- zweifeln? warum gleich verzagen, du biſt dur- ſtig, du biſt hungrig, dafür hab' ich Rath. Hier ſind ſchöne gedörrte Fiſchlein, erſt heute auf der Zecca eingekauft, hier iſt Limonien- ſaft, hier ein artig weißes Brödlein, iß mein Söhnlein, iß und trinke, mein Söhnlein, dann wollen wir nach dem wunden Arm ſchauen." Die Alte hatte in der That aus dem Sack, der ihr wie eine Kapuze auf dem Rücken hing und hoch hinüberragte über das gebückte Haupt, Fiſche, Brod und Limonien- ſaft hervorgeholt. So wie Antonio nur die brennenden verſchrumpften Lippen genetzt hatte

mit dem kühlen Getränke, erwachte der Hunger mit doppelter Gewalt und er verſchlang gierig Fiſche und Brod. Die Alte war indeſſen drüber her, ihm die Lumpen von dem wunden Arm abzuwickeln und da fand es ſich denn, daß der Arm zwar hart zerſchlagen, die Wunde aber ſchon in voller Heilung war. Indem nun die Alte eine Salbe, die in einem kleinen Büchschen befindlich und die ſie mit dem Hauch des Mundes erwärmt, darauf ſtrich, frug ſie: Aber wer hat dich denn ſo arg geſchlagen, mein armes Söhnlein? Antonio ganz erquickt, von neuem Lebensfeuer durchglüht, hatte ſich ganz aufgerichtet; mit blitzenden Augen die geballte Rechte erhoben, rief er: Ha! — Nicolo der Spitzbube der wollte mich lahm ſchlagen, weil er mich um jeden elenden Quattrino beneidet, den mir eine wohlthätige Hand zuwirft! Du weißt Alte, daß ich mühſam mein Leben dadurch erhielt, daß ich die Laſten aus den Schiffen und Barken in das Kaufhaus der Deutſchen, in den ſogenannten Fontego, (du kennſt es ja wohl das Gebäude), ſchleppen half. — So wie

Antonio das Wort „Fontego“ ausſprach, kicherte und lachte die Alte recht abſcheulich auf und plapperte immer fort: Fontego — Fontego — Fontego. — Laß dein tolles Lachen, Alte wenn ich erzählen ſoll, rief Antonio erzürnt; da wurde die Alte gleich ſtill und Antonio fuhr fort: Nun hatte ich einige Quattrino's verdient, mir ein neues Wamms gekauft, ſah ganz ſtattlich aus und kam in die Zahl der Gondolieres. Weil ich immer frohen Muthes war, wacker arbeitete und manch' ſchönes Lied wußte, verdiente ich manchen Quattrino mehr als die Andern. Aber da erwachte der Neid unter den Kameraden. Sie verſchwärzten mich bei meinem Herrn, der mich fortjagte, überall wo ich ging und ſtand, riefen ſie mir nach, „deutſcher Hund! verfluchter Ketzer!“ und vor drei Tagen, als ich bei San Sebaſtian eine Barke ans Land rollen half, überfielen ſie mich mit Steinwürfen und Prügeln. Wacker wehrte ich mich meiner Haut, aber da traf mich der tückiſche Nicolo mit einem Ruderſchlage, der mein Haupt ſtreifend und den Arm ſchwer verletzend

mich

mich zu Boden warf. — Nun, du haſt mich ſatt gemacht, Alte und in der That fühle ich, daß deine Salbe meinen wunden Arm auf wunderbare Weiſe wohl thut. Sieh nur, wie ich den Arm ſchon zu ſchwingen vermag — nun will ich wieder tapfer rudern! Antonio war vom Boden aufgeſtanden und ſchwang den wunden Arm kräftig hin und her, aber die Alte kicherte und lachte wieder laut auf, und rief, indem ſie ganz wunderlich wie in kurzen Springen tänzelnd hin und her trippelte: Söhnlein, Söhnlein, mein Söhnlein, rudere tapfer — tapfer — er kommt — er kommt, das Gold glüht in lichten Flammen, rudere tapfer, tapfer! — aber nur noch einmal, nur noch einmal! — dann nicht wieder!

Antonio achtete nicht auf der Alten Beginnen, denn vor ihm hatte ſich das allerherrlichſte Schauſpiel aufgethan. Von San Clemens her ſchwamm der Bucentoro, den adriatiſchen Löwen in der flatternden Flagge, mit tönendem Ruderſchlage daher, wie ein kräftigbeſchwingter goldner Schwan. Umringt von tauſend Barken und Gondeln ſchien er, ſein

fürſtlich kühnes Haupt erhoben, zu gebieten über ein jubelndes Heer, das mit glänzenden Häuptern aufgetaucht war, aus dem tiefen Meeresgrunde. Die Abendſonne warf ihre glühenden Strahlen über das Meer, über Venedig hin, ſo, daß Alles in lodernden Flammen ſtand, aber wie Antonio in Vergeſſenheit alles Kummers ganz entzückt hinſchaute, wurde der Schein immer blutiger und blutiger. Ein dumpfes Sauſen ging durch die Lüfte und wie ein furchtbares Echo hallte es wieder aus der Tiefe des Meers. Der Sturm kam daher gefahren auf ſchwarzen Wolken und hüllte Alles in dicke Finſterniß ein, während aus dem brauſenden Meere höher und höher die Wellen wie ziſchende ſchäumende Ungeheuer emporſtiegen und Alles zu verſchlingen drohten. Gleich zerſtäubtem Gefieder ſah man Gondeln und Barken hier und dort auf dem Meere treiben. Der Bucentoro, mit ſeinem flachen Boden unfähig dem Sturme zu widerſtehen, ſchwankte hin und her. Statt des fröhlichen Jubels der Zinken und Trompeten hörte man durch den Sturm das Angſtgeſchrei der Bedrängten.

Erſtarrt ſchaute Antonio hin, dicht vor ihm raſſelte es wie mit Ketten, er ſchaute hinab, ein kleiner Kahn, der an die Mauer angekettet, wurde von den Wellen geſchaukelt, da fiel es wie ein Blitzſtrahl in ſeine Seele. Er ſprang in den Kahn, machte ihn frei, ergriff das Ruder, das er darinnen fand und ſtach kühn und muthvoll hinaus in die See, geradezu auf den Bucentoro. Je näher er kam, deſto deutlicher vernahm er das Hülfsgeſchrei auf dem Bucentoro: „Hinan! — hinan! — rettet den Doge! rettet den Doge!“ — Es iſt bekannt, daß kleine Fiſcherkähne im Golf, wenn er ſtürmt, gerade ſicherer ſind und beſſer zu handhaben als größere Barken, und ſo kam es denn, daß dergleichen von allen Seiten herbeieilten, um das theure Haupt des würdigen Marino Falieri zu retten. Aber im Leben geſchieht es ja immer, daß die ewige Macht nur Einem das tüchtige Gelingen einer kühnen That als ſein Eigen zugetheilt hat, ſo daß alle Andere ſich ganz vergebens darum bemühen. So war es dießmal der

arme Antonio, dem die Rettung des neuer⸗wählten Doge zugedacht war und deshalb ge⸗lang es ihm ganz allein, ſich mit ſeinem klei⸗nen geringen Fiſcherkahn glücklich hinanzuar⸗beiten an den Bucentoro. Der alte Marino Falieri, mit ſolcher Gefahr vertraut, ſtieg, ohne ſich einen Augenblick zu beſinnen, rüſtig heraus aus dem prächtigen, aber verrätheri⸗ſchen Bucentoro und hinein in den kleinen Kahn des armen Antonio, der ihn über die brauſenden Wellen leicht weggleitend wie ein Delphin in wenigen Minuten hinüberruderte nach dem Platze des heiligen Marcus. Mit durchnäßten Kleidern, große Meerestropfen im grauen Bart, führte man den Alten in die Kirche, wo der Adel mit verbleichten Ge⸗ſichtern die Ceremonien des Einzuges beendete. Das Volk eben ſo wie die Signorie beſtürzt über die Unfälle des Einzuges, zu denen es auch rechnete, daß der Doge in der Eil und Verwirrung durch die zwei Säulen geführt worden, wo gewöhnliche Miſſethäter hinge⸗richtet zu werden pflegen, verſtummte mitten im Jubel und ſo endete der feſtlich begonnene Tag traurig und düſter.

An den Retter des Doge ſchien niemand zu denken, und Antonio ſelbſt dachte nicht daran, ſondern lag todmüde, halb ohnmächtig von Schmerz den ihm die neuaufgereizte Wunde verurſachte, in dem Säulengange des herzoglichen Palaſtes. Deſto verwunderlicher war es ihm, als, da beinahe die Nacht eingebrochen, ein herzoglicher Trabant ihn bei den Schultern pakte, und mit den Worten: Komm guter Freund, in den Pallaſt und in die Zimmer des Doge hineinſtieß. Der Alte kam ihm freundlich entgegen und ſprach, indem er auf ein Paar Beutel wieß, die auf dem Tiſche lagen: „Du haſt dich wacker gehalten, mein guter Sohn, hier! — nimm dieſe dreitauſend Zechinen, willſt du mehr, ſo fordere, aber erzeige mir den Gefallen und laſſe dich nie mehr vor meinem Angeſicht ſehen.“ Bei den letzten Worten blitzten Funken aus den Augen des Alten und die Naſenſpitze röthete ſich höher. Antonio wußte nicht, was der Alte wollte, ließ ſich das auch gar nicht zu Herzen gehn, ſondern laſtete mit Mühe die Beutel auf, die er mit Fug und Recht verdient zu haben glaubte.

Leuchtend im Glanz der neuerlangten Herrſchaft, ſah andern Morgens der alte Falieri aus den hohen Bogenfenſtern des Palaſtes herab auf das Volk, das ſich unter ihm in allerlei Waffenübungen luſtig tummelte. Da trat Bodoeri, ſeit den Jünglingsjahren in unwandelbarer Freundſchaft mit dem Dogen feſt verkettet, ins Gemach, und als nun dieſer ganz verſunken in ſich und ſeine Würde ihn gar nicht zu bemerken ſchien, ſchlug er die Hände zuſammen und rief laut lachend aus: Ei Falieri, welche erhabene Gedanken mögen brüten und gedeihen in deinem Kopfe ſeit dem Augenblicke, daß die krumme Mütze darauf ſitzt? — Falieri, wie aus einem Traum erwachend, kam dem Alten mit erzwungener Freundlichkeit entgegen. Er fühlte, daß es doch eigentlich Bodoeri war, dem er die Mütze zu verdanken und jene Rede ſchien ihn daran zu mahnen. Da nun aber jede Verpflichtung ſein ſtolzes herrſchſüchtiges Gemüth wie eine Laſt drückte und er den älteſten Rath, den bewährten Freund nicht abfertigen konnte wie den armen Antonio, ſo zwang er ſich einige

Worte des Dankes ab und fing dann gleich an, von den Maaßregeln zu ſprechen die jetzt den überall ſich regenden Feinden entgegengeſtellt werden müßten. „Das,“ fiel ihm Bodoeri mit ſchlauem Lächeln in die Rede, „das und alles Uebrige, was ſonſt noch der Staat von dir fordert, wollen wir nach ein Paar Stunden im verſammelten großen Rath reiflich erwägen und überlegen. Nicht darum bin ich ſo früh gekommeu, um mit dir die Mittel aufzufinden, wie man den kecken Doria ſchlägt oder wie man den ungariſchen Ludwig, dem es wieder nach unſern dalmatiſchen Seeſtädten gelüſtet, zur Vernunft bringt. Nein, Marino, nur an dich ſelbſt hab' ich gedacht und zwar, was du vielleicht nicht rathen würdeſt, an deine Vermählung.“ „Wie konnteſt du, erwiederte der Doge, indem er ganz verdrießlich aufſtand und dem Bodoeri den Rücken gewendet, hinausſchaute durch das Fenſter, — wie konnteſt du nur daran denken. Noch lange iſt's hin bis zum Himmelfahrrstage. Dann, hoff ich, ſoll der Feind geſchlagen, Sieg, Ehre, neuer Reichthum,

glänzendere Macht dem meergebornen adriatiſchen Löwen erworben ſeyn. Die keuſche Braut ſoll den Bräutigam ihrer würdig finden."

„Ach, fiel ihm Bodoeri ungeduldig in die Rede, ach du ſprichſt von der ſeltſamen Feierlichkeit am Himmelfahrtstage, wenn du den goldnen Ring vom Bucentoro hinabſchleudernd in die Wellen, dich zu vermählen gedenkſt mit dem adriatiſchen Meer. Du Marino, du, dem Meer Verwandter, kennſt du denn keine andere Braut, als das kalte, feuchte verrätheriſche Element, dem du zu gebieten wähnſt, und das erſt geſtern gar bedrohlich ſich gegen dich auflehnte? — Ei wie magſt du liegen wollen in den Armen einer ſolchen Braut, die ein eigenſinnig tolles Ding, gleich, als du auf dem Bucentoro daher gleitend ihr nur die bläulich gefrornen Wangen ſtreicheltest, zankte und tobte. Reicht denn ein ganzer Veſuv voll Gluth dazu hin, den eiſigen Buſen eines falſchen Weibes zu erwärmen, die in ſteter Treuloſigkeit immer und immer ſich neu vermählend die Ringe nicht empfängt als theures Liebespfand, ſondern hinabreißt den Tri-

but der Sclaven? Nein Marino, ich gedachte, daß du dich vermählen ſollteſt mit dem ſchönſten Erdenkinde, das nur zu finden.“ „Du faſelſt, murmelte Falieri, ohne ſich vom Fenſter wegzuwenden, du faſelſt Alter. Ich, ein achtzigjähriger Greis, belaſtet mit Mühe und Arbeit, niemals verheirathet geweſen, kaum mehr fähig zu lieben.“ — Halt ein, rief Bodoeri, läſtere dich nicht ſelbſt. — Streckt nicht der Winter, ſo rauh und kalt als er auch ſeyn mag, doch nicht zuletzt voll Sehnſucht die Arme aus nach der holden Göttin, die ihm entgegen zieht von lauen Weſtwinden getragen? — Und wenn er ſie dann an den erſtarrten Buſen drückt, wenn ſanfte Gluth ſeine Adern durchrinnt, wo bleibt da Eis und Schnee! Du ſagſt, du ſeyſt an die achtzig Jahre alt, das iſt wahr, aber berechneſt du das Greisthum denn blos nach den Jahren? — Trägſt du dein Haupt nicht ſo aufrecht, gehſt du nicht mit ſolchem feſten Schritt einher wie vor vierzig Sommern? — Oder fühlſt du vielleicht doch daß deine Kraft abgenommen, daß du ein geringeres Schwerdt tragen

mußt, daß Du im raſchen Gange ermatteſt, daß du die Treppen des herzoglichen Palaſtes herauſkeuchſt. — Nein, beim Himmel! unterbrach Falieri den Freund, indem er mit raſcher heftiger Bewegung vom Fenſter weg und auf ihn zutrat, nein, beim Himmel! von dem Allem ſpüre ich nichts. — Nun dann, fuhr Bodoert fort, ſo genieße als Greis mit allen Zügen alles Erdenglück, was dir noch zugedacht. Erhebe das Weib, das ich für dich wählte, zur Dogareſſa, und die Frauen von Venedig werden, was Schönheit und Tugend betrifft, ſo gut in ihr die Erſte anerkennen müſſen, als die Venetianer in dir ihr Oberhaupt an Tapferkeit, Geiſt und Kraft. Bodoeri fing nun an das Bild eines Weibes zu entwerfen und wußte die Farben ſo geſchickt zu miſchen und ſo lebendig aufzutragen, daß des alten Falieri Augen blitzten, daß er im ganzen Geſicht röther und röther wurde, daß die Lippen ſich ſpitzten und ſchmatzten als genöſſe er ein Gläslein feurigen Syrakuſer nach dem andern. „Ei, ſprach er endlich ſchmunzelnd, ei was iſt denn das für ein Ausbund

von Liebreiz, von dem Du ſprichſt?“ — Kein anderes Weib, erwiederte Bodoeri, kein anderes Weib meine ich, als mein liebes Nichtchen. Was, fiel ihm Falieri in die Rede, deine Nichte? Die wurde ja, als ich Podeſta von Treviſo war, an Bertuccio Nenolo verheirathet? Ei, ſprach Bodoeri weiter, Du denkſt an meine Nichte Franzeska und deren Töchterlein iſt es, die ich dir zugedacht. Du weißt, daß den wilden barſchen Nenolo der Krieg ins Meer verlockte. Franzeska voller Gram und Schmerz begrub ſich in ein römiſches Kloſter, ſo ließ ich die kleine Annunziata erziehen in tiefer Einſamkeit auf meiner Villa in Treviſo. — Was, unterbrach Falieri den Alten voller Ungeduld aufs neue, was, die Tochter Deiner Nichte ſoll ich zu meiner Gemahlin erheben? — Wie lange iſt's, daß Nenolo ſich vermählte? — Annunziata muß ein Kind ſeyn von höchſtens zehn Jahren. Als ich Podeſta von Treviſo wurde, war an Nenolos Vermählung noch nicht zu denken und das ſind — 25 Jahre her, fiel Bodoeri ihm lachend in die Rede, ei! wie magſt du

dich ſo verrechnen in der Zeit, die dir ſchnell vergangen. Annunziata iſt ein Mädchen von 19 Jahren, ſchön wie die Sonne, ſittſam, demüthig, in der Liebe unerfahren, denn ſie ſah kaum einen Mann. Sie wird dir anhängen mit kindlicher Liebe und ausſpruchloſer Ergebenheit. „Ich will ſie ſehen, ich will ſie ſehen, rief der Doge, dem das Bild, das Bodoeri von der ſchönen Annunziata entworfen, wieder vor Augen kam. Sein Wunſch wurde ſelbigen Tages erfüllt, denn kaum als er aus dem großen Rath in ſeine Gemächer zurückgekehrt war führte ihm der ſchlaue Bodoeri, der mancherlei Urſachen haben mochte ſeine Nichte als Dogaraſſa an Falieris Seite zu ſehen, die holde Annunziata ganz heimlich zu. Als nun der alte Falieri das Engelskind erblickte, war er ganz beſtürzt über das Wunder von Schönheit und vermochte kaum, unverſtändliche Worte ſtammelnd, um ſie zu werben. Annunziata, wohl von Bodoeri ſchon unterrichtet, ſank, hohe Röthe auf den Wangen, nieder vor dem fürſtlichen Greiſe. Sie ergriff ſeine Hand, die ſie an die Lippen drück-

te und liſpelte leiſe: O Herr, wollt ihr mich denn würdigen Euch zur Seite den fürſtlichen Thron zu beſteigen? — Nun ſo will ich Euch aus dem Grunde meiner Seele verehren und Eure treue Magd ſeyn bis zum letzten Athemzuge. Der alte Falieri war außer ſich vor Wonne und Entzücken. Als Annunziata ſeine Hand ergriff, fühlt' er es durch alle Glieder zucken und dann begann er dermaßen mit dem Kopfe, mit dem ganzen Leibe zu wackeln und zu zittern, daß er nur ganz geſchwinde ſich in den großen Lehnſtuhl ſetzen mußte. Es ſchien als ſolle Bodoeris gute Meynung von dem kräftigen Alter der achtziger Jahre widerlegt werden. Der konnte freilich ein ſeltſames Lächeln, das um ſeine Lippen zuckte, nicht unterdrücken, die unſchuldige unbefangene Annunziata bemerkte nichts und ſonſt war zum Glück niemand zugegen. — Mocht' es ſeyn, daß der alte Falieri, dacht' er daran ſich dem Volke als Bräutigam eines neunzehnjährigen Mädchens zu zeigen, das Unbequeme dieſer Lage fühlte, daß ſogar eine Ahnung in ihm ſich regte, daß man die zum Spott geneigten Ve-

netianer dazu eben nicht aufreizen dürfe und daß es beſſer ſey, den kritiſchen Zeitpunkt des Bräutigamsſtandes ganz zu verſchweigen, genug mit Bodoeris Uebereinſtimmung wurde beſchloſſen, daß die Trauung in der größten Heimlichkeit vollzogen und dann einige Tage darauf die Dogareſſa als mit Falieri längſt vermählt und als ſey ſie eben aus Treviſo angekommen, wo ſie ſich während Falieris Sendung nach Avignon aufgehalten, der Signorie und dem Volk vorgeſtellt werden ſollte.

Richten wir unſern Blick auf jenen ſauber gekleideten bildſchönen Jüngling, der, den Beutel mit Zechinen in der Hand, den Rialto auf und abgeht, mit Juden, Türken, Armeniern, Griechen ſpricht, die verdüſterte Stirn wieder abwendet, weiter ſchreitet, ſtehen bleibt, wieder umkehrt und endlich ſich nach dem Marcusplatz gondeln läßt, wo er mit ungewiſſem zaudernden Schritt, die Arme übereinander geſchlagen, den Blick zur Erde geſenkt, auf und abwandelt und nicht bemerkt, nicht ahnt, daß manches Flüſtern, manches Räuspern aus dieſem, jenem Fenſter, von dieſem, jenem

reich behängten Balkon herab, Liebeszeichen ſind, die ihm gelten. Wer würde in dieſem Jünglinge ſo leicht den Antonio erkennen, der noch vor wenigen Tagen zerlumpt, arm und elend auf dem Marmorpflaſte vor der Dogana lag! Söhnlein, mein goldnes Söhnlein Antonio, guten Tag! – guten Tag! So rief ihm das alte Bettelweib entgegen, die auf den Stufen der Marcuskirche ſaß und bei der er vorüberſchreiten wollte ohne ſie zu ſehen. So wie er, ſich raſch umwendend, die Alte erblickte, griff er in den Beutel und holte eine Hand voll Zechinen heraus, die er ihr zuwerfen wollte. „O laß doch dein Gold ſtecken, kicherte und lachte die Alte, was ſoll ich denn mit deinem Golde anfangen, bin ich denn nicht reich genug? — Aber wenn du mir Gutes thun willſt, ſo laß mir eine neue Kapuze machen, denn die, die ich trage, will nicht mehr halten gegen Wind und Wetter! — Ja das thue, mein Söhnlein, mein goldnes Söhnlein — aber bleib weg vom Fontego – vom Fontego – Antonio ſtarrte der Alten ins bleichgelbe Antlitz, in dem die tiefen Furchen auf ſeltſame grault-

che Weiſe zuckten, und als ſie nun die dürren Knochenhände klapperud zuſammenſchlug und mit heulender Stimme und widrigem Kichern immer fortplapperte, bleib' weg vom Fontego! Da rief Antonio: kannſt du denn niemals dein tolles wahnſinniges Treiben laſſen, du — Hexenweib! So wie Antonio dies Wort ausſprach, kugelte die Alte, wie vom Blitz getroffen, die hohen Marmorſtufen herab. Antonio ſprang hinzu, faßte die Alte mit beiden Händen und verhinderte den ſchweren Fall. „O mein Söhnlein, ſprach jetzt die Alte mit leiſer kläglicher Stimme, o mein Söhnlein, was für ein entſetzliches Wort ſprachſt du aus! O tödte mich lieber, als daß du dieſes Wort noch einmal wiederholſt. — Ach du weißt nicht, wie ſchwer du mich verletzt haſt, mich, die dich ja ſo getreulich im Herzen trägt — ach du weißt nicht." — Die Alte brach plötzlich ab, verhüllte ihr Haupt mit dem dunkelbraunen Tuchlappen, der ihr wie ein kurzes Mäntelchen um die Schultern hing und ſeufzte und wimmerte wie in tauſend Schmerzen. Antonio fühlte ſich im Innerſten

auf

auf ſeltſame Weiſe bewegt, er faßte die Alte und trug ſie hinauf bis in das Portal der Marcuskirche, wo er ſie auf eine Marmorbank, die dort befindlich, hinſetzte. „Du haſt mir Gutes gethan, Alte, fing er dann an, nachdem er des Weibes Haupt befreit hatte von dem häßlichen Tuchlappeu, du haſt mir Gutes gethan, dir hab' ich eigentlich meinen ganzen Wohlſtand zu verdanken, denn ſtandeſt du mir nicht bei in der Todesnoth, ſo läge ich längſt im Meeresgrunde, ich rettete nicht den alten Dogen, ich erhielt nicht die wackern Zechinen. Aber ſelbſt, hätteſt du das auch nicht gethan, ſo fühle ich, daß ich doch mit ganz beſonderer Neigung dir anhängen müßte mein Lebenlang, unerachtet du mir wieder mit deinem wahnſinnigen Treiben, wenn du ſo widerlich kicherſt und lachſt, oft inneres Grauen genug erregſt. In der That, Alte, als ich noch mit Laſttragen und Rudern mühſam mein Leben friſtete, da war mit es ja immer, als müſſe ich ſchärfer arbeiten, nur um dir ein Paar Quattrino's abgeben zu können. „O mein Herzensſöhnlein, mein goldner To-

nino, rief die Alte, indem ſie die verſchrumpf-
ten Arme hoch empor hob, ſo daß ihr Stab
klappernd auf den Marmor niederfiel und weit
fort rollte, o mein Tonino! ich weiß es ja,
ich weiß es ja, daß du mir, ſtellſt du dich
auch an wie du nur magſt, mit ganzer Seele
anhängen mußt, denn — doch ſtill — ſtill —
ſtill. — Die Alte bückte ſich mühſam herab
nach ihrem Stabe; Antonio hob ihn auf und
reichte ihn ihr hin. Das ſpitze Kinn auf den
Stab geſtützt, den ſtarren Blick auf den Bo-
den gerichtet, ſprach die Alte nun mit zurück-
gehaltener dumpfer Stimme: Sage mir,
mein Kind! magſt du dich denn gar nicht der
früheren Zeit erinnern, wie es ging, wie es
war mit dir, ehe du hier, ein armer elender
Menſch, kaum dein Leben friſten konnteſt?
Antonio ſeufzte tief auf, er nahm Platz ne-
ben der Alten und fing dann an: Ach, Mut-
ter, nur zu gut weiß ich, daß ich von Eltern
geboren wurde, die in dem blühendſten Wohl-
ſtande lebten, aber, wer ſie waren, wie ich
von ihnen kam, nicht die leiſeſte Ahnung da-
von blieb und konnte davon in meiner Seele

bleiben. Ich erinnere mich ſehr gut eines großen ſchönen Mannes, der mich oft auf den Arm nahm, mich abherzte und mir Zuckerwerk in den Mund ſteckte. Eben ſo gedenke ich einer freundlichen hübſchen Frau, die mich aus und anzog, mich jeden Abend in ein weiches Bettchen legte und mir überhaupt Gutes that auf jede Weiſe. Beide ſprachen mit mir in einer fremden volltönenden Sprache und ich ſelbſt lallte manches Wort in dieſer Sprache ihnen nach. Als ich noch ruderte, pflegten meine feindlichen Kameraden immer zu ſagen, ich müſſe meiner Haare, meiner Augen, meines ganzen Körperbaues halber, deutſcher Abkunft ſeyn. Das glaub' ich auch, jene Sprache meiner Pfleger (der Mann war gewiß mein Vater) war deutſch. Die lebhafteſte Erinnerung jener Zeit iſt das Schreckbild einer Nacht, in der ich durch ein entſetzliches Jammergeſchrei aus tiefem Schlaf geweckt wurde. Man rannte im Hauſe umher, Thüren wurden auf und zugeſchlagen, mir wurde unbeſchreiblich bange, laut fing ich an zu weinen. Da ſtürzte die Frau, die mich pflegte

hinein, riß mich aus dem Bette, verſtopfte mir den Mund, wickelte mich ein in Tücher und rannte mit mir von dannen. Seit dieſem Augenblicke ſchweigt meine Erinnerung. Ich finde mich wieder in einem prächtigen Hauſe, das in der anmuthigſten Gegend lag. Das Bild eines Mannes tritt hervor, den ich „Vater“ nannte, und der ein ſtattlicher Herr war von edlem und dabei gutmüthigem Anſehen. Er, ſo wie Alle im Hauſe ſprachen italiäniſch. Mehrere Wochen hatte ich den Vater nicht geſehen, da kamen eines Tages fremde Leute von häßlichem Anſehen, die machten vielen Lärm in Hauſe und ſtöberten Alles durch. Als ſie mich erblickten, fragten ſie, wer ich denn ſey und was ich hier im Hauſe mache? — „Ich bin ja Antonio, der Sohn vom Hauſe;“ Als ich das erwiederte, lachten ſie mir ins Geſicht, riſſen mir die guten Kleider vom Leibe und ſtießen mich zum Hauſe hinaus, mit der Drohung, daß ich, wage ich es mich wieder zu zeigen, fortgeprügelt werden ſolle. Laut jammernd lief ich von dannen. Kaum hundert Schritte vom Hauſe, trat mir

ein alter Mann entgegen, in dem ich einen Diener meines Pflegevaters erkannte. „Komm Antonio, rief er, indem er mich bei der Hand faßte; komm Antonio, armer Junge! für uns Beide iſt das Haus dort auf immer verſchloſſen. Wir müſſen nun Beide zuſehen, wo wir ein Stück Brod finden.“ Der Alte nahm mich mit hierher. Er war nicht ſo arm als er ſeiner ſchlechten Kleidung nach zu ſeyn ſchien. Kaum angekommen, ſah ich wie er die Zechinen aus dem zertrennten Wamms hervorholte und den ganzen Tag ſich auf dem Rialto umhertreibend bald den Unterhändler, bald den Handelsmann ſelbſt machte. Ich mußte immer hinter ihm her ſeyn, und er pflegte, hatte er den Handel gemacht, noch immer um eine Kleinigkeit für den figliulo zu bitten. Jeder dem ich recht dreiſt in die Augen ſah, rückte noch gern einige Quattrinos heraus, die er mit vieler Behaglichkeit einſteckte, indem er, mir die Wangen ſtreichelnd verſicherte, er ſammle das Alles für mich zum neuen Wamms. Ich befand mich wohl bei dem Alten, den die Leute, ich weiß

nicht warum, Väterchen Blaunas' nannten. Doch das dauerte nicht lange. Du erinnerſt dich, Alte, jener Schreckenzeit, als eines Tages die Erde zu beben begann, als in den Grundveſten erſchüttert Thürme und Palläſte wankten, als wie von unſichtbaren Rieſenarmen gezogen die Glocken läuteten. Es ſind ja kaum ſieben Jahre darüber vergangen. — Glücklich rettete ich mich mit dem Alten aus dem Hauſe, das hinter uns zuſammenſtürzte. Alles Geſchäft ruhte, auf dem Rialto lag Alles in todter Betäubung. Aber mit dieſem entſetzlichen Ereigniß kündigte ſich nur das herannahende Ungeheuer an, das bald ſeinen giftigen Athem aushauchte über Stadt und Land. Man wußte, daß die Peſt aus der Levante zuerſt nach Sicilien gedrungen, ſchon in Toskana wüthete. Noch war Venedig davon befreit. Da handelte eines Tages mein Väterchen Blaunas' auf dem Rialto mit einem Armenier. Sie wurden Handels einig, und ſchüttelten ſich wacker die Hände. Mein Väterchen hatte einige gute Waaren dem Armenier abgelaſſen um geringen Preis und forderte

nun wie gewöhnlich die Kleinigkeit per il figliulo. Der Armenier, ein großer ſtarker Mann mit dickem krauſem Bart (noch ſteht er vor mir) ſchaute mich an mit freundlichem Blick, dann küßte er mich und drückte mir ein Paar Zechinen in die Hand, die ich haſtig einſteckte. Wir gondelten nach San Marco. Unterweges forderte Väterchen mir die Zechinen ab und ich weiß ſelbſt nicht, wie ich darauf kam zu behaupten, daß ich ſie mir ſelbſt verwahren müſſe, da der Armenier es ſo gewollt. Der Alte wurde verdrießlich, aber indem er mit mir zankte, bemerkte ich, daß ſein Geſicht ſich mit einer widerlichen erdgelben Farbe überzog, und daß er allerlei tolles unzuſammenhängendes Zeug in ſeine Reden miſchte. Auf dem Platz angekommen, taumelte er hin und her wie ein Betrunkener bis er dicht vor dem herzoglichen Palaſt todt nieder ſtürzte. Mit lautem Jammergeſchrei warf ich mich auf den Leichnam. Das Volk rannte zuſammen, aber ſo wie der fürchterliche Ruf: die Peſt — die Peſt, erſcholl, ſtäubte Alles voll Entſetzen auseinander. In

dem Augenblick ergriff mich eine dumpfe Be- täubung, mir ſchwanden die Sinne. Als ich erwachte, fand ich mich in einem geräumigen Zimmer auf einer geringen Matratze mit ei- nem wollenen Tuche bedeckt. Um mich herum lagen auf ähnlichen Matratzen wohl zwanzig bis dreißig elende bleiche Geſtalten. So wie ich ſpäter erfuhr, hatten mich mitleidige Mön- che, die gerade aus San Marco kamen, da ſie Leben in mir verſpürten, in eine Gondel bringen und nach der Giudekka in das Kloſter San Giorgio Maggiore, wo die Benedikti- ner ein Hoſpital angelegt hatten, ſchaffen laſ- ſen. — Wie vermag ich dir denn, Alte, die- ſen Augenblick des Erwachens zu beſchreiben! Die Wuth der Krankheit hatte mir alle Er- innerung des Vergangenen gänzlich geraubt. Gleich als wäre in die todtſtarre Bildſäule plötzlich der Lebensfunken gefahren, gab es für mich nur augenblickliches Daſeyn, das ſich an nichts knüpfte. Du kannſt es dir denken, Alte! welchen Jammer, welche Troſtloſigkeit dies Leben, nur ein im leeren Raum ohne Halt ſchwimmendes Bewußtſeyn zu nennen,

über mich bringen mußte! — Die Mönche konnten mir nur ſagen, daß man mich bei Väterchen Blaunas' gefunden, für deſſen Sohn ich allgemein gegolten. Nach und nach ſammelten ſich zwar meine Gedanken und ich beſann mich auf mein früheres Leben, aber was ich dir erzählte Alte, das iſt Alles was ich davon weiß und das ſind doch nur einzelne Bilder ohne Zuſammenhang. Ach! dieſes troſtloſe Alleinſtehen in der Welt, das läßt mich zu keiner Fröhlichkeit kommen, ſo gut es mir nun auch gehen mag. — „Tonino, mein lieber Tonino, ſprach die Alte, begnüge dich mit dem, was dir die helle Gegenwart ſchenkt.“ — Schweig, Alte, unterbrach ſie Antonio, ſchweig, noch etwas iſt es, was mir mein Leben verkümmert, mich raſtlos verfolgt, was mich über kurz oder lang rettungslos verderben wird. Ein unausſprechliches Verlangen, eine mein Innerſtes verzehrende Sehnſucht nach einem Etwas, das ich nicht zu nennen, nicht zu denken vermag, hat, ſeitdem ich im Spital zum Leben erwachte, mein ganzes Weſen erfaßt. Wenn ich als ein Armer, Elender, ermüdet, zerſchlagen von der mühſeligen Arbeit Nachts auf dem har-

ten Lager ruhte, dann kam der Traum und goß, mir in lindem Säuſeln die heiße Stirn fächelnd, alle Seligkeit irgend eines glücklichen Moments, indem mir die ewige Macht die Wonne des Himmels ahnen ließ und deſſen Bewußtſeyn tief in meiner Seele ruht, in mein Inneres. Jetzt ruhe ich auf weichen Kiſſen und keine harte Arbeit verzehrt meine Kraft, aber erwache ich aus dem Traum oder kommt mir wachend das Bewußtſeyn jenes Moments in den Sinn, ſo fühle ich, daß mein armes verlaſſenes Daſeyn mir ja eben ſo wie damals eine drückende Bürde iſt, die abzuwerfen ich trachten möchte Alles Sinnen, alles Forſchen iſt vergebens, ich kann es nicht ergründen, was mir früher im Leben ſo Hochherrliches geſchah, deſſen dunkler, ach mir unverſtändlicher Nachklang mich mit ſolcher Seligkeit erfüllt, aber wird dieſe Seligkeit nicht zum brennendſten Schmerz, der mich zu Tode foltert, wenn ich erkennen muß, daß alle Hoffnung verloren iſt, jenes unbekannte Eden wieder zu finden, ja es nur zu ſuchen? Gibt es denn Spuren des ſpurlos Verſchwun-

denen? Antonio hielt inne, indem er aus tieſer Bruſt ſchwer aufſeufzte. Die Alte hatte ſich während ſeiner Erzählung gebehrdet wie einer, der ganz hingeriſſen von dem Leid des andern Alles ſelbſt fühlt, und jede Bewegung, die dieſem der Schmerz abnöthigt, wie ein Spiegel zurückgiebt. „Tonino, fing ſie jetzt mit weinerlicher Stimme an, mein lieber Tonino, darum willſt du verzagen, weil dir im Leben etwas Hochherrliches begegnet iſt, deſſen Erinnerung dir erloſchen? — Thörichtes Kind, thörichtes Kind — merk auf — hi hi hi.“ — Die Alte begann nach ihrer gewöhnlichen Weiſe widerlich zu kichern und zu lachen und auf dem Marmorboden herumzuhüpfen. — Leute kamen, die Alte kauerte nieder, man warf ihr Almoſen zu. — „Antonio — Antonio, bring' mich fort — fort ans Meer!“ So kreiſchte ſie auf, Antonio wußte nicht, wie ihm geſchah, beinahe willkürlos faßte er die Alte und führte ſie über den Marcusplatz langſam fort. Während ſie gingen, murmelte die Alte leiſe und feierlich: „Antonio — ſiehſt du wohl die dunklen Blutflecken hier auf dem

Boden? — ja Blut — viel Blut, überall viel Blut! — aber hi — hi — hi! — aus dem Blut entſprießen Roſen, ſchöne rothe Roſen zum Kranze für dich — für dein Liebchen. — O du Herr des Lebens, welcher holde Engel des Lichts iſt es denn — der dort ſo anmuthig, ſo ſternenklar lächelnd auf dich zuſchreitet? — Die lilienweißen Arme breiten ſich aus um dich zu umarmen. O Antonio, hochbeglücktes Kind — halte dich wacker — halte dich wacker! — Und Myrthen kannſt du pflücken im ſüßen Abendroth, Myrthen für die Braut, für die jungfräuliche Wittwe — hi — hi — hi — Myrthen, im Abendroth gepflückt, aber ſie blühen erſt um Mitternacht — hörſt du wohl das Geflüſter des Nachtwindes — das ſehnſüchtig klagende Sauſen des Meeres? — Rudere wacker zu, mein kühner Schiffer, rudere wacker zu" — Antonio fühlte ſich von tiefem Grauen erfaßt bei den wunderlichen Reden der Alten, die ſie mit ganz ſeltſamer fremder Stimme unter beſtändigem Kichern hermurmelte. Sie waren an die Säule gekommen, die den adriatiſchen

Löwen trägt. Die Alte wollte immer weiter fortmurmelnd vorüberſchreiten, Antonio, von der Alten Betragen gepeinigt, von den Vorübergehenden ob ſeiner Dame verwunderlich angegafft, blieb aber ſtehen und ſprach mit barſchem Ton: Hier — auf dieſe Stufen ſetz dich hin, Alte, und halt ein mit deinen Reden, die mich toll machen könnten. Es iſt wahr, du haſt meine Zecchinen in den Flammengebilden der Wolken geſehen, aber eben deshalb — was ſchwatzeſt du von Engeln des Lichts — von Braut — jungfräulicher Wittwe — von Roſen und Myrthen? — willſt du mich bethören, entſetzliches Weib, daß irgend ein wahnſinniges Streben mich in den Abgrund ſchleudert? Eine neue Kaputze ſollſt du haben, Brod — Zechinen — Alles, was du willſt, aber laß ab von mir. — Antonio wollte raſch fort, allein die Alte ergriff ihn beim Mantel und rief mit ſchneidender Stimme: „Tonino — mein Tonino, ſieh mich doch nur noch einmal recht an, ſonſt muß ich ja hin bis an den äußerſten Rand des Platzes dort, und mich troſtlos hinabſtürzen in das Meer.“

— Antonio, um nicht noch noch mehr Blicke auf ſich zu ziehen als ſich auf ihn zu richten begannen, blieb wirklich ſtehen. Tonino, fuhr die Alte fort, ſetze dich her zu mir, es drückt mir das Herz ab, ich muß dir es ſagen — o ſetze dich her zu mir. Antonio ließ ſich auf die Stufen ſo nieder, daß er der Alten den Rücken zuwandte und zog ſein Rechnungsbuch hervor, deſſen weiße Blätter von dem Eifer zeugten, mit dem er ſeine Handelsgeſchäfte auf dem Rialto betrieb. „Tonino, liſpelte nun die Alte ganz leiſe, Tonino, wenn du ſo in mein verſchrumpftes Antlitz ſchauſt, dämmert denn gar keine leiſe Ahnung in deinem Innern auf, daß du mich wohl in früher, früher Zeit gekannt haben könnteſt!“ „Ich ſagte dir ſchon, erwiederte Antonio eben ſo leiſe und ohne ſich umzuwenden, ich ſagte dir ſchon, Alte, daß ich auf eine mir unerklärliche Weiſe mich zu dir hingeneigt fühle, aber daran iſt dein häßliches, verſchrumpftes Geſicht nicht Schuld. Schaue ich vielmehr deine ſeltſamen ſchwarzen blitzenden Augen, deine ſpitze Naſe, deine blauen Lippen, dein langes Kinn, dein ſtruppiges

eisgraues Haar an, hör' ich dein widriges Kichern und Lachen — deine verworrenen Reden — ei ſo möcht ich mit Abſcheu mich von dir abwenden und gar glauben, irgend verruchte Mittel ſtünden dir zu Gebote, mich an dich zu locken." „O Herr des Himmels, heulte die Alte, von unſäglichem Schmerz erfaßt, o Herr des Himmels, welcher böſe hölliſche Geiſt gab dir ſolche entſetzliche Gedanken ein! O Tonino, mein ſüßer Tonino, das Weib, das dich als Kind ſo zärtlich hegte und pflegte, das dich in jener Schreckensnacht rettete aus dringender Todesgefahr, das Weib war ich." Im plötzlichen Schreck der Ueberraſchung drehte ſich Antonio raſch um, aber wie er nun der Alten in das abſcheuliche Geſicht ſtarrte, rief er zornig: So gedenkſt du mich zu bethören, altes verruchtes wahnſinniges Weib? — Die wenigen Bilder, die aus meiner Kindheit mir geblieben, ſind lebendig und friſch. Jene holde freundliche Frau, die mich pflegte, o ich ſehe ſie lebhaft vor Augen! — Sie hatte ein volles friſch gefärbtes Geſicht — mild blickende Augen — ſchönes dunkel-

braunes Hauptһaar — zierliche Hände — ſie mochte kaum dreißig Jahre alt ſeyn — und du? — ein neunzigjähriges Mütterchen — „O all ihr Heiligen, fiel die Alte ihm ſchluchzend in die Rede, o all ihr Heiligen, wie beginn' ich es denn, daß mein Tonino an mich an ſeine treue Margaretha glaubt." — „Margaretha? — murmelte Antonio, Margaretha? — Der Name fällt wie vor langer Zeit gehörte, längſt vergeſſene Muſik mir in die Ohren. — Aber es iſt nicht möglich — es iſt nicht möglich!" — Wohl war, fuhr die Alte ruhiger fort, indem ſie geſenkten Blicks mit dem Stabe auf dem Boden hin und herkritzelte, wohl war der große ſchöne Mann, der dich auf den Arm nahm, dich abherzte und dir Zuckerwerk in den Mund ſteckte, wohl war das dein Vater, Tonino! wohl war es das herrliche volltönende Deutſch was wir mit einander ſprachen. Dein Vater war ein angeſehener reicher Kaufmann in Augsburg. Sein ſchönes junges Weib ſtarb ihm, als ſie dich gebar. Da zog er, weil er ſich ſelbſt nicht dulden konnte an dem Ort, wo ſein Liebſtes begraben lag, hierher nach

Vene-

Venedig und nahm mich mit, mich deine Amme, deine Pflegerin. In jener Nacht erlag dein Vater einem grauſenden Schickſal, das auch dich bedrohte. Es gelang mir dich zu retten. Ein edler Venetianer nahm dich auf. Aller Hülfsmittel beraubt mußt ich in Venedig bleiben. Von Kindheit auf machte mich mein Vater, ein Wundarzt, dem man nachſagte, er treibe nebenher verbotene Wiſſenſchaften, bekannt mit den geheimen Heilkräften der Natur. Von ihm lernte ich, durch Wald und Flur ſtreifend, die Abzeichen manches heilbringenden Krauts, manches unſcheinbaren Mooſes, die Stunde, wenn es gepflückt, geleſen werden mußte, die verſchiedene Miſchung der Säfte kennen. Aber dieſer Wiſſenſchaft geſellte ſich eine beſondere Gabe bei, die der Himmel mir verlieh in unerforſchlicher Abſicht. — Wie in einem fernen dunklen Spiegel erſchaue ich oft künftige Ereigniſſe und beinahe ohne eignen Willen, in mir oft ſelbſt unverſtändlichen Redensarten das, was ich erſchaut, auszuſprechen, zwingt mich dann die unbekannte Macht, der ich nicht zu widerſte-

hen vermag. — Als ich nun einſam, von aller Welt verlaſſen, zurückbleiben mußte, in Venedig, gedachte ich durch meine erprobte Kunſt mein Leben zu friſten. Ich heilte die bedenklichſten Uebel in kurzer Zeit. Kam nun noch hinzu, daß meine Erſcheinung auf die Kranken wohlthuend wirkte, daß oft das ſanfte Beſtreichen mit meiner Hand in wenigen Augenblicken die Criſis löste, ſo konnt' es nicht fehlen, daß mein Ruf bald die Stadt durchdrang und mir die Fülle des Geldes zufloß. Da erwachte der Neid der Aerzte, der Ciarlatani, die auf dem Marcusplatz, auf dem Rialto, auf der Zecca ihre Pillen, ihre Eſſenzen verkauften und die Kranken vergifteten ſtatt ſie zu heilen. Ich ſtehe mit dem leidigen Satan im Bündniß, das ſprengten ſie aus, und fanden Glauben bei dem abergläubiſchen Volk. Bald wurde ich verhaftet und vor das geiſtliche Gericht geſtellt. O mein Tonino, mit welchen gräßlichen Martern ſuchte man mir das Geſtändniß des abſcheulichſten Bündniſſes zu erpreſſen. Ich blieb ſtandhaft. Meine Haare verbleichten, mein

Körper ſchrumpfte ein zur Mumie — Füße und Hände erlahmten. — Die entſetzlichſte Folter, die ſinnreichſte Erfindung des hölliſchen Geiſtes war noch übrig, die entlockte mir ein Geſtändniß, vor dem ich noch jetzt zuſammenſchaudre. Ich ſollte verbrannt werden, als aber das Erdbeben die Grundmauern der Palläſte, des großen Gefängniſſes erſchütterte, ſprangen die Thüren des unterirdiſchen Kerkers, in dem ich gefangen ſaß, von ſelbſt auf, ich wankte wie aus tiefem Grabe durch Schutt und Trümmer hervor. Ach Tonino, du nannteſt mich ein neunzigjähriges Mütterchen, da ich kaum über fünfzig Jahre alt. Dieſer knochendürre Leib, dieſes abſcheulich verzogene Geſicht, dieſes eiſige Haar — dieſe erlahmten Füße — nein, nicht Jahre, nur unſägliche Martern konnten das kräftige Weib in wenigen Monden umwandeln in ein Scheuſal. — Und dieſes widrige Kichern und Lachen — die letzte Folter, vor der ſich noch meine Haare ſträuben und mein ganzes Selbſt erbrennt wie im glühenden Panzer eingeſchloſſen, hat mir das ausgepreßt, und ſeit der Zeit überfällt

mich es wie ein ſteter unbezwingbarer Krampf. Entſetze dich nun nicht mehr vor mir, mein Tonino! – Ach, dein Herz hat es dir ja doch geſagt, daß du, ein kleiner Knabe, an meinem Buſen lagſt! – „Weib, ſprach Antonio dumpf und in ſich gekehrt, Weib, es iſt mir ſo, als wenn ich dir glauben müßte. Aber wer war mein Vater? wie hieß er? welchem grauſigen Schickſal mußte er erliegen in jener Schreckensnacht? — Wer war es, der mich aufnahm? und — was geſchah in meinem Leben, das noch jetzt wie ein mächtiger Zauber aus fremder unbekannter Welt mein ganzes Selbſt unwiderſtehlich beherrſcht, ſo daß alle meine Gedanken ſich verlaufen wie in ein düſtres nächtiges Meer? — Das Alles ſollſt du mir ſagen, du räthſelhaftes Weib, dann werde ich dir glauben!“ — Tonino, erwiederte die Alte ſeufzend, dir zum Heil muß ich ſchweigen, aber bald, bald wird es an der Zeit ſeyn. – Der Fontego, der Fontego — bleib weg vom Fontego! — O, rief Antonio erzürnt, deiner dunklen Worte bedarf es nicht mehr, mich mit verruchter Kunſt zu verlocken.

— Mein Inneres iſt zerriſſen — du mußt ſprechen oder — Halt ein, unterbrach ihn die Alte, keine Drohungen, — bin ich nicht deine treue Amme, deine Pflegerin. — Ohne abzuwarten, was die Alte weiter ſprechen wollte, raffte ſich Antonio auf und rannte ſchnell von dannen. Aus der Ferne rief er dem Weibe zu: die neue Kapuße ſollſt du doch haben, und Zechinen obendrein ſo viel du willſt. — —

Es war in der That ein wunderlich Schauſpiel, den alten Dogen Marino Falieri zu ſehen mit ſeiner blutjungen Gattin. Er, zwar ſtark und robuſt genug, aber mit greiſem Bart, tauſend Runzeln im braunrothen Geſicht, mit mühſam zurückgebogenem Nacken, pathetiſch daher ſchreitend; Sie, die Anmuth ſelbſt, fromme Engelsmilde im himmliſch ſchönen Antlitz, unwiderſtehlichen Zauber im ſehnſüchtigen Blick, Hoheit und Würde auf der offnen lilienweißen von dunklen Locken umſchatteten Stirne, ſüßes Lächeln auf Wang' und Lippen, — das Köpfchen geneigt in holder Demuth, den ſchlanken Leib leicht tragend — daher ſchwebend — ein herrliches Frauen-

bild, heimathlich in anderer höherer Welt. — Nun, ihr kennt wohl ſolche Engelsgeſtalten, wie ſie die alten Maler zu erfaſſen und darzuſtellen wußten. — So war Annunziata. Konnt' es denn fehlen, daß Jeder, der ſie ſah, in Erſtaunen und Entzücken gerieth, daß jeder feurige Jüngling von der Signorie aufloderte in hellen Flammen und den Alten mit ſpöttiſchen Blicken meſſend, im Herzen ſchwur, der Mars dieſes Vulkans zu werden, koſte es was es wolle? Annunziata ſah ſich bald von Anbetern umringt, deren ſchmeichleriſche verführeriſche Reden ſie ſtill und freundlich aufnahm, ohne ſich was Beſonderes dabei zu denken. Ihr engelreines Gemüth hatte das Verhältniß zu dem alten fürſtlichen Gemahl nicht anders begriffen, als daß ſie ihn wie ihren hohen Herrn verehren und ihm anhängen müſſe mit der unbedingten Treue einer unterwürfigen Magd! Er war freundlich, ja zärtlich gegen ſie, er drückte ſie an ſeine eiskalte Bruſt, er nannte ſie ſein Liebchen, er beſchenkte ſie mit allen Koſtbarkeiten, die es nur gab; was hatte ſie ſonſt noch für Wünſche, für

Rechte an ihn? Auf dieſe Weiſe konnte der Gedanke, daß es möglich ſey, dem Alten untreu zu werden, ſich in keiner Art in ihr geſtalten, Alles was außer dem engen Kreiſe jenes beſchränkten Verhältniſſes lag, war ein fremdes Gebiet, deſſen verbotene Gränze im dunklen Nebel lag — ungeſehen — ungeahnet von dem frommen Kinde. So kam es, daß alle Bewerbungen fruchtlos blieben. Keiner von Allen war aber ſo heftig in wildem Liebesfeuer entbrannt für die ſchöne Dogareſſa, als Michaele Steno. Seiner Jugend unerachtet, bekleidete er die wichtige einflußreiche Stelle eines Raths der Vierzig. Darauf, ſo wie auf ſeine äußere Schönheit bauend, war er ſeines Sieges gewiß. Er fürchtete den alten Marino Falieri nicht, und in der That, dieſer ſchien, ſo wie er verheirathet, ganz abzulaſſen von ſeinem jähen aufbrauſenden Zorn, von ſeiner rohen unbezähmbaren Wildheit. An der Seite der ſchönen Annunziata ſaß er in den reichſten bunteſten Kleidern aufgeſchniegelt und geputzt da, ſchmunzelnd und lächelnd und mit ſüßem Blick aus den grauen Augen,

denen manchmal ein Thränchen enttriefte die Andern herausfordernd, ob ſich ſolcher Gemahlin einer rühmen könne. Statt des herrliſchen rauhen Tons, in dem er ſonſt zu ſprechen pflegte, liſpelte er, die Lippen kaum bewegend, nannte Jeden ſeinen Allerliebſten und bewilligte die widerſinnigſten Geſuche. Wer hätte in dieſem weichlichen verliebten Alten den Falieri erkennen ſollen, der in Treviſo in toller Hitze am Frohnleichnamsfeſte dem Biſchoff ins Geſicht ſchlug, den den tapfern Morbaſſan beſiegte. Dieſe zunehmende Schwäche feuerte den Michaele Steno an zu den raſendſten Unternehmungen. Annunziata verſtand nicht, was Michaele, ſie unaufhörlich mit Blicken und Worten verfolgend, von ihr eigentlich wollte, ſie blieb in ſteter milder Ruhe und Freundlichkeit und das eben das Troſtloſe was in dieſem unbefangenen ſtets gleichen Weſen lag, brachte ihn zur Verzweiflung. Er ſann auf verruchte Mittel. Es gelang ihm einen Liebeshandel mit Annunziata's vertrauteſtem Kammermädchen, anzſupinen die ihm endlich nächtliche Beſuche verſtattete. So glaubte er

den Weg gebahnt zu Annunziata's unentweih⸗tem Gemach, aber die ewige Macht des Him⸗mels wollte, daß ſolche trügeriſche Tücke zu⸗rückfallen mußten auf das Haupt des boshaf⸗ten Urhebers. — Es begab ſich, daß eines Nachts der Doge, der eben die böſe Nach⸗richt von der Schlacht, die Nicolo Piſani bei Portelongo gegen den Doria verloren, erhal⸗ten, ſchlaflos in tiefer Kümmerniß und Sor⸗ge die Gänge des herzoglichen Pallaſtes durch⸗ſtrich. Da gewahrte er einen Schatten, der wie aus Annunziata's Gemächern ſchlüpfend nach den Treppen ſchlich. Schnell eilte er darauf los, es war Michaele Steno, der von ſeinem Liebchen kam. Ein entſetzlicher Gedan⸗ke durchfuhr den Falieri; mit dem Schrei: Annunziata! rannte er ein auf den Steno mit gezogenem Stilet. Aber Steno, kräfti⸗ger und gewandter als der Alte, unterlief ihn, warf ihn mit einem tüchtigen Fauſtſchlage zu Boden und ſtürzte laut auflachend: Annun⸗ziata, Annunziata! die Treppe herab. Der Alte raffte ſich auf, und ſchlich, brennende Qualen der Hölle im Herzen, nach Annun⸗

ziata's Gemächern. Alles ruhig — ſtill wie im Grabe. — Er klopfte an, ein fremdes Kammermädchen, nicht die, welche ſonſt gewohnt neben Annunziata's Gemach zu ſchlafen, öffnete ihm die Thüre. „Was befiehlt mein fürſtlicher Gemahl um dieſe ſpäte ungewohnte Zeit? — ſo ſprach Annunziata, die unterdeſſen ein leichtes Nachtgewand umgeworfen und herausgetreten, mit ruhigem engelsmildem Ton. Der Alte ſtarrte ſie an, dann hob er beide Hände hoch in die Höhe und rief: Nein es iſt nicht möglich, es iſt nicht möglich! „Was iſt nicht möglich, mein fürſtlicher Herr!“ fragte die über den feierlichen dumpfen Ton des Alten ganz beſtürzte Annunziata. Aber Falieri, ohne zu antworten, wandte ſich an das Kammermädchen: Warum ſchläfſt du, warum ſchläft Luigia nicht hier wie gewöhnlich? „Ach erwiederte die Kleine, Luigia wollte durchaus mit mir tauſchen dieſe Nacht, die ſchläft im Vordergemach dicht neben der Treppe. „Dicht neben der Treppe?“ rief Falieri voller Freude und eilte mit raſchen Schritten nach dem Vorder-

gemach. Luigia öffnete auf ſtarkes Klopfen, und als ſie nun das zornrothe Antlitz, die funkenſprühenden Augen des fürſtlichen Herrn erblickte, fiel ſie nieder auf die nackten Knie und bekannte ihre Schmach, über die auch ein Paar zierliche Männerhandſchuhe, die auf dem Polſterſtuhle lagen, und deren Ambrageruch den ſtutzerhaften Eigenthümer verrieth, gar keinen Zweifel ließen. Ganz ergrimmt über Stenos unerhörte Frechheit ſchrieb der Doge ihm andern Morgens: Bei Strafe der Verbannung aus der Stadt habe er den herzoglichen Pallaſt, jede Nähe des Dogen und der Dogareſſa zu vermeiden. Michaele Steno war toll vor Wuth über das Mißlingen des wohlangelegten Plans, über die Schmach der Verbannung aus der Nähe ſeines Abgotts. Als er nun aus der Ferne ſehen mußte, wie die Dogareſſa mild und freundlich ihr Weſen war nur einmal ſo, — mit andern Jünglingen von der Signorie ſprach, ſo gab ihm der Neid, die Wuth der Leidenſchaft den böſen Gedanken ein, daß die Dogareſſa wohl nur deshalb ihn verſchmäht haben möge, weil An-

dere ihm mit beſſerem Glück zuvorgekommen, und er unterſtand ſich davon laut und öffentlich zu ſprechen. Sey es nun, daß der alte Falieri Kunde erhielt von ſolchen unverſchämten Reden, oder daß das Bild jener Nacht ihm erſchien wie ein warnender Wink des Schickſals, oder daß ihm ſelbſt bei aller Ruhe und Behaglichkeit, bei vollem Vertrauen auf die Frömmigkeit ſeines Weibes doch die Gefahr des unnatürlichen Mißverhältniſſes mit der Gattin, hell vor Augen kam, kurz, er wurde grämlich und mürriſch, alle tauſend Eiferſuchtsteufel zwickten ihn wund, er ſperrte Annunziata ein in die innern Gemächer des herzoglichen Pallaſtes und kein Menſch bekam ſie mehr zu ſehen. Bodoeri nahm ſich ſeiner Großnichte an und ſchalt den alten Falieri wacker aus, der aber von der Aenderung ſeines Betragens gar nichts wiſſen wollte. Dies geſchah Alles kurz vor dem Giovedi graſſo. Es iſt Sitte, daß bei den Volksfeſten, die an dieſem Tage auf dem Marcusplatz ſtatt finden, die Dogareſſa unter dem Thronhimmel, der auf einer dem

kleinen Platz gegenüber ſtehenden Gallerie an⸗
gebracht iſt, neben dem Dogen Platz nimmt.
Bodoeri erinnerte ihn daran und meinte, daß
es ſehr abgeſchmackt ſeyn und er ganz gewiß
von Volk und Signorie ob ſeiner verkehrten
Eiferſucht weidlich ausgelacht werden würde,
wenn er aller Sitte und Gewohnheit entge⸗
gen Annunziata von dieſer Ehre ausſchlöſſe.
„Glaubſt du, erwiederte der alte Falieri, deſ⸗
ſen Ehrgeiz auf einmal angeregt wurde,
glaubſt du, daß ich, ein alter blödſinniger
Thor, mich denn ſcheue mein koſtbarſtes
Kleinod zu zeigen aus Furcht vor diebiſchen
Händen, denen ich nicht den Raub wehren
könnte mit meinem guten Schwerdte? —
„Nein Alter, du irrſt, morgenden Tages
wandle ich mit Annunziata in feierlich glän⸗
zendem Zuge über den Marcusplatz, damit das
Volk ſeine Dogareſſa ſehe, und am Giovedi
graſſo empfängt ſie den Blumenſtrauß von
dem kühnen Segler, der ſich aus den Lüften
zu ihr herabſchwingt.“ Der Doge dachte,
indem er dieſe Worte ſprach, an eine uralte
Gewohnheit. Am Giovedi graſſo fährt nem⸗

lich irgend ein kühner Menſch aus dem Volke an Seilen, die aus dem Meere ſteigen und an der Spitze des Marcusthurms befeſtigt ſind, in einer Maſchine, die einem kleinen Schiffchen gleicht, herauf, und ſchießt dann von der Spitze des Thurms pfeilſchnell herab bis zu dem Platz, wo Doge und Dogareſſa ſitzen, der er den Blumenſtrauß, den ſonſt der Doge, iſt er allein, erhält, überreicht. — Andern Tages that der Doge, wie er verhei-ßen. Annunziata mußte die prächtigſten Klei-der anlegen, und von der Signorie umringt, von Edelknaben und Trabanten begleitet, wan-delte Falieri über den vom Volk überſtrömten Marcusplatz. Man ſtieß und drängte ſich halb todt, um die ſchöne Dogareſſa zu ſehen, und wem es gelang ſie zu erblicken, der glaub-te, er habe ins Paradies geſchaut und das ſchönſte Engelsbild ſey ihm ſtrahlend und herr-lich aufgegangen. — Wie die Venetianer nun ſind, mitten unter den tollſten Ausbrüchen wahnſinniger Verzückung, hörte man hie und da allerlei ſpöttiſche Redensarten und Reime, die derb genug, auf den alten Falieri mit der

jungen Frau losfuhren. Falieri ſchien aber davon nichts zu bemerken, ſondern ſchritt, von aller Eiferſucht dasmal verlaſſen, obgleich er überall Blicke des brennendſten Verlangens auf die ſchöne Gattin gerichtet ſah, ſchmunzelnd und lächelnd mit dem ganzen Geſicht, ſo pathetiſch als möglich an Annunziata's Seite daher. Vor dem Hauptportal des Pallaſtes hatten die Trabanten das Volk mit Mühe auseinander getrieben, ſo daß, als der Doge mit ſeiner Gemahlin hineinſchritt, nur hin und wieder einzelne kleine Haufen beſſer gekleideter Bürger ſtanden, denen man ſelbſt den Eintritt in den innern Hof des Pallaſtes nicht wohl verwehren konnte. Da geſchah es, daß in dem Augenblicke, als die Dogareſſa in den Hof trat, ein junger Menſch, der nebſt wenigen andern Leuten am Säulengange ſtand, mit dem lauten Schrei: O du Gott des Himmels! entſeelt auf das harte Marmorpflaſter niederſchlug. Alles lief herbei und umringte den Todten, ſo daß die Dogareſſa ihn nicht erblicken konnte, aber ſo wie der Jüngling niederſtürzte, durchfuhr plötzlich ein

glühender Dolchſtich ihre Bruſt, ſie erbleichte, ſie wankte, nur die Riechfläſchchen der herbeieilenden Frauen retteten ſie von tiefer Ohnmacht. Der alte Falieri, voller Schreck und Beſtürzung über den Unfall, wünſchte den jungen Menſchen mit ſammt ſeinem Schlagfluß zu allen Teufeln und trug, ſo ſauer es ihm auch wurde, ſeine Annunziata, die das Köpfchen mit geſchloſſenen Augen über die Bruſt hing, wie eine kranke Taube, die Treppe hinauf in die inneren Gemächer. —

Unterdeſſen hatte ſich dem Volke, das immer mehr im innern Höfe des Palaſtes zuſammengelaufen, ein wunderlich ſeltſames Schauſpiel eröffnet. Man wollte den jungen Menſchen, den man unbedingt für todt hielt, aufheben und forttragen, da hinkte mit lautem Jammergeſchrei ein altes häßliches zerlumptes Bettelweib heran, machte ſich, die ſpitzen Ellenbogen in Seiten und Rücken bohrend, im dickſten Haufen Platz und rief, als ſie endlich bei dem entſeelten Jünglinge ſtand: Laßt ihn liegen — Narren! — tolles Volk! — er iſt ja nicht tod. Nun kauerte ſie nieder,

der, nahm den Kopf des Jünglings auf den Schooß und nannte, ſeine Stirn ſanft ſtreichend und reibend, ihn bei den ſüßeſten Namen. Betrachtete man nun das abſcheuliche Fratzengeſicht der Alten, wie es herabhing über des Jünglings bildſchönem Antlitz, deſſen milde Züge im bleichen Tode erſtarrt lagen, während auf dem Geſicht der Alten ein widriges Muskelſpiel herumhüpfte, — betrachtete man, wie die ſchmutzigen Lumpen hin und her flatterten über die reichen Kleider, die der Jüngling trug — wie die dürren braungelben Arme — die Knochenhände auf der Stirne, auf der offenen Bruſt des Jünglings zitterten — in der That, man mochte ſich innern Grauens nicht erwehren. War es denn nicht anzuſehen als ſey es des Todes grinſende Geſtalt ſelbſt, in deren Armen der Jüngling lag? So kam es denn auch, daß die umſtehenden Leute, einer nach dem andern ſtill fortſchlichen und nur wenige übrig blieben, die den Jüngling, als er mit einem tiefen Seufzer die Augen aufſchlug, faßten und auf der Alten Geheiß nach dem großen Kanal trugen, wo

eine Gondel Beide, die Alte und den Jüngling aufnahm und fortſchaffte bis nach dem Hauſe, das die Alte als die Wohnung des Jünglings bezeichnet hatte. Bedarf es denn noch geſagt zu werden, daß der Jüngling Antonio, die Alte aber das Bettelweib von der Franziskanertreppe war, das durchaus ſeine Amme ſeyn wollte?

Als Antonio ganz aus ſeiner Betäubung erwacht war und die Alte an ſeinem Lager erblickte, die ihm ſo eben einige ſtärkende Tropfen eingeflößt hatte, ſo ſprach er, lange den düſtern ſchwermüthigen Blick ſtarr auf ſie gerichtet, mit dumpfem mühſam gehaltenen Ton: Du biſt bei mir, Margaretha! — das iſt gut! wo hätt' ich denn ſonſt eine treuere Pflegerin als dich! — Ach, verzeih' mir nur, Mutter, daß ich, blödſinniger ohnmächtiger Knabe! nur einen Augenblick daran zweifeln konnte, was du mir entdeckteſt. Ja du biſt die Margaretha, die mich nährte, die mich hegte und pflegte, ich wußte es ja ſchon immer, aber der böſe Geiſt verwirrte mir die Gedanken. — Ich habe ſie geſehen — ſie iſt

es — ſie iſt es. — Hab ich dir nicht geſagt, daß irgend ein dunkler Zauber in mir ruhe, der mein Selbſt unwiderſtehlich beherrſche? Aus der Dunkelheit blitzſtrahlend iſt er hervorgetreten, um mich in namenloſem Entzücken zu verderben! — Ich weiß jetzt Alles — Alles! — War nicht Bertuccio Nenolo mein Pflegevater, der mich erzog auf einem Landhauſe bei Treviſo? — Ach ja, erwiederte die Alte, wohl war es Bertuccio Nenolo, der große Seeheld, den das Meer verſchlang, als er mit dem Lorbeerkranz ſein Haupt zu ſchmücken gedachte. — Unterbrich mich nicht, ſprach Antonio weiter, höre mich geduldig an. — Es ging mir gut bei dem Bertuccio Nenolo. Ich trug hübſche Kleider — immer war der Tiſch gedeckt, wenn mich hungerte, ich durfte, hatte ich meine drei Gebete ordentlich hergeſagt, herumſchwärmen nach Gefallen in Wald und Flur. Dicht beim Landhauſe befand ſich ein dunkles kühles Pinienwäldchen voll Duft und Geſang. Da ſtreckte ich müde vom Springen und Laufen an einem Abend, als ſchon die Sonne zu ſinken

begann, mich hin unter einen großen Baum und ſtarrte hinauf in den blauen Himmel. Mag es ſeyn, daß der würzige Geruch der blühenden Kräuter, in denen ich lag, mich betäubte, genug meine Augen ſchloſſen ſich unwillkührlich und ich verſank in träumeriſches Hinbrüten, aus dem mich ein Rauſchen, gleich als fiele ein Schlag dicht neben mir in das Gras, erweckte. Ich fuhr auf in die Höhe; ein Engelskind mit himmliſchem Antlitz ſtand neben mir, ſchaute in holder Anmuth lächelnd auf mich herab und ſprach mit ſüßer Stimme: „Ei mein lieber Knabe, wie ſchlieſſt du ſo ſchön, ſo ruhig, und doch war dir der Tod ſo nahe, der böſe Tod.“ Dicht neben meiner Bruſt erblickte ich eine kleine ſchwarze Schlange mit geborſtenem Haupt, das Kind hatte das giftige Thier mit dem Zweige eines Nußbaums erſchlagen, in dem Augenblick, als es zu meinem Verderben ſich heranringeln wollte. Da erbebte ich in ſüßem Schauer – ich wußte ja, daß oftmals Engel herabſteigen aus dem hohen Himmel um ſichtbarlich den Menſchen zu retten vor dem bedrohlichen An-

griff irgend eines böſen Feindes — ich ſank nieder auf die Knie, ich erhob die gefalteten Hände. „Ach du biſt ja ein Engel des Lichts, den der Herr ſandte mich zu retten vom Tode.“ So rief ich, das holde Weſen ſtreckte aber beide Arme nach mir aus und lispelte, indem höheres Roth auf ſeinen Wangen leuchtete: Ach du lieber Knabe, ich bin ja kein Engel, ein Mädchen, ein Kind wie du! Da vergingen die Schauer in namenloſes Entzükken, das mich mit ſanfter Glut durchſtrömte — ich ſtand auf — wir ſchloſſen uns in die Arme — wir drückten Lipp' auf Lippe — ſprachlos — weinend — ſchluchzend vor ſüßem unnennbaren Weh! Nun rief eine ſilberhelle Stimme durch den Wald: Annunziata — Annunziata — „Ich muß nun fort, du herzlieber Knabe, die Mutter ruft,“ ſo lispelte das Mädchen, ein unſäglicher Schmerz durchfuhr meine Bruſt. — „Ach ich liebe dich ſo ſehr,“ ſchluchzte ich, heiße Thränen, die das Mädchen vergoß, fielen brennend auf meine Wangen. Ich bin dir ſo herzensgut, du lieber Knabe,“ rief das Mädchen, indem

ſie den letzten Kuß mir auf meine Lippen drückte. — „Annunziata!“ rief es aufs neue, und das Mädchen verſchwand im Gebüſch! — Sieh, Margaretha, das war der Augenblick, in dem der mächtige Liebesfunke in meine Seele fiel, der ewig ſtets neue Flammen entzündend in mir fortglühen wird! — Wenige Tage nachher wurde ich hinausgeſtoßen aus dem Hauſe. Vater Blaunas' ſagte mir, als ich es nicht laſſen konnte, von dem Engelskinde zu reden, das mir erſchienen und deſſen ſüße Stimme ich zu vernehmen glaubte in dem Rauſchen der Bäume, in dem Gelispel der Quellen, in dem ahnungsvollen Sauſen des Meers — ja da ſagte mir Vater Blaunas', das Mädchen könne niemand anders geweſen ſeyn, als Nenolo's Tochter Annunziata, die mit ihrer Mutter Franzeska nach dem Landhauſe gekommen, andern Tages aber wieder abgereiſet ſey. — O Mutter — Margaretha. — Hilf Himmel! — Dieſe Annunziata — es iſt die Dogareſſa! — Damit hüllte ſich vor unſäglichem Schmerz weinend und ſchluchzend Antonio in die Kiſſen ein. „Mein

lieber Tonino! ſprach die Alte, ermanne dich, widerſtehe doch nur tapfer dem thörigten Schmerz. Ei wer mag denn gleich verzweifeln in Liebesnoth, ei wem anders blüht denn das goldene Blümchen Hoffnung als dem Verliebten! Am Abend weiß man nicht, was der Morgen bringt, was man im Traum geſchaut, kommt lebendig daher gegangen. Das Schloß, das in den Wolken ſchwamm, ſteht mit einemmal blank und herrlich auf der Erde. — Sieh Tonino, du giebſt nichts auf meine Reden, aber mein kleiner Finger ſagt es mir und wohl noch jemand anders, daß auf dem Meer dir die leuchtende Liebesflagge mit frohem Schwingen entgegen weht — Geduld mein Söhnlein Tonino — Geduld!" — So verſuchte es die Alte den armen Antonio zu tröſten, denn in der That ihre Worte klangen wie liebliche Muſik. Er ließ ſie gar nicht mehr von ſich. Das Bettelweib auf der Franziskanertreppe war verſchwunden und ſtatt ihrer ſah man die Haushälterin des Herrn Antonio in anſtändigen Matronenkleidern auf

San Marco herumhinken und die Bedürfniſſe der Tafel einkaufen.

Der Giovedi graſſo war gekommen. Glänzendere Feſte als jemals ſollten ihn feiern. Mitten auf dem kleinen Platz von San Marco wurde ein hohes Gerüſt errichtet für ein beſonderes nie geſehenes Kunſtfeuer, das ein Grieche, der ſich auf ſolch' Geheimniß verſtand, abbrennen wollte. Am Abend beſtieg der alte Falieri mit ſeiner ſchönen Gemahlin, ſich ſpiegelnd in dem Glanze ſeiner Herrlichkeit, ſeines Glücks und mit verklärten Blicken Alles um ſich her auffordernd zum Staunen, zur Bewunderung, die Gallerie. Im Begriff, ſich auf dem Thron niederzulaſſen, wurde er aber den Michaele Steno gewahr, der auf derſelben Gallerie und zwar ſo Platz genommen hatte, daß er die Dogareſſa beſtändig im Auge behielt und von ihr nothwendig bemerkt werden mußte. Ganz entbrannt von wildem Zorn, von toller Eiferſucht ſchrie Falieri mit ſtarker, gebieteriſcher Stimme, man ſolle augenblicklich den Steno von der Gallerie entfernen. Michaele Steno erhob den

Arm gegen den Falieri, in dem Augenblick traten die Trabanten hinzu und nöthigten ihn, der vor Wuth mit den Zähnen knirſchte und in den abſcheulichſten Verwünſchungen Rache drohte, die Gallerie zu verlaſſen. —

Unterdeſſen hatte ſich Antonio, den der Anblick ſeiner geliebten Annunziata ganz außer ſich ſelbſt gebracht, durch das Volk fortgedrängt und ſchritt, tauſend Qualen im zerriſſenen Herzen, einſam in dunkler Nacht am Geſtade des Meers hin und her. Er gedachte, ob es nicht beſſer ſey, in den eiskalten Wellen die brennende Glut zu löſchen, als langſam tod gefoltert zu werden von troſtloſem Schmerz. Viel hätte nicht gefehlt, er wäre hineingeſprungen in das Meer, ſchon ſtand er auf der letzten Stufe, die hinabführt, als eine Stimme aus einer kleinen Barke hinaufrief: Ei, ſchönen guten Abend, Herr Antonio! Im Wiederſchein der Erleuchtung des Platzes erkannte Antonio den luſtigen Pietro, einen ſeiner vormaligen Kameraden, welcher in der Barke ſtand, Federn, Rauſchgold auf der blanken Mütze, die neue geſtreifte Jacke

bunt bebändert, einen großen ſchönen Strauß duftiger Blumen in der Hand. „Guten Abend, Pietro, rief Antonio zurück, welch hohe Herrſchaft willſt du denn heute noch fahren, daß du dich ſo ſchön geputzt haſt?“ Ei, erwiederte Pietro, indem er hoch aufſprang, daß die Barke ſchwankte, ei Herr Antonio, heute verdiene ich meine drei Zecchinen, ich mache ja die Fahrt hinauf nach dem Marcusthurm und dann hinab, und überreiche dieſen Strauß der ſchönen Dogareſſa. „Iſt denn, fragte Antonio, iſt denn das nicht ein halsbrechendes Wageſtück, Kamerad Pietro!“ Nun, erwiederte dieſer, den Hals kann man wohl ein wenig brechen, und dann zumal heute gehts mitten durch, durch das Kunſtfeuer. Der Grieche ſagt zwar, es ſey Alles ſo eingerichtet, daß kein Haar einem angehen ſolle vom Feuer, aber — Pietro ſchüttelte ſich. Antonio war zu ihm hinabgeſtiegen in die Barke und wurde nun erſt gewahr, daß Pietro dicht vor der Maſchine an dem Seil ſtand, das aus dem Meere ſtieg. Andere Seile mittelſt deren die Maſchine an-

gezogen wurde, verloren ſich in die Nacht. „Hőre Pietro, fing Antonio nach einigem Stillſchweigen an, hőre Kamerad Pietro, wenn du heute zehn Zecchinen verdienen kőnnteſt, ohne dein Leben in Gefahr zu ſetzen, würde dir das nicht lieber ſeyn?“ Ei freilich, lachte Pietro aus vollem Halſe. Nun, fuhr Antonio fort, ſo nimm dieſe zehn Zecchinen, wechsle mit mir die Kleider und überlaſſe mir deine Stelle. Statt deiner will ich hinauffahren. Thu' es mein guter Kamerad Pietro! Pietro ſchüttelte bedächtig den Kopf, und ſprach das Gold in der Hand wiegend: Ihr ſeyd ſehr gütig, Herr Antonio, mich armen Teufel noch immer Euern Kameraden zu nennen — und freigebig dazu! — Ums Geld iſts mir freilich zu thun, aber der ſchőnen Dogareſſa den Strauß ſelbſt in die Hand zu geben, ihr ſüßes Stimmchen zu hőren — ei das iſts doch eigentlich, warum man ſein Leben aufs Spiel ſetzt — Nun — weil Ihrs ſeyd, Herr Antonio, mags darum ſeyn. Beide warfen ſchnell die Kleider ab, kaum war Antonio mit dem Ankleiden fertig, als Pietro

rief: ſchnell hinein in die Maſchine, das Zeichen iſt ſchon gegeben. In dem Augenblick leuchtete das Meer auf im flammenden Wiederſchein von tauſend lodernden Blitzen und die Luft, das Geſtade erdröhnte von brauſenden wirbelnden Donnern. Mitten durch die kniſternden ziſchenden Flammen des Kunſtfeuers fuhr mit des Sturmwindes Schnelle Antonio auf in die Lüfte — unverſehrt ſank er nieder zur Gallerie, ſchwebte er vor der Dogareſſa. — Sie war aufgeſtanden und vorgetreten, er fühlte ihren Athem an ſeinen Wangen ſpielen — er reichte ihr den Strauß; aber in der unſäglichſten Himmelswonne des Augenblicks faßte ihn wie mit glühenden Armen der brennende Schmerz hoffnungsloſer Liebe. — Sinnlos — raſend vor Verlangen — Entzücken — Quaal, ergriff er die Hand der Dogareſſa — drückte er glühende Küſſe darauf — rief er mit dem ſchneidenden Ton des troſtloſen Jammers:, Annunziata! — Da riß ihn die Maſchine, wie das blinde Organ des Schickſals ſelbſt, fort von der Geliebten, hinab ins Meer, wo er ganz betäubt, ganz er-

ſchöpft in Pietros Arme ſank, der ſeiner in der Barke wartete.

Unterdeſſen war auf der Gallerie des Doge Alles in Aufruhr und Verwirrung gerathen. An den Sitz des Doge hatte man ein kleines Zettelchen angeheftet gefunden, auf welchem in gemeiner venetianiſcher Mundart die Worte ſtanden:

Il Dose Falier della bella muier.
I altri la gode é lui la mantien.

Zwar iſt der Doge Falier
Der ſchönen Dame Eheherr,
Doch hält er nur und hat ſie nie,
Und Andre, die gewinnen ſie.

Der alte Falieri fuhr auf in glühendem Zorn und ſchwur, daß den, der den boshaften Frevel begangen, die härteſte Strafe treffen ſolle. Indem er ſeine Blicke umherwarf, fiel ihm auf dem Platze unter der Gallerie Michaele Steno ins Auge, der in vollem Kerzenſchimmer da ſtand und ſogleich befahl er den Trabanten, ihn feſt zu nehmen, als den Urheber jenes Frevels. Alles ſchrie auf über

den Befehl des Doge, der, indem er ſich ganz ſeinem überwallenden Zorn überließ, Beide, Signorie und Volk beleidigte, die Rechte der erſteren kränkend, dem letztern die Freude des Feſtes verderbend. Die Signorie verließ ihre Plätze und nur den alten Marino Bodoeri ſah man, wie er ſich unter das Volk miſchte, voller Eifer von der ſchweren Beleidigung ſprach, die dem Haupte des Staats wider- fahren und allen Haß auf den Michaele Ste- no zu leiten ſuchte. Falieri hatte ſich nicht geirrt, denn in der That war Michaele Steno, als er fortgewieſen wurde von der Gallerie des Herzogs, nach Hauſe gelaufen, hatte jene hämiſche Worte geſchrieben, in dem Augen- blicke als aller Augen auf das Kunſtfeuer ge- richtet waren, das Zettelchen an den Stuhl des Doge angeheftet und dann ſich unbemerkt wieder entfernt. Recht tückiſch gedachte er den empfindlichen Streich zu führen, der Bei- de, Doge und Dogareſſa, recht tief, recht ans Leben dringend verwunden ſollte. Micha- ele Steno geſtand ganz freimüthig die That und ſchob alle Schuld auf den Doge, der ihn

zuerſt empfindlich gekränkt habe. Die Signo-rie war längſt unzufrieden mit einem Haupt, das, ſtatt die gerechten Erwartungen des Staats zu erfüllen, täglich bewies, wie der kriegeriſche zornige Muth in dem erkalteten Herzen des abgelebten Greiſes nur dem Kunſt-feuer gleicht, das aus der Rakete ganz gewaltig emporkniſtert, aber ſogleich in ſchwarzen todten Flocken wirkungslos dahin ſchwindet. Hiezu kam, daß das Bündniß mit der jungen ſchönen Frau (längſt wußte man, daß er es vor kurzer Zeit als Doge geſchloſ-ſen), ſeine Eiferſucht, den alten Falieri nicht mehr als Kriegsheld ſondern als vechio Panta-lone erſcheinen ließ und ſo mußte es geſchehen, daß die Signorie gährendes Gift im Innern nährend, mehr geneigt war dem Michaele Steno Recht zu geben, als dem bitter gekränkten Oberhaupt. Von dem Rathe der Zehen wurde die Sache verwieſen an die Quarantie, von der Michaele ſonſt einer der Häupter war. Michaele Steno habe ſchon genug gelitten, und eine monatliche Verbannung ſey genug-ſame Rüge des Vergehens, ſo fiel der Rechts-

ſpruch aus, der den alten Falieri aufs neue und ſtärker erbitterte gegen eine Signorie, die ſtatt das Haupt zu ſchützen, ihm widerfahrne Kränkungen nur als Vergehen der leichteſten Art zu beſtrafen ſich unterſtand. —

Wie es denn zu gehen pflegt, daß der Liebende, den ein einziger Strahl des Liebesglücks getroffen, Tage, Wochen, Monate lang von goldenem Schimmer umfloſſen, Träume des Himmels träumt, ſo konnte ſich Antonio auch gar nicht erholen von der Betäubung des wonnereichſten Augenblicks, kaum aufathmen vor ſüßem Weh. — Die Alte hatte ihn tüchtig ausgeſcholten wegen des Wageſtücks und murmelte und brummte unaufhörlich von ganz unnöthigem Beginnen. Eines Tages kam ſie aber ſo ſeltſam am Stabe hineingetänzelt und gehüpft, wie ſie es in ihrer Art hatte, wenn ſie von fremdem Zauber berührt ſchien. Sie kicherte und lachte, ohne auf Antonios Reden und Fragen zu achten, ſchürte ſie im Kamin ein kleines Feuer an, ſetzte ein Pfännchen darauf, kochte, aus allerlei bunten Gläſern Ingredienzien hineinwerfend,

feud, eine Salbe, that ſie in eine kleine Büchſe und hinkte damit laut kichernd und lachend von dannen. Erſt am ſpäten Abend kam ſie zurück, ſetzte ſich keuchend und hüſtelnd in den Lehnſtuhl und fing, wie von großer Erſchöpfung zu ſich ſelbſt gekommen, endlich an: Tonino, mein Söhnlein, Tonino, von wem komme ich her? — ſieh zu, ob du rathen kannſt? — von wem komme ich her, von wem komme ich her? — Antonio ſtarrte ſie an, von ſeltamer Ahnung ergriffen. Nun, kicherte die Alte, von ihr ſelbſt komme ich her, von dem lieben Täubchen, von der holden Annunziata! — „Mache mich nicht wahnſinnig, Alte, ſchrie Antonio.“ „Ei was, fuhr die Alte fort, ich denke immer an dich, mein Tonino! — Heute Morgen, als ich unter den Säulengängen des Pallaſtes feilſchte um ſchönes Obſt, murmelt das Volk von dem Unglück, das die ſchöne Dogareſſa betroffen. Ich frage und frage, da ſpricht ein großer ungeſchlachter rother Kerl, der gähnend an eine Säule gelehnt Limonien kaut: Ei nun, an der linken Hand der kleine Finger, an dem

hat ein Skorpionchen die jungen Zähnchen probirt und das iſt ein bischen ins Blut gegangen — nun, mein Herr der Signor Dottore Giovanni Baſſeggio iſt eben oben, der wird nun wohl ſchon das Händchen mit ſammt dem Finger weggeſchnitten haben.“ Und in dem Augenblick, daß der Kerl das ſpricht, entſteht ein großes Geſchrei auf der breiten Treppe und ein kleines ganz kleines Männlein kugelt, von Fußſtößen der Trabanten wie ein Kegel getrieben, die Stufen herab uns vor die Füße, ſchreiend nnd lamentirend. Das Volk ſammelt ſich um ihn herum, laut lachend, der Kleine zerarbeitet ſich und ſtrampelt mit den Beinen, ohne in die Höhe kommen zu können, da ſpringt aber der rothe Kerl herbei, rafft ſein Doktorchen auf, nimmt ihn in die Arme und rennt mit ihm, der immer fort aus vollem Halſe ſchreit und heult, was die Beine laufen können, fort nach dem Kanal, wo er mit ihm in die Gondel hineinſteigt und davon rudert. — Ich dachte es wohl, daß, ſo wie der Signor Baſſeggio das Meſſer anſetzen wollte an das ſchöne Händchen, der

Doge ihn die Treppe hinabſtoßen ließ. Ich dacht' aber noch weiter! — Geſchwind — ganz geſchwind' nach Hauſe — das Sälbchen kochen — hinauf damit in den herzoglichen Pallaſt! — Da ſtand ich auf der großen Treppe, mein blankes Fläſchlein in der Hand. Der alte Falieri kam gerade herab, der blitzte und pruhſtete mich an: „Was will das alte Weib hier,? — Aber da machte ich einen Knix tief — tief bis an die Erde, ſo gut es nur gehen konnte, und ſprach, daß ich wohl ein Mittelchen hätte, daß die ſchöne Dogareſſa geheilt ſeyn ſolle gar bald. So wie der Alte das hörte, blickte er mich ſtarr an mit recht entſetzlichen Augen und ſtrich ſich den grauen Bart zurecht, dann packte er mich bei beiden Schultern und ſchob mich herauf und hinein in das Gemach, daß ich beinahe der Länge nach hingeſtürzt wäre. Ach Tonino, da lag das holde Kind hingeſtreckt auf die Polſter, leichenblaß, ſeufzend und ſtöhnend vor Schmerz und leiſe klagend: „Ach nun bin ich wohl ſchon durch und durch vergiftet." Aber ich machte mich gleich darüber her und nahm das

dumme Pflaſter des einfältigen Doktors herab. O Herr des Himmels! die niedliche kleine Hand — blutroth — geſchwollen. — Nun nun — meine Salbe kühlte — linderte. — „Das thut ja wohl, ſehr wohl,“ lispelte die kranke Taube. Da rief der Marino ganz entzückt: Tauſend Zecchinen ſind dein, Alte! wenn du mir die Dogareſſa retteſt, und verließ das Zimmer. Drei Stunden hatt' ich nun da geſeſſen, die kleine Hand in meiner haltend und ſie ſtreichelnd und pflegend. Da erwachte das liebe Weibchen aus leichtem Schlummer in den ſie geſunken und fühlte keinen Schmerz mehr. Nachdem ich den neuen Verband gemacht, blickte ſie mich an mit vor Freude leuchtenden Augen. Da ſprach ich: Ei gnädige Frau Dogareſſa, ihr habt ja auch ſchon einmal einen Knaben gerettet, da ihr die kleine Schlange tödtetet, die ihn ſtechen wollte zum Tode als er ſchlief. — Tonino! da hätteſt du ſehen ſollen wie, als leuchte ein Strahl des Abendroths hinein, das blaſſe Antlitz ſich ſchnell färbte — wie die Augen funkelndes Feuer blitzten. — „Ach ja, Alte, ſprach ſie,

ach ja — ich war noch ein Kind — auf meines Vaters Landhauſe. — Ach es war ein holder lieber Knabe — o wie gedenk ich noch ſeiner — es iſt mir, als ſey ſeit der Zeit mir gar nichts Glückliches mehr begegnet.“ — Nun ſprach ich von dir, daß du in Venedig wärſt, daß du noch alle Liebe, alle Wonne jenes Augenblicks im Herzen trügeſt — daß du, nur um noch einmal in die Himmelsaugen des rettenden Engels zu ſchauen, die gefährliche Luftfahrt gewagt, daß du ihr den Blumenſtrauß gegeben hätteſt am Giovedi graſſo! — Tonino — Tonino! da rief ſie wie in Begeiſterung: „ich hab' es gefühlt — ich hab' es gefühlt — als er meine Hand an ſeine Lippen drückte, als er meinen Namen nannte — ach ich wußt' es ja nur nicht, was ſo ſeltſam mein Innerſtes durchdrang, es war wohl Luſt, aber auch zugleich Schmerz! — Bring' ihn her — her zu mir — den holden Knaben.“ — Antonio warf ſich, als die Alte dies ſprach, auf die Knie nieder, und rief wie wahnſinnig: Herr des Himmels! nur jetzt, nur jetzt laß mich nicht untergehen in irgend einem un-

geheuern Schickſal — nur nicht, bis ich ſie geſchaut, bis ich ſie an meine Bruſt gedrückt. Er wollte, daß die Alte ihn gleich andern Tages hinführen ſollte, was ſie ihm aber rund abſchlug, da der alte Falieri beinahe zu jeder Stunde die kranke Gemahlin zu beſuchen pflegte.

Mehrere Tage waren vergangen, die Dogareſſa war von der Alten ganz geheilt, aber noch immer blieb es unmöglich, den Antonio hinzuführen. So gut ſie es nur vermochte, tröſtete die Alte den Ungeduldigen, immer wiederholend, wie ſie mit der holden Annunziata von dem Antonio ſpreche, den ſie gerettet und der ſie ſo inbrünſtig liebe. Antonio, von tauſend Qualen der Sehnſucht, des Verlangens gefoltert, gondelte, lief auf den Plätzen umher. Unwillkührlich lenkten ihn ſeine Schritte immer und immer wieder nach dem herzoglichen Pallaſt. An der Brücke neben der hintern Seite des Pallaſtes, den Gefängniſſen gegenüber, ſtand Pietro auf ein buntes Ruder gelehnt, im Kanal wogte an Säulen befeſtigt eine Gondel, die zwar klein, aber

mit zierlichem Verdeck, buntem Schnitzwerk, ja mit der venetianiſchen Flagge geſchmückt war, und beinahe dem Bucentoro glich. So wie Pietro den ehemaligen Kameraden gewahrte, rief er ihm laut zu: „Ei Signor Antonio, ſeyd mir tauſendmal gegrüßt! — mit euern Zechinen iſt mir das Glück gekommen!“ Antonio fragte ganz zerſtreut, was er für ein Glück meine, erfuhr aber nichts geringeres als daß Pietro beinahe täglich in den Abendſtunden den Dogen mit der Dogareſſa hinüber gondeln mußte nach der Giudekka, wo unfern von San Giorgio Maggiore der Doge ein artiges Haus beſaß. Antonio blickte den Pietro ſtarr an, und fuhr dann ſchnell heraus: Kamerad, du kannſt wieder zehn Zechinen verdienen und mehr wenn du willſt. Laß mich deine Stelle vertreten — ich will den Dogen hinüberrudern; Pietro meinte, daß das gar nicht anginge, da der Doge ihn kenne und eben nur ihm ſich anvertrauen wolle; endlich, als Antonio mit dem wilden Zorn, wie er aus dem von tauſend Liebesqualen aufgeregten Gemüth hervorſprudelte, in ihn drang,

wie er ganz unſinnig ſchwur, daß er der Gondel nachſpringen und ihn herabreißen werde ins Meer, da rief Pietro lachend: „Ei Signor Antonio! Signor Antonio! wie habt ihr Euch verguckt in die ſchönen Augen der Dogareſſa!“ und willigte ein, daß Antonio mitkommen ſolle als ſein Gehülfe beim Rudern, er wolle die Schwere des Fahrzeugs ſo wie kränkliche Schwäche vorſchützen bei dem alten Falieri, dem ſo bei ſolcher Fahrt das Gondeln immer zu langſam ginge. Antonio rannte fort und kaum war er wieder an der Brücke in ſchlechten Schifferkleidern, mit gefärbtem Geſicht, einen langen Zwickelbart über die Lippen gehängt, als der Doge herabſtieg mit der Dogareſſa, beide in herrlichen bunten glänzenden Kleidern. „Wer iſt der fremde Menſch dort, fuhr der Doge den Pietro zornig an und nur die heiligſten Verſicherungen Pietros, daß er heute eines Gehülfen bedürfe, konnten den Alten endlich bewegen zu erlauben, daß Antonio mit gondle.

Es pflegt wohl zu geſchehen, daß gerade im Uebermaß alles Entzückens, aller Seligkeit

das Gemüth wie geſtärkt durch die Macht des Augenblicks, ſich ſelbſt bezwingt und den Flammen gebietet die aus dem Innern her- vorlodern wollen. So vermochte Antonio, dicht neben der holden Annunziata, berührt von dem Saume ihres Kleides, ſeine Liebesglut zu ver- bergen, indem er mit kräftiger Fauſt das Ruder regierte und größeres Wagſtück ſcheuend, kaum die Geliebte dann und wann flüchtig anblickte. Der alte Falieri ſchmunzelte und lächelte, küßte und ſtreichelte die kleinen weißen Händchen der holden Annunziata, legte den Arm um ihren ſchlanken Leib. Mitten auf dem Meere, als der Marcusplatz, das prächtige Venedig mit all' ſeinen ſtolzen Thürmen und Palläſten ſich vor den Schiffenden ausbreitete, da erhob der alte Falieri das Haupt und ſprach, indem er mit ſtolzen Blicken umherſchaute: Ei mein Liebchen, iſt es nicht ſchön zu ſchiffen auf dem Meer mit dem Herrn, mit dem Gemahl des Meers? — Ja mein Liebchen, ſey nicht eifer- ſüchtig auf die Gattin, die demüthig uns auf ihrem Nacken trägt. Hör' nur daß ſüße Plät- ſchern der Wellen, ſind das nicht Liebesworte,

die ſie dem Gemahl zuflüſtert, der ſie beherrſcht? — Ja ja Liebchen, du trägſt meinen Ring am Finger, aber die da unten bewahrt in ihrem tiefſten Buſen den Trauring, den ich ihr zuwarf. „Ach mein fürſtlicher Herr, fing Annunziata an, ach wie ſollte denn die kalte böſe Flut deine Gemahlin ſeyn, es wird mir gar ſchauerlich zu Muthe dabei, daß du dich dem ſtolzen herriſchen Element vermähltest.“ Der alte Falieri lachte, daß Kinn und Bart wackelten. „Aengſtige dich nicht, Täubchen, ſprach er dann, beſſer ruht ſichs ja wohl in deinen weichen warmen Armen als in dem eiskalten Schooß der Gattin da unten, aber ſchön iſts zu ſchiffen auf dem Meer mit dem Herrn des Meers.“ In dem Augenblick, als der Doge dies ſprach, fing eine ferne Muſik zu ſäuſeln an. Ueber die Meereswellen gleitend, kamen näher die Töne einer ſanften Männerſtimme, es wurden die Worte geſungen:

Ah! senza amare
Andare sul mare
Col sposo del' mare
Non púo consolare.

Andere Stimmen fielen ein und in ſtetem Wechſelgeſange wurden jene Worte immer und immer wiederholt, bis der Geſang wie im Hauch des Windes ſtarb. Der alte Falieri ſchien auf den Geſang gar nicht zu achten, er erzählte der Dogareſſa vielmehr ſehr weitläuftig, was es mit der Feierlichkeit am Himmelsfahrtstage, wenn der Doge von dem Bucentoro den Ring hinabwerfend, ſich dem Meer vermähle, für eine Bewandtniß habe.

Er ſprach von den Siegen der Republik, wie ehemals Iſtrien und Dalmatien erobert worden unter der Regentſchaft Peter Urſeolus des Zweiten, und wie in dieſer Eroberung jener Feierlichkeit erſter Urſprung liege. Achtete nun der alte Falieri aber nicht auf jenen Geſang, ſo ging dafür ſeine Erzählung ganz verloren der Dogareſſa. Die ſaß da, den Sinn ganz zugewendet den ſüßen Tönen, die über das Meer ſchwammen; ſie ſtarrte als der Geſang geendet, mit ſeltſamem Blick vor ſich hin, wie jemand der aus tiefem Traum erwacht, die Bilder noch zu ſchauen, zu deuten ſtrebt, die ihn umgaukelten. — „Senza

amare — senza amare non púo consolare liſpelte ſie leiſe und Thränen glänzten wie helle Perlen in den Himmelsaugen und Seufzer entflohen der Bruſt, die auf und niederwallte vor innerer Beklemmung. — Noch immer in vollem Schmunzeln und Lächeln fort erzählend trat der Alte, die Dogareſſa an der Seite, heraus auf die Baluſtrade vor ſeinem Hauſe bei San Giorgio Maggiore und gewahrte nicht, wie von ſeltſamen dunklen Gefühlen im Innern aufgeregt, Annunziata ſprachlos, den thränenſchweren Blick in ein fernes Land gerichtet, wie im Traume neben ihm ſtand. — Ein junger Menſch in Schifferkleidung ſtieß in ein muſchelartig gewundenes Horn, daß die Töne weit über das Meer hin hallten. Auf dies Zeichen näherte ſich eine andere Gondel. Unterdeſſen war ein Mann, der einen Sonnenſchirm trug und eine Frau heran getreten, und ſo begleitet ſchritt der Doge mit der Dogareſſa nach dem Palaſt. Jene Gondel landete, Marino Bodoeri mit vielen Perſonen, unter denen ſich Kaufleute, Künſtler, ja Leu-

te aus der niedrigſten Volksklaſſe befanden, ſtieg aus und folgte dem Doge.

Antonio konnte kaum den andern Abend erwarten, weil er auf frohe Botſchaft hoffte von ſeiner geliebten Annunziata. Endlich, endlich hinkte die Alte herein, ſetzte ſich keuchend in den Lehnſeſſel, ſchlug die dürren Knochenhände einmal über das andere zuſammen und rief: Tonino — ach Tonino, was iſt denn geſchehen mit unſerm armen Täubchen! — So wie ich heute hineintrete, liegt ſie da auf dem Polſter mit halbgeſchloſſenen Augen, das Köpfchen auf den Arm geſtützt, nicht ſchlummernd, nicht wachend, nicht krank, nicht geſund. — Ich nahe mich ihr, „ei gnädige Frau Dogareſſa, ſpreche ich, was iſt Euch denn Schlimmes begegnet? — ſchmerzt Euch wohl noch die kaum geheilte Wunde?“ — Aber da blickt ſie mich an mit Augen — Tonino! — mit Augen, wie ich ſie noch gar nicht geſehen und kaum hab' ich hineingeſchaut in die feuchten Mondesſtrahlen, ſo bergen ſie ſich hinter die ſeidnen Wimpern, wie hinter dunkles Gewölk. Und dann ſeufzt ſie aus

tiefſter Bruſt, und kehrt das holde blaſſe Antlitz der Wand zu und liſpelt leiſe, ganz leiſe, aber ſo wehmüthig, daß es mir gerade ins Herz ſticht: Amare — amare — ah senza amare! — Ich hole mir einen kleinen Stuhl, ich ſetze mich hin zu ihr, ich fange an von dir zu erzählen. — Sie hüllt ſich ein in die Polſter — die ſchnelleren und ſchnelleren Athemzüge werden zu Seufzern. — Ich ſag's ihr unverholen, daß du verkleidet bei ihr warſt in der Gondel, daß ich dich, der vor Liebe und Sehnſucht verſchmachtet, nun ungeſäumt zu ihr bringen würde. Da fährt ſie plötzlich auf von den Polſtern und indem ein Strom heißer Thränen aus ihren Augen ſtürzt, ruft ſie heftig: Um Chriſtus, um aller Heiligen willen — nein — nein ich kann ihn nicht ſehen — Alte! — ich beſchwöre dich, ſag' ihm, er ſolle niemals, niemals mehr ſich mir nahen — niemals, das ſag ihm, er ſolle Venedig verlaſſen, ſchnell verlaſſen. — „Nun, fall' ich ihr ins Wort, nun, ſo muß denn mein armer Tonino ſterben.“ Da ſinkt ſie wie von den unſäglichſten Schmerzen gefaßt in die Polſter

und ſchluchzt mit von Thränen erſtickter Stimme: Muß ich denn nicht auch ſterben des bitterſten Todes? Da trat der alte Herr Falieri ins Gemach und ich mußte mich auf ſeinen Wink entfernen. „Sie hat mich verworfen — fort — fort aufs Meer, ſchrie Antonio auf in heller Verzweifiung.“ Die Alte kicherte uud lachte nach ihrer gewöhnlichen Art und rief: Du einfältig Kind, du einfältig Kind! — wirſt du denn nicht geliebt von der holden Annunziata mit aller Inbrunſt, mit aller Liebesqual, die jemals ein weiblich Herz ergriff? — Einfältig Knäblein, morgen am tiefen Abend ſchleiche dich in den herzoglichen Palaſt. In der zweiten Gallerie rechts der großen Treppe wirſt du mich finden — und dann wollen wir ſehen was ſich weiter begibt. —

Als Antonio bebend vor Sehnſucht am andern Abend die große Treppe hinaufſchlich, war es ihm plötzlich als wolle er einen ungeheuern Frevel beginnen. Ganz betäubt vermochte er kaum zitternd und ſchwankend die Stufen zu erſteigen. Er mußte ſich dicht vor

der ihm bezeichneten Gallerie an eine Säule lehnen. Plötzlich umfloß ihn heller Fackelſchein und noch ehe er ſeinen Platz verlaſſen konnte, ſtand der alte Bodoeri dicht vor ihm, von einigen Dienern begleitet, die Fackeln trugen. Bodoeri ſah dem Jünglinge ſtarr ins Angeſicht und ſprach dann: Ha! du biſt Antonio, man hat dich her beſtellt, ich weiß es, folge mir nur! — Antonio, überzeugt, daß die Zuſammenkunft mit der Dogareſſa verrathen, folgte nicht ohne Zagen. Wie erſtaunte er, als in ein entferntes Gemach getreten, Bodoeri ihn umarmte und von dem wichtigen Poſten ſprach, der ihm anvertraut worden und denn er noch in dieſer Nacht mit Muth und Entſchloſſenheit behaupten ſolle. Sein Erſtaunen ging aber in Angſt über und Entſetzen, da er erfuhr, daß ſchon ſeit langer Zeit eine Verſchwörung wider die Signorie gereiſt, an deren Spitze der Doge ſelbſt ſtehe, daß, wie es in Falieris Hauſe auf der Giudekka beſchloſſen, noch in dieſer Nacht die Signorie fallen und der alte Marino Falieri als ſouverainer Herzog von Venedig ausgerufen wer-

werden ſolle. Antonio ſtarrte den Bodoert ſprachlos an, dieſer hielt des Jünglings Schweigen für eine Weigerung Theil zu nehmen an der Ausführung der entſetzlichen That, und rief entrüſtet: „Feigherziger Thor! aus dem Pallaſt kommſt du nun nicht mehr, entweder du ſtirbſt oder ergreiſſt mit uns die Waffen, aber ſprich erſt mit dieſem!“ Aus dem dunklen Hintergrunde des Zimmers trat eine hohe edle Geſtalt hervor. So wie Antonio das Antlitz des Mannes, den er nur erſt im Schein der Kerzen bemerken und erkennen konnte, erblickte, ſtürzte er nieder auf die Knie und rief, ganz außer ſich ſelbſt gebracht durch die nicht geahnte Erſcheinung: O heiliger Herr des Himmels! mein Vater Bertuccio Nenolo, mein theurer Pfleger! — Nenolo hob den Jüngling auf, ſchloß ihn in ſeine Arme und ſprach dann mit ſanfter Stimme: Wohl bin ich Bertuccio Nenolo, den du vielleicht auch in dem Meeresgrunde begraben glaubteſt und der erſt ſeit kurzer Zeit der ſchmählichen Gefangenſchaft des wilden Morbaſſan entgangen. Bertuccio Nenolo, der dich aufnahm und der

nicht ahnen konnte, daß die unvernünftigen Diener, die Bodoeri abſchickte, als er das ihm verkaufte Landhaus in Beſitz nehmen wollte, dich hinausſtoßen würden aus dem Hauſe. — Verblendeter Jüngling! du ſtehſt an, die Waffen zu ergreifen gegen eine despotiſche Kaſte, deren Grauſamkeit dir den Vater raubte? — Ja, gehe hin in den Hof des Fontego, es iſt deines Vaters Blut, deſſen Spuren du noch ſchauen kannſt auf den Steinen des Bodens. Als die Signorie den deutſchen Kaufleuten das Kaufhaus, welches du unter dem Namen des Fontego kennſt, übermachte, wurde Jedem, dem man Gemächer einräumte, verboten, die Schlüſſel bei der Abreiſe an ſich zu behalten, er mußte ſie bei dem Fontegaro laſſen. Dieſem Geſetz hatte dein Vater entgegengehandelt und war ſchon deshalb ſchwerer Strafe verfallen. Als nun aber bei der Rückkunft des Vaters die Gemächer geöffnet wurden, fand ſich unter ſeinen Waaren eine Kiſte venetianiſcher falſchausgeprägter Münzen. Vergebens betheuerte er ſeine Unſchuld, es war nur zu gewiß, daß irgend ein

hämiſcher Teufel, vielleicht der Fontegaro ſelbſt die Kiſte hineingebracht hatte, um deinen Vater zu verderben. — Die unerbittlichen Richter mit dem Beweiſe, daß die Kiſte in deines Vaters Gemächern gefunden, zufrieden, verurtheilten ihn zum Tode! — Auf dem Hofe des Fontego wurde er hingerichtet. — Auch du wärſt nicht mehr, wenn die treue Margarethe dich nicht rettete. — Ich, deines Vaters treueſter Freund, nahm dich auf; damit du dich der Signorie nicht ſelbſt verrathen möchteſt, verſchwieg man dir deines Vaters Namen. — Aber nun, nun Anton Dalbirger, nun iſt es Zeit, nun ergreife die Waffen und räche an den Häuptern der Signorie den ſchmählichen Tod deines Vaters.“ Antonio, vom Geiſt der Rache beſeelt, gelobte den Verſchwornen Treue und unbezwingbaren Muth. — Es iſt bekannt, daß der Schimpf, den Bertuccio Nenolo von dem über die Seerüſtungen geſetzten Dandulo, der ihm bei einem Streit ins Geſicht ſchlug, erfahren, ihn bewog, mit dem ehrgeizigen Schwiegerſohn ſich wider die Signorie zu verſchwören. Beide, Nenolo

und Boboerl wünſchten dem alten Falieri den Fürſtenmantel, um ſelbſt mit ihm zu ſteigen. — Man wollte (ſo war der Plan der Verſchwornen) die Nachricht ausbreiten, die genueſiſche Flotte liege vor den Lagunen. In der Nacht ſollte dann die große Glocke auf dem Marcusthurm gezogen und die Stadt zu erdichteten Vertheidigungen gerufen werden. Auf dieſes Zeichen ſollten die Verſchwornen, deren Anzahl beträchtlich und durch ganz Venedig verbreitet war, den Marcusplatz beſetzen, ſich der Hauptplätze der Stadt bemächtigen, die Häupter der Signorie ermorden, und den Dogen als ſouverainen Herzog von Venedig ausrufen. Der Himmel wollte aber nicht, daß dieſer Mordanſchlag gelingen und die Grundverfaſſung des bedrängten Staats durch den alten von Stolz und Uebermuth entflammten Falieri in den Staub getreten werden ſollte. Die Verſammlungen auf der Giudecca in Falieris waren der Wachſamkeit des Raths der Zehen nicht entgangen, aber unmöglich blieb es, etwas Gewiſſes zu erfahren. Da rührte einen der Verſchwornen, einen Pelzhändler

aus Piſa, Bentian geheißen, das Gewiſſen, er wollte ſeinen Freund und Gevatter, den Nicolao Leoni, der im Rathe der Zehen ſaß, vom Untergange retten. In der Abenddämmerung begab er ſich zu ihm, und beſchwor ihn in der Nacht nicht das Haus zu verlaſſen, es möge auch geſchehen was da wolle. Leoni, von Argwohn ergriffen, hielt den Pelzhändler feſt und erfuhr, als er in ihn drang, den ganzen Anſchlag. In Gemeinſchaft mit Giovanni Gradenigo und Marco Cornaro berief er nun den Rath der Zehen nach St. Salvator und von hier aus wurden in weniger als drei Stunden Maaßregeln ergriffen, die alle Unternehmungen der Verſchwornen im erſten Aufglimmen erſticken mußten.

Dem Antonio war es aufgetragen, mit einem Trupp nach dem Marcusthurm zu gehen und die Glocken anziehen zu laſſen. So wie er hinkam, fand er den Thurm ſtark beſetzt von Arſenaltruppen, die, als er ſich nahen wollte, mit Hellebarden auf ihn eindrangen. Von plötzlichem Todesſchreck ergriffen ſtäubte ſein Haufen auseinander, er ſelbſt entwiſchte

in der Dunkelheit der Nacht. Dicht hinter ſich hörte er Tritte eines Menſchen, der ihm nachſetzte, er fühlte ſich ergriffen, ſchon wollte er den Verfolger niederſtoßen, als er bei einem plötzlich aufſchimmernden Licht den Pietro erkannte. „Rette dich, rief dieſer, rette dich Antonio! in meine Gondel, es iſt Alles verrathen — Bodoeri — Nenolo — ſind in der Gewalt der Signorie — die Thore des herzoglichen Pallaſtes geſchloſſen — der Doge eingeſperrt in ſein Gemach — wie ein Verbrecher bewacht von ſeinen eignen treuloſen Trabanten — fort fort.“ — Halb ſinnlos ließ ſich Antonio hineinſchleppen in die Gondel. — Dumpfe Stimmen — Klirren der Waffen — einzelne Angſtrufe — dann trat mit der tiefſten Finſterniß der Nacht lautloſe ſchauerliche Stille ein. Am andern Morgen erblickte der von Todesſchrecken zermalmte Pöbel das entſetzliche Schauſpiel, das jedes Blut in den Adern gerinnen machte. Der Rath der Zehen hatte noch in derſelben Nacht das Todesurtheil über die Häupter der Verſchwornen, die ergriffen worden, gefällt. Erdroſſelt

wurden ſie auf dem kleinen Platze zur Seite des Pallaſtes von der Gallerie herabgelaſſen, wo der Doge ſonſt den Feierlichkeiten zuzuſchauen pflegte — ach! wo Antonio vor der holden Annunziata ſchwebte, wo ſie von ihm den Blumenſtrauß empfing. — Unter den Leichnamen befanden ſich Marino Bodoeri und Bertuccio Nenolo. Zwei Tage nachher wurde der alte Marino Falieri von dem Rathe der Zehen verurtheilt und auf der ſogenannten Rieſentreppe des Pallaſtes hingerichtet. —

Wie bewußtlos war Antonio umhergeſchlichen, niemand griff ihn an, denn niemand kannte ihn als einen der Verſchwornen. Als er des alten Falieri graues Haupt fallen ſah, da fuhr er auf, wie aus ſchwerem Todestraum. — Mit dem Schrei des wildeſten Entſetzens — mit dem Ausruf: Annunziata! ſtürzte er in den Pallaſt, durch die Gallerieen. — Niemand hielt ihn auf, die Trabanten ſtarrten ihn an wie betäubt von dem Fürchterlichen, das ſich ſo eben zugetragen. Die Alte hinkte ihm entgegen laut jammernd und klagend, ſie ergriff

ſeine Hand, noch einige Schritte und er trat mit ihr in Annunziata's Gemach. Da lag die Arme entſeelt auf den Polſtern. Antonio ſtürzte hin zu ihr, er bedeckte ihre Hände mit glühenden Küſſen, er rief die Geliebte mit den ſüßeſten, zärtlichſten Namen. Da ſchlug ſie die holden Himmelsaugen langſam auf, ſie ſah Antonio — erſt war es, als müſſe ſie ſich auf ihn beſinnen, doch plötzlich raffte ſie ſich auf, umſchlang ihn mit beiden Armen, drückte ihn an ihre Bruſt — benetzte ihn mit heißen Thränen — küßte ſeine Wangen — ſeine Lippen. „Antonio — mein Antonio — ich liebe dich unausſprechlich — ja es giebt noch einen Himmel auf Erden! — Was iſt des Vaters — des Oheims — des Gatten Tod gegen die Seligkeit deiner Liebe — o laß uns fliehen — von dieſer blutigen Mordſtätte! — So rief Annunziata, zerriſſen von dem bitterſten Schmerz und der glühendſten Liebe. Unter tauſend Küſſen, unter tauſend Thränen ſchwuren ſich die Liebenden ewige Treue, ſie vergaßen die furchtbaren Ereigniſſe der ſchrecklichſten Tage, den Blick von der Erde abgewandt

ſchauten ſie auf in den Himmel, den ihnen der Geiſt der Liebe erſchloſſen. Die Alte rieth nach Chiozza zu fliehen, Antonio wollte dann zu Lande in umgekehrter Richtung weiter herauf nach ſeinem Vaterlande. Freund Pietro verſchaffte ihm eine kleine Barke, die an der Brücke bei der hintern Seite des Pallaſtes angelegt wurde. Eingehüllt in tiefe Schleier ſchlich Annunziata als es Nacht worden, mit dem Geliebten, von der alten Margaretha, die in der Kapuze reiche Juwelenkäſtchen trug, begleitet, über die Treppen hinab. Unbemerkt kamen ſie an die Brücke, ſtiegen ſie hinein in die Barke. Antonio ergriff das Ruder und fort ging es in ſchneller rüſtiger Fahrt. Wie ein fröhlicher Liebesbote tanzte der helle Mondesſchimmer auf den Wellen vor ihnen her. Sie waren auf hoher See. Da begann es ſeltſam zu pfeifen und zu ſauſen in hoher Luft — finſtere Schatten kamen gezogen und hingen ſich wie dunkle Schleier über das leuchtende Antlitz des Mondes. Der tanzende Schimmer, der fröhliche Liebesbote ſank herab in die ſchwarze Tiefe voll dumpfer Donner.

Der Sturm erhob ſich und jagte die düſtern, zuſammengeballten Wolken mit zornigem Toben vor ſich her. Hoch auf und nieder flog die Barke. „O hilf, o Herr des Himmels!“ ſchrie die Alte. Antonio, des Ruders nicht mehr mächtig, umſchlang die holde Annunziata, die, von ſeinen glühenden Küſſen erweckt, ihn mit der Inbrunſt der ſeligſten Liebe an ihren Buſen drückte. „O mein Antonio! — o meine Annunziata!“ So riefen ſie des Sturms nicht achtend, der immer entſetzlicher tobte und brauste. Da ſtreckte das Meer, die eiferſüchtige Wittwe des enthaupteten Falieri, die ſchäumenden Wellen wie Rieſenarme empor, erfaßte die Liebenden und riß ſie ſammt der Alten hinab in den bodenloſen Abgrund! —

Als der Mann im Mantel auf dieſe Weiſe ſeine Erzählung geendet hatte, ſprang er ſchnell auf und verließ mit ſtarken raſchen Schritten das Zimmer. Die Freunde ſahen ihm ſtillſchweigend und ganz verwundert nach, dann traten ſie aufs neue vor das Gemälde. Der alte Doge ſchmunzelte ſie wieder an, in

thörigtem Prunk und faſelnder Eitelkeit, aber als ſie nun der Dogareſſa recht ins Antlitz ſchauten, da gewahrten ſie wohl, wie die Schatten eines unbekannten, nur geahnten Schmerzes auf der Lilienſtirn lagen, wie ſehnſüchtige Liebesträume unter den dunklen Wimpern hervorleuchteten und um die ſüßen Lippen ſchwebten. Aus dem fernen Meer, aus den duftigen Wolken, die San Marco einhüllten, ſchien die feindliche Macht Tod und Verderben zu drohen. Die tiefere Bedeutung des anmuthigen Bildes ging ihnen klar auf, aber auch alle Wehmuth der Liebesgeſchichte Antonio's und Annunziata's kehrte, ſo oft ſie das Bild auch noch anblicken mochten, wieder und erfüllte ihr innerſtes Gemüth mit ſüßen Schauern.

Die Freunde lobten die Erzählung und waren einſtimmig im Urtheil, daß Ottmar die wahre Geſchichte des ehrſüchtigen, unglücklichen Dogen Marino Falieri auf ächt ſerapiontiſche Weiſe benutzt habe.

Ottmar, ſprach Lothar, ließ es ſich aber ſauer werden, als er die Erzählnng ſchrieb. Denn außerdem daß ihn das hübſche Bild unſeres wackern Kolbe zu dem Ganzen begeiſtert, lag Le Bret's Geſchichte von Venedig immer aufgeſchlagen auf dem Tiſche und das ganze Zimmer hatte er mit pittoresken Anſichten von den Straßen und Plätzen Venedigs geſchmückt die er Gott weiß wo überall aufgetrieben. Deshalb iſt die Erzählung ſo individuell lokal geworden wie ſie ſeyn mußte.

Die Mitternachtsſtunde hatte geſchlagen, die Freunde ſchieden in der froheſten Stimmung.

Vierter Abſchnitt.

Vinzenz und Sylveſter hatten ſich eingefunden. Lothar hielt ihnen eine lange Rede, worinn er auf höchſt ergötzliche Weiſe ſehr weitläuftig die Pflichten eines würdigen Serapions-Bruders entwickelte: „Und nun,“ ſchloß er, „verſpricht mir, theure würdige Novizen, mittelſt feierlichen Handſchlags der Regel des heiligen Serapion treu zu ſeyn, d. h. Euer ganzes Beſtreben dahin zu richten, bey den Verſammlungen des ſchönen Bundes Euch ſo geiſtreich, lebendig, gemüthlich, anregbar und witzig zu zeigen, als es nur in Euern Kräften ſteht.“

Ich, nahm Vinzenz das Wort, ich für mein Theil verſpreche das mit voller Seele. Ich will meine ganze Haabe an Geiſt und Gemüth zur Bundes-Kaſſe tragen, aus der Ihr mich dann ernähren, ja ordentlicher Weiſe mäſten könnt. Ich will jedesmal, wenn ich bey Euch einzutreten gedenke, wie man im Sprüchwort ſagt, vorher meinem Affen reichlichen Zucker darbieten, damit er Luſt bekomme zu allerlei zierlichen Capriolen. Und da Euer Schutzpatron allen Ruhm, alle Ehre erworben durch gezlemlichen Wahnſinn, will ich mich vorzüglich bemühn ihm nachzueifern, ſo daß es dem Bunde nie an lobenswerther Tollheit fehlen ſoll. Ich kann, verlangſt du es, mein würdiger Lothar, wünſcht Ihr es, meine geſchätzteſten Serapions-Brüder mit den ſauberſten fixen Ideen wechſeln. Ich kann mir wie der Profeſſor Titel, einbilden, römiſcher Kaiſer, oder wie der Pater Sgambari, Cardinal zu ſeyn. Ich kann wie jene Frau des Trallianus glauben, das Weltall ruhe auf meinem linken Daumen oder meine Naſe ſey von Glas und leuchte in den ſchönſten Farben

priſmatiſch hinauf, an Wand und Decke, oder mich wie der kleine Schotte Donald Monro, für einen Spiegel halten, und alle Blicke, Grimaſſen, Poſituren deſſen nachmachen, der mir ins Geſicht ſchaut. Ja ich kann überzeugt ſeyn, meine anima sensitiva habe mir, wie dem Chevalier D'Epernay, den Kopf kahl geſchoren und ich flöße Euch nur Reſpekt ein durch die wenigen Haare, die ich noch auf den Zähnen behalten. — Ihr werdet als würdige Serapions-Brüder all' dieſen Wahnſinn zu ehren wiſſen! — Thut das Leute! und verfallt nicht etwa darauf mich kuriren und gar Mittel anwenden zu wollen nach der Methode des Börhave des Merkurialis des Antius von Amyda, des Friedrich Kraft, des Herrn Richter, welche ſämtlich ſattſames Prügeln anrathen und ſanftes Maulſchelliren. Und doch wirken Prügel wohlthätig auf Verſtand und Herz und beleben den Körper zu den wichtigſten Funktionen. — Was wäre aus uns geworden, hätten wir eine einzige Vokabel in den Kopf gebracht in Quinta ohne nützliches Prügeln? — Ja! ich gedenke noch daß,

wie ich in meinem zwölften Jahre Werthers Leiden geleſen, hatte ich mich ſtracks in ein dreißigjähriges Fräulein verliebte und mich todtſchießen wollte. Mein Vater heilte glücklich die zu große Reizbarkeit meines Herzens nach Rhaſes und Valuscus de Taranta, welche eine gute Tracht Schläge auf den H— als ein kräftiges Mittel wider die Liebe empfehlen. Zu gleicher Zeit weinte der Alte heiße Vaterthränen vor Freude über die Entdeckung daß ſein Söhnlein wirklich kein Eſel ſey, denn dieſes Thier wird nach bekannter Erfahrung deſto verliebter, je mehr und beſſer man es prügelt! — Und was den Körper anlangt und deſſen Funktionen! — O ruft Euch doch nur jenen Venuſiniſchen Prinzen ins Gedächtniß, deſſen Campanella erwähnt! — Der gute Fürſt konnte nicht anders zu Stuhle gehn als wenn er vorher von einem dazu ausdrücklich beſoldeten Mann erklecklich abgeprügelt worden! —

O aller Fabulanten ergötzlichſter Fabulant, rief Theodor, du ganzes Geſchwornengericht des ſkurilen Spaßes, wie luſtig verführſt du

deine

deine Capriolen und Courbetten! Aber thue das immerhin — Blitze hinein, ſollte es manchmal zu ſtill und dunkel unter uns werden mit den abſonderlichſten Redensarten und belebe vorzüglich unſern Sylveſter, der nach ſeiner gewöhnlichen Art und Weiſe bis jetzt noch kein einziges Wort geſprochen.

Ueberhaupt, ſprach Ottmar, habe ich mich kaum überzeugen können, daß es wirklich Sylveſter iſt der dort auf dem Stuhle ſitzt und uns ſo freundlich anlächelt. Denn ganz unmöglich ſcheint es mir, daß er ſobald seinen ländlichen Aufenthalt verlaſſen konnte, deſſen Vorzüge vor unſerer Stadt er ſo hoch pries und ich denke immer, am Ende iſt es nur ein hübſcher Spuk und Sylveſter verſchwindet uns plötzlich vor unſern ſehenden Augen in den zierlichen Dampfwolken die er aus dem Zigarro bläſ't! —

Gott behüte und bewahre, rief Sylveſter lachend, glaubſt Du denn daß ich friedlicher ruhiger Mann mich umgeſetzt habe in einen Hexenkerl, der ehrliche Leute neckt mit ſeiner werthen Perſon? Glaubſt Du, daß ich die

mindeſte Anlage habe zu einem Philadelphia oder Svedenborg? — Beklagſt Du Dich Theodor, über meine Wortkargheit, ſo wiſſe, daß ich gerade heute mit Bedacht den Athem ſpare, weil ich nichts geringeres im Sinn trage, als Euch eine ziemlich lange Erzählung vorzuleſen, zu der mich ein ſehr hübſches Bild unſeres wackern Karl Kolbe entzündete und die ich während meines ländlichen Aufenthalts niederſchrieb. — Wunderſt Du Dich darüber, Ottmar, daß ich, unerachtet ich die Muße des Landlebens ſo hoch ſtelle, doch wieder hieher kam, ſo bedenke, daß, iſt auch das ewige raſtloſe Gewühl, die leere Geſchäftigkeit der großen Stadt meinem ganzen innern Weſen zuwider, ich doch auch dagegen, will ich als Dichter und Schriftſteller beſtehen mancher Anregung bedarf, die ich nur hier finde. Jene Erzählung, die ich für gut halte, wäre nimmermehr entſtanden, hätte ich nicht Kolbes Bild auf der Kunſtausſtellung geſchaut, und hätte ich nachher mich nicht der Muße des Landlebens hingegeben.

Sylveſter hat Recht, nahm Lothar das Wort, wenn er als Schauſpiel als Romandichter die Anregungen in dem bunten Gewühl der großen Stadt, ſucht und dann dem Geiſt ruhige Muße gönnt das zu ſchaffen wozu er angeregt worden. Jenes Bild konnte Sylveſter auch auf dem Lande ſchauen, aber nicht die lebendigen Perſonen, die ſich darum herbewegten und in die hinein jene gemahlten Perſonen des Bildes traten. Dichter jener Art dürfen ſich nicht zurückziehen in die Einſamkeit, ſie müſſen in der Welt leben, in der bunteſten Welt, um ſchauen und auffaſſen zu können ihre unendlich mannigfachen Erſcheinungen! —

Ha! rief Vinzenz, wie jauchzt der Herr von Jaques im Shakspeare, als er den Monſieur Probſtein im Walde gefunden? — Ein Narr, ein Narr! — Ich traf 'nen Narrn im Walde, 'nen ſcheckigen Narrn — o jämmerliche Welt. So jauchze ich: ein Poet! — ein Poet! — ich traf einen Poeten! — Der taumelte zu hoher Mittagszeit aus dem dritten Weinhauſe, ſchaute hinauf mit den

trunkfeuchten Augen zur Sonne, rief begeiſtert: o ſüßes mildes Mondenlicht, wie fallen Deine Strahlen in mein Innres hinein und erleuchten ſattſam die ganze Welt, die ich darinn hege und pflege! — Wandle vor mir her, wackres Geſtirn damit ich nach dem Ort hinſteure wo mir Lebenserfahrung, Menſchenkenntniß zuſtrömt in Fülle zum nützlichen Gebrauch — Charakter! — lebendige Zeichnung ohne Studien nicht möglich — Herrliches Getränk, vortrefflicher Eilfer der die Herzen erſchließt und die Fantaſie entzündet! — Ja er lebt in mir, der dort in jenem Zimmer Salami genießt. Es iſt ein großer hagrer Mann, trägt einen blauen Frack mit gelben Knöpfen, engliſche Stiefel, ſchnupft Taback aus einer ſchwarz, lackirten Doſe, ſpricht geläufig Deutſch und iſt daher, unerachtet jener Stiefel und der italiäniſchen Wurſt ein deutſcher herrlicher lebensvoller Charakter für meinen neueſten Roman! — Aber — mehr Menſchenkenntniß — mehr Charaktere! — Und damit lief mein Poet mit günſtigem Winde ein, in die Bucht des vierten Weinhauſes! —

Schweige, rief Lothar, ſchweige Du Olivarius Textdreher! — So nenne ich Dich, weil Du mir in der That meinen ganzen Text verdrehſt! — Ich weiß recht gut, was Du mit Deinem trunknen Poeten, der Lebenserfahrung in den Weinhäuſern ſammelt und mit ſeinem Mann im blauen Frack meinſt, und mag über dieſes Thema gar nichts mehr ſagen. Aber ganz andere Leute glauben ebenfalls, daß ſie, haben ſie die Perſönlichkeit dieſes, jenes unbedeutenden Subjekts das ihnen in den Weg kam, genau abgeſchrieben, ins Leben greifende Charaktere aufſtellten. Mit dem beſonderen Zopf, den dieſer, jener alte Mann trägt, mit der Farbe, in die ſich dieſes, jenes Mädchen kleidet, iſt es noch gar nicht gethan. Es gehört ein eigner Sinn, ein durchdringender Blick dazu, die Geſtalten des Lebens in ihrer tieferen Eigenthümlichkeit zu erſchauen und auch mit dieſem Erſchauen iſt es noch nicht gethan. All die aufgefaßten Bilder wie ſie im ewigen bunten Wechſel ſich ihm zeigten bringt der Geiſt, der in dem wahren Dichter wohnt, erſt auf die Kapelle

und wie aus dem Niederſchlag des Chemiſchen Prozeſſes gehen als Subſtrat die Geſtalten hervor, die der Welt, dem Leben in ſeiner ganzen Extenſion angehören. Das ſind die wunderbaren Perſonen, die ohne Rückſicht auf Ort, auf Zeit ein jeder kennt, mit denen ein jeder befreundet iſt, die fort und fort unter uns lebendig wandeln! — Darf ich wohl des herrlichen Sancho Panſa, des Fallſtaff erwähnen? — Und weil Du, Vinzenz, gerade vom blauen Frack ſprachſt, es iſt wohl ein eigen Ding, daß die Geſtalt, die der wahre Dichter auf jene Weiſe ſchuf, ſich von ſelbſt ganz artig und ihrem Charakter gemäß kleidet — Ey, ſprach Ottmar, das iſt im Leben auch nicht anders. Gewiß haben wir alle bey irgend einer beſondern Erſcheinung, die uns in den Weg trat, ſehr lebhaft gefühlt, daß der Mann vermöge ſeines ganzen Weſens nun ganz unmöglich eine andere Mütze, einen andern Hut, einen anderen Rock tragen dürfe als wie er ihn eben trägt. Daß dies geſchieht iſt eben nicht ſo wunderbar als daß wir es erkennen.

Liegt, unterbrach Cyprian den Freund, liegt es denn aber nicht bloß in unſerer Erkenntniß daß es geſchieht? — O Spitzfündigkeit ohne Gleichen, rief Vinzenz. Und, ſprach Sylveſter mit lebhafteren Ton als es ſonſt ſeine Art war, und Alles was Lothar behauptet iſt doch ſo wahr, ſo recht aus meiner Seele genommen. — Vergeßt aber nicht, daß nächſt unſerm erquicklichen Zuſammenſeyn ich auch auf dem Lande einen Genuß entbehre, der mein ganzes Weſen, es ganz und gar durchdringend, hoch erhebt. Ich meine nichts anders als die mannigfachen muſikaliſchen Produktonen, die Aufführungen der herrlichſten Meiſterwerke des Geſanges. Erſt heute hat mich Beethovens Meſſe, die, wie Ihr wißt, in der katholiſchen Kirche aufgeführt wurde, wahrlich im höchſten Sinn des Worts ergriffen.

Und das, ſprach Cyprian mürriſch, verwundert mich nur deshalb nicht, weil Dir, Sylveſter, die Entbehrung dergleichen Dinge im beſſern Licht erſcheinen läßt. Dem Hungrigen ſchmekt die geringere Koſt. Denn

aufrichtig geſagt, Beethoven hat in ſeinem Hochamt eine gar hübſche auch wohl geniale Muſik geliefert aber nur durchaus kein Hochamt. — Wo iſt der ſtrenge Kirchenſtyl geblieben! —

Ich weiß es ſchon, nahm Theodor das Wort, Du Cyprian! ſtatuirſt nur die alten Tonſetzer, erſchrickſt in der Kirchen-Partitur vor allen ſchwarzen Noten und treibſt die Strenge gegen alles Neuere bis zur Ungerechtigkeit.

Wahr iſt es indeſſen, ſprach Lothar, daß in Beethovens Meſſe mir vieles zu jubilirend zu irdiſch jauchzend klingt. Ueberhaupt möcht' ich wiſſen woher die völlige mit einander kontraſtirende Verſchiedenheit des Geiſtes liegt in dem die Meiſter die einzelnen Sätze des Hochamts komponirt haben?

Ey, rief Sylveſter, das iſt es auch, was mir ſo oft als unerklärlich aufgefallen iſt. Man ſollte meinen, daß z. B. die Worte: Benedictus qui venit in nomine domini, nur auf gleiche fromme ruhige Weiſe geſetzt werden könnten und doch weiß ich nicht allein, daß

dieſe Worte von den größten Meiſtern in ganz verſchiedenem Charakter komponirt worden ſind, ſondern auch daß, von den verſchiedenſten Empfindungen durchdrungen, ich niemals die Compoſition dieſes, jenes großen Mannes, als verfehlt zu verwerfen vermochte. — Theodor könnte uns hierüber aufklären.

Das wollte ich wohl, ſprach Theodor ſo gut ich's vermag, aber ich müßte Euch eine kleine Abhandlung vortragen, die mit ihrem Ernſt ſonderbar abſtechen würde gegen die luſtige Weiſe, in der heute unſere Verſammlung begann.

Iſt es, erwiederte Ottmar, iſt es denn nicht eben recht ſerapionsmäßig, daß Ernſt und Scherz wechſele? Sprich Dich daher nur getroſt aus Theodor, über einen Gegenſtand, der uns Alle, nehme ich etwa unſern Vinzenz aus, der nichts von der Muſik verſteht, höchlich intereſſirt. — Ich bitte auch den neuen Serapions-Bruder Vinzenz, daß er den ſkurilen Spaß, der ihm eben auf den Lippen ſchwebt, verſchlucke und unſern Redner nicht unterbreche! —

O Serapion! ſeufzte Vinzenz mit aufwärts gerichtetem Blick; Theodor begann aber ohne weiteres in folgender Art.

Das Gebet, die Andacht, regt gewiß das Gemüth, nach ſeiner eigenthümlich in ihm herrſchenden oder auch augenblicklichen Stimmung, wie ſie von phyſiſchem oder pſychiſchem Wohlſeyn, oder von eben ſolchem Leiden erzeugt wird auf. Bald iſt daher die Andacht, innere Zerknirſchung bis zur Selbſtverachtung und Schmach, Hinſinken in den Staub vor dem vernichtenden Blitzſtrahl des, dem Sünder zürnenden Herrn der Welten, bald kräftige Erhebung zu dem Unendlichen, kindliches Vertrauen auf die göttliche Gnade, Vorgefühl der verheißenen Seeligkeit. Die Worte des Hochamts geben in einem Cyklus nur den Anlaß, höchſtens den Leitfaden der Erbauung und in jeder Stimmung werden ſie den richtigen Anklang in der Seele erwecken. Im Kyrie wird die Barmherzigkeit Gottes angerufen; das Gloria preiſet ſeine Allmacht und Herrlichkeit, das Credo ſpricht den Glauben aus, auf den die fromme Seele feſt bauet

und nachdem im Sanctus und Benedictus die Heiligkeit Gottes erhoben und Seegen denen verheißen worden, die voll Vertraun ſich ihm nahen, wird im Agnus und im Dona noch zum Mittler gefleht, daß er Beruhigung und ſeinen Frieden ſchenke der frommen glaubenden, hoffenden Seele. Schon dieſer Allgemeinheit wegen, die der tieferen Beziehung, der inneren Bedeutung, welche ein jeder nach ſeiner individuellen Gemüths⸗ſtimmung hineinlegt, nicht vorgreift, ſchmiegt ſich der Text der mannigfaltigſten muſikaliſchen Behandlung an und eben deshalb giebt es ſo ganz, in Charakter und Haltung von einander abweichende Kyrie, Gloria u. ſ. w. Man vergleiche nur z. B. die beiden Kyrie in den Meſſen aus C dur und D Moll von Joſeph Haydn und eben ſo ſeine Benedictus. — Schon hieraus folgt, daß der Componiſt der, wie es ſtets ſeyn ſollte, von wahrer Andacht begeiſtert zur Compoſition eines Hoch⸗amts ſchreitet, die individuelle religiöſe Stim⸗mung ſeines Gemüths, der ſich jedes Wort willig ſchmiegt, vorherrſchen und ſich durch das

Miserere, Gloria, Qui tollis u. ſ. w. nicht zum bunten Gemiſch des herzzerſchneidendſten Jammers der zerknirſchten Seele mit jubilirendem Geklingel verleiten laſſen wird. Alle Arbeiten dieſer letzten Art, wie ſie in neuerer Zeit auf höchſt frivole Weiſe gemacht wurden, ſind Mißgeburten von einem unreinen Gemüth erzeugt, die ich eben ſo lebhaft verwerfe als Cyprian. Aber hohe Bewundrung zolle ich den herrlichen Kirchen-Compoſitionen Michael und Joſeph Haydns, Haſſes, Naumanns u. a. ohne der alten Werke der frommen italiäniſchen Meiſter (Leo, Durante, Benevoli, Perli u. a.) zu vergeſſen, deren hohe würdige Einfachheit, deren wunderbare Kunſt ohne bunte Ausweichungen eingreifend ins Innerſte zu moduliren, in neuerer und neueſter Zeit ganz verloren gegangen zu ſeyn ſcheint. Daß, ohne an den urſprünglichen reinen Kirchenſtyl ſchon deshalb feſthalten zu wollen, weil das Heilige den bunten Schmuck irdiſcher Spitzfündigkeiten verſchmäht, auch ſchon jene einfache Muſik in der Kirche muſikaliſch mehr wirkt, iſt nicht zu bezweifeln, da

die Töne, je ſchneller ſie aufeinander folgen deſto mehr im hohen Gewölbe verhallen und das Ganze undeutlich und unverſtändlich machen. Daher zum Theil die große Wirkung des Chorals in der Kirche. Mit Dir Cyprian räume ich auch den erhabenen Kirchengeſängen aus der älteren Zeit, ſchon ihres wahrhaft heiligen immer feſtgehaltenen Styls halber den Vorzug vor der neueren Kirchenmuſik unbedingt ein, indeſſen bin ich doch der Meinung, daß man mit dem Reichthum den die Muſik, was hauptſächlich die Anwendung der Inſtrumente betrifft, in neuerer Zeit erworben, in der Kirche zwar nicht prunkenden Staat treiben dürfe, ihn doch aber auf edle, würdige Weiſe anwenden könne. Das gewagte Gleichniß, daß die ältere Kirchenmuſik der Italiäner ſich zu der neueren deutſchen verhalte wie die Peterskirche zum Straßburger Münſter, möchte ziemlich treffend ſeyn. Die grandioſen Verhältniſſe jenes Baues erheben das Gemüth, indem ſie commenſurabel bleiben; aber mit einer ſeltſamen inneren Beunruhigung ſtaunt der Beſchauer den Münſter an, der

ſich in den kühnſten Windungen, in den ſonderbarſten Verſchlingungen bunter phantaſtiſcher Figuren und Zierrathen hoch in die Lüfte erhebt. Allein ſelbſt dieſe Unruhe regt ein, das Unbekannte, das Wunderbare ahnendes Gefühl auf und der Geiſt überläßt ſich willig dem Traume, in dem er das Ueberirdiſche, das Unendliche zu erkennen glaubt. Nun! und eben dies iſt ja der Eindruck des Rein-Romantiſchen wie es in Mozarts in Haydns Kompoſitonen lebt und webt. — Daß es jetzt einem Komponiſten nicht ſo leicht gelingen wird in jenem hohen einfachen Styl der alten Italiener einen Kirchen Geſang zu ſetzen iſt leicht zu erklären. Nicht daran denken will ich, daß der wahrhafte fromme Glaube, der jenen Meiſtern die Kraft gab das Heiligſte in hohen würdigen Tönen zu verkünden, wohl ſelten in dem Gemüth des Künſtlers aus der neueſten Zeit wohnen dürfte, ich will nur des Unvermögens das der Mangel des wahren Genies herbeiführt und dann eben ſo des Mangels an Selbſtverleugnung erwähnen. Regt nicht in der höchſten Einfachheit der

tiefe Genius ſeine kräftigſten Schwingen? Wer aber läßt auch nicht gern den Reichthum der ihm zu Gebote ſteht, vor Aller Augen glänzen und iſt zufrieden mit dem Beifall des einzelnen Kenners, dem auch ohne Prunk das Gediegene, das Liebſte oder vielmehr das einzig Liebe iſt? Dadurch daß man anfing ſich überall derſelben Mittel des Ausdrucks zu bedienen, iſt es nun beinahe dahin gekommen, daß es gar keinen Styl mehr giebt. In der komiſchen Oper hört man oft feierliche gravitätiſch daher ſchreitende Sätze, in der ernſten Oper tändelnde Liedchen und in der Kirche Oratorien und Aemter nach Opernzuſchnitt. Aber es gehört auch eine ſeltene Tiefe des Geiſtes, ein hoher Genius dazu, ſelbſt bey der Anwendung des figurirteſten Geſanges, des ganzen Reichthums der Inſtrumente ernſt und würdevoll, kurz, kirchenmäßig zu bleiben. Mozart, ſo galant er in ſeinen beiden bekannteren Meſſen aus C dur iſt, hat im Requiem jene Aufgabe herrlich gelöſt: es iſt dies in Wahrheit eine romantiſch heilige Muſik, aus dem Innerſten des Meiſters

hervorgegangen. Wie vortrefflich auch Haydn in manchem ſeiner Aemter von dem Heiligſten und Erhabenſten in herrlichen Tönen redet, darf ich wohl nicht erſt ſagen, obgleich man ihm mit Recht hier und da manche Spielerei vorwerfen mag. — So wie ich nur vernahm, Beethoven habe ein Amt geſetzt, ehe ich eine Note davon gehört oder geleſen hatte, vermuthete ich gleich, daß, was Styl und Haltung betrifft, der Meiſter ſich den alten Joſeph zum Vorbilde nehmen würde. Und doch fand ich mich getäuſcht in Anſehung deſſen wie Beethoven die Worte des Hochamts aufgefaßt hat. Beethovens Genius bewegt ſonſt gern die Hebel des Schauers, des Entſetzens. So, dachte ich, würde auch die Anſchauung des Ueberirdiſchen ſein Gemüth mit innerem Schauer erfüllen und er dies Gefühl in Tönen ausſprechen. Im Gegentheil hat aber das ganze Amt den Ausdruck eines kindlich heitern Gemüths, das auf ſeine Reinheit bauend, gläubig der Gnade Gottes vertraut und zu ihm fleht wie zu dem Vater, der das Beſte ſeiner Kinder will und

ihre

ihre Bitten erhört. Nächſt dieſem allgemeinen Charakter der Kompoſition iſt die innere Struktur, ſo wie die verſtändige Inſtrumentirung, wenn man nur einmal von der Tendenz, wie ich ſie erſt Hinſichts des in der Kirche anzuwendenden muſikaliſchen Reichthums aufſtellte, ausgeht, ganz des genialen Meiſters würdig.

Aber eben dieſe Tendenz, nahm Cyprian das Wort, iſt nach meiner Ueberzeugung ganz verkehrt und kann zur ruchloſen Entheiligung des Höchſten führen. — Laß mich es ſagen wie ich über Kirchenmuſik denke, und Du wirſt finden daß ich wenigſtens mit mir ſelbſt darüber ganz im Reinen bin. — Keine Kunſt, glaube ich, geht ſo ganz und gar aus der inneren Vergeiſtigung des Menſchen hervor, keine Kunſt bedarf nur einzig rein geiſtiger ätheriſcher Mittel, als die Muſik. Die Ahnung des Höchſten und Heiligſten, der geiſtigen Macht, die den Lebensfunken in der ganzen Natur entzündet, ſpricht ſich hörbar aus im Ton und ſo wird Muſik, Geſang, der Ausdruck der höchſten Fülle des Daſeins — Schöpferlob!

— Ihrem innern eigenthümlichen Weſen nach iſt daher die Muſik religiöſer Cultus und ihr Urſprung einzig und allein in der Religion, in der Kirche zu ſuchen und zu finden. Immer reicher und mächtiger ins Leben tretend, ſchüttete ſie ihre unerſchöpflichen Schätze aus über den Menſchen und auch das Profane durfte ſich dann, wie mit kindiſcher Luſt in dem Glanz putzen, mit dem ſie nun das Leben ſelbſt in all' ſeinen kleinen und kleinlichen irdiſchen Beziehungen durchſtrahlte. Aber ſelbſt das Profane erſchien in dieſem Schmuck, wie ſich ſehnend nach dem göttlichen höheren Reich und ſtrebend einzutreten in ſeine Erſcheinungen. — Eben dieſes ihres eigenthümlichen Weſens halber konnte die Muſik nicht das Eigenthum der antiken Welt ſeyn, wo alles auf ſinnliche Verleiblichung ausging, ſondern mußte dem modernen Zeitalter angehören. Die beiden einander entgegengeſetzten Pole des Heidenthums und des Chriſtenthums ſind in der Kunſt die Plaſtik und die Muſik. Das Chriſtenthum vernichtete jene und ſchuf dieſe ſo wie die ihr zunächſt ſtehende Malerei. In

der Malerei kannten die Alten weder Perſpektive noch Colorit, in der Muſik weder Melodie noch Harmonie. Melodie nehme ich im höhern Sinn als Ausdruck des inneren Affekts, ohne Rückſicht auf Worte und ihren rythmiſchen Verhalt. Aber es iſt nicht dieſe Mangelhaftigkeit, die etwa nur die geringere Stufe auf der damals Muſik und Malerei ſtanden, bezeichnet, ſondern, wie in unfruchtbarem Boden ruhend, nicht entfalten konnte ſich der Keim dieſer Künſte, der im Chriſtenthum herrlich aufging und Blüthen und Früchte trug in üppiger Fülle. Beide Künſte, Muſik und Malerei, behaupteten in der antiken Welt nur ſcheinbar ihren Platz: ſie wurden von der Gewalt der Plaſtik erdrückt, oder vielmehr in den gewaltigen Maſſen der Plaſtik konnten ſie keine Geſtalt gewinnen; beide Künſte waren nicht im mindeſten das, was wir jetzt Malerei und Muſik nennen, ſo wie die Plaſtik durch die, jeder Verleiblichung entgegen ſtrebende Tendenz der chriſtlichen Welt, gleichſam zum Geiſtigen verflüchtigt, aus dem körperlichen Leben entwich. Aber

ſelbſt der erſte Keim der heutigen Muſik, in dem das heilige nur der Chriſtlichen Welt auflösbare Geheimniß verſchloſſen, konnte ſchon der antiken Welt nur nach ſeiner eigenthümlichſten Beſtimmung, d. h. zum religiöſen Kultus dienen. Denn nichts anders als dieſer waren ja ſelbſt in der frühſten Zeit ihre Dramen, welche Feſt-Darſtellungen der Leiden und Freuden eines Gottes enthielten. Die Deklamation wurde von Inſtrumentiſten unterſtützt und ſchon dieſes beweiſet, daß die Muſik der Alten rein rythmiſch war, wenn ſich nicht auch anderweitig darthun ließe, daß, wie ich ſchon vorhin ſagte, Melodie und Harmonie, die beiden Angeln, in denen ſich unſere Muſik bewegt, der antiken Welt unbekannt blieben. Mag es daher ſeyn daß Ambroſius und ſpäter Gregor um das Jahr fünfhundert und ein und neunzig antike Hymnen den chriſtlichen Hymnen zum Grunde legten und daß wir die Spuren jenes bloß rythmiſchen Geſanges noch in dem ſogenannten Canto Fermo, in den Antiphonien antreffen: ſo heißt das doch nichts anders, als daß ſie

den Keim, der ihnen überkommen, benutzten und es bleibt gewiß, daß das tiefere Beachten jener antiken Muſik nur für den forſchenden Antiquar Interreſſe haben kann, den ausübenden praktiſchen Componiſten ging aber die heiligſte Tiefe ſeiner herrlichen ächtchriſtlichen Kunſt erſt da auf, als in Italien das Chriſtenthum in ſeiner höchſten Glorie ſtrahlte und die hohen Meiſter in der Weihe göttlicher Begeiſterung das heiligſte Geheimniß der Religion in herrlichen nie gehörten Tönen verkündeten. — Merkwürdig iſt es, daß bald nachher, als Guido von Arezzo tiefer in die Geheimniſſe der Tonkunſt eingedrungen, dieſe den Unverſtändigen ein Gegenſtand mathematiſcher Spekulationen und ſo ihr eigenthümliches inneres Weſen, als es kaum begonnen ſich zu entfalten, verkannt wurde. Die wunderbaren Laute der Geiſterſprache waren erwacht und hallten hin über die Erde; ſchon war es gelungen, ſie feſtzubannen, die Hieroglyphe des Tons in ſeiner melodiſchen und harmoniſchen Verkettung war gefunden. Ich meine die Muſikſchrifft der Noten. Aber nun galt die Bezeich-

nung für das Bezeichnete ſelbſt; die Meiſter vertieften ſich in harmoniſche Künſteleien und auf dieſe Weiſe hätte die Muſik, zur ſpekulativen Wiſſenſchaft entſtellt, aufhören müſſen Muſik zu ſeyn. Der Kultus wurde, als endlich jene Künſteleien aufs Höchſte geſtiegen waren, durch das, was ſie ihm als Muſik aufdrang, entweiht, und doch war dem, von der heiligen Kunſt durchdrungenen Gemüth nur die Muſik wahrer Kultus. So konnte es alſo nur ein kurzer Kampf ſeyn, der mit dem glorreichen Siege der ewigen Wahrheit über das Unwahre endete. Ausgeſöhnt mit der Kunſt wurde der Pabſt Marcellus der zweite, der im Begriff ſtand alle Muſik aus den Kirchen zu verbannen, ſo aber dem Kultus den herrlichſten Glanz zu rauben, als der hohe Meiſter Paleſtrina, ihm die heiligen Wunder der Tonkunſt in ihrem eigenthümlichſten Weſen erſchloß Auf immer wurde nun die Muſik der eigentlichſte Kultus der katholiſchen Kirche und ſo war damals die tiefſte Erkenntniß jenes innern Weſens der Tonkunſt in dem frommen Gemüth der Meiſter aufgegangen

und in wahrhaftiger heiliger Begeiſterung ſtrömten aus ihrem Innern ihre unſterblichen unnachahmlichen Geſänge. Du weißt Theodor, daß die ſechsſtimmige Meſſe, die Paleſtrina damals (es war ja wohl im Jahr 1555?) komponirte um dem erzürnten Pabſt wahre Muſik hören zu laſſen, unter dem Namen Missa Papae Marcelli ſehr bekannt geworden iſt. Mit Paleſtrina hob unſtreitig die herrlichſte Periode der Kirchenmuſik, mithin der Muſik überhaupt an, die ſich beinahe zweihundert Jahre bey immer zunehmendem Reichthum in ihrer frommen Würde und Kraft erhielt, wiewohl nicht zu läugnen iſt, daß ſchon in dem erſten Jahrhundert nach Paleſtrina jene hohe unnachahmliche Einfachheit und Würde ſich in eine gewiſſe Eleganz verlor, um die ſich die Componiſten bemühten. Welch ein Meiſter iſt Paleſtrina! — Ohne allen Schmuck, ohne melodiſchen Schwung folgen in ſeinen Werken meiſtens vollkommen konſonirende Akkorde aufeinander, von deren Stärke und Kühnheit das Gemüth mit unnennbarer Gewalt ergriffen und zum Höchſten erhoben wird. —

Die Liebe, der Einklang alles Geiſtigen in der Natur, wie er dem Chriſten verheißen, ſpricht ſich aus im Akkord, der daher auch erſt im Chriſtenthum zum Leben erwachte, und ſo wird der Akkord, die Harmonie, Bild und Ausdruck der Geiſtergemeinſchaft, der Vereinigung mit dem Ewigen, dem Idealen, das über uns thront und doch uns einſchließt. Am reinſten, heiligſten, kirchlichſten muß daher die Muſik ſeyn, welche nur als Ausdruck jener Liebe aus dem Innern aufgeht, alles Weltliche nicht beachtend und verſchmähend. So ſind aber Paleſtrina's einfache, würdevolle Werke die in der höchſten Kraft der Frömmigkeit und Liebe empfangen das Göttliche verkünden mit Macht und Herrlichkeit. Auf ſeine Muſik paßt eigentlich das, womit die Italiäner das Werk manches, gegen ihn ſeichten, ärmlichen Componiſten bezeichneten; es iſt wahrhafte Muſik aus der andern Welt — Musica del' altro mondo.

Die Folge conſonirender, vollkommener Dreiklänge iſt uns jetzt in unſerer Verweichlichung ſo fremd geworden, daß mancher deſſen

Gemüth dem Heiligen ganz verſchloſſen, darinn nur die Unbehülflichkeit der techniſchen Struktur erblickt. Indeſſen auch ſelbſt von jeder höheren Anſicht abgeſehen, nur das beachtend, was man im Kreiſe des Gemeinen Wirkung zu nennen pflegt, liegt es am Tage, daß wie Du ſchon erſt bemerkteſt, Theodor! in der Kirche, in dem großen weithallenden Gebäude, gerade alles Verſchmelzen durch Uebergänge, durch kleine Zwiſchennoten, die Kraft des Geſanges bricht. In Paleſtrinas Muſik trifft jeder Akkord den Zuhörer mit der ganzen Gewalt, und die künſtlichſten Modulationen werden nie ſo, wie eben jene kühnen, gewaltigen, wie blendende Strahlen hereinbrechenden, Akkorde, auf das Gemüth zu wirken vermögen. Paleſtrina iſt einfach, wahrhaft, kindlich fromm, ſtark und mächtig, ächtchriſtlich in ſeinen Werken wie in der Malerei Pietro von Cortona und unſer Albrecht Dürer. Sein Componiren war Religionsübung. Doch will ich auch nicht der hohen Meiſter, Caldara, Barnabei, Scarlatti, Marcello, Lotti, Parpora, Bernardo, Leo,

Valotti u. a. vergeſſen die alle ſich einfach würdig und kräftig erhielten. — Lebhaft geht in dieſem Augenblick die Erinnerung an die ſiebenſtimmige alla Capella geſetzte Meſſe des Aleſſandro Scarlatti in mir auf, die Du einmahl Theodor unter deiner Leitung von deinen guten Schülern und Schülerinnen ſingen ließeſt. Dies Hochamt iſt ein Muſter des wahren mächtigen Kirchenſtyls, unerachtet es ſchon den melodiſchen Schwung, den die Muſik zu der Zeit (1705) gewonnen, in ſich hat.

Und, ſprach Theodor, des mächtigen Händel, des unnachahmlichen Haſſe des tiefſinnigen Sebaſtian Bach gedenkſt Du gar nicht?

Ey, erwiederte Cyprian, dieſe rechne ich eben noch ganz zu der heiligen Schaar, deren Inneres die Kraft des Glaubens ſtärkte und der Liebe. Eben dieſe Kraft ſchuf die Begeiſterung in der ſie in Gemeinſchafft traten mit dem Höheren und entflammt wurden zu den Werken, die nicht weltlicher Abſicht dienen, ſondern nur Lob und Preis der Religion, des

höchſten Weſens, ſeyn ſollten. Daher tragen jene Werke das Gepräge der Wahrhaftigkeit und kein ängſtliches Streben nach ſogenannter Wirkung, keine geſuchte Spielerei und Nachäffung entweiht das rein vom Himmel Empfangene, daher kommt nichts vor von den ſogenannten frappirenden Modulationen, von den bunten Figuren, von den weichlichen Melodien, von dem kraftloſen verwirrenden Geräuſch der Inſtrumente, das den Zuhörer betäuben ſoll, damit er die innere Leere nicht bemerke, und daher wird nur von den Werken dieſer Meiſter und der wenigen die noch in neuerer Zeit treue Diener der von der Erde verſchwundenen Kirche blieben, das fromme Gemüth wahrhaft erhoben und erbaut. Ich will auch hier des herrlichen Meiſters Faſch gedenken, der der alten frommen Zeit angehört und deſſen tiefſinnige Werke nach ſeinem Tode von der leichtſinnigen Menge ſo wenig beachtet wurden, daß die Herausgabe ſeiner ſechszehnſtimmigen Meſſe aus Mangel an Unterſtützung nicht einmal zu Stande kam. —

Sehr Unrecht thuſt du mir, Theodor! wenn du glaubſt, daß mein Sinn verſchloſſen iſt für die neuere Muſik. Haydn, Mozart, Beethoven entfalteten in der That eine neue Kunſt, deren Keim ſich wohl eben erſt in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zeigte. Daß der Leichtſinn, der Unverſtand mit dem erworbenen Reichthum übel haushaltete, daß endlich Falſchmünzer ihrem Rauſchgolde das Anſehen der Gediegenheit geben wollten, war nicht die Schuld jener Meiſter, in denen ſich der Geiſt herrlich offenbarte. Wahr iſt es, daß beinahe in eben dem Grade, als die Inſtrumental-Muſik ſtieg, der Geſang vernachläſſigt wurde und daß mit dieſer Vernachläſſigung, jenes völlige Ausgehn der guten Chöre, das von mancher kirchlichen Einrichtung (Aufhebung der Klöſter u. ſ. w.) herrührte, gleichen Schritt hielt; daß es unmöglich iſt, jetzt zu Paleſtrina's Einfachheit und Größe zurückzukehren bleibt ausgemacht, in wie fern aber der neu erworbene Reichthum ohne Oſtentation in die Kirche getragen werden darf, das fragt ſich noch. — Nun! — immer

weiter fort und fort treibt der waltende Weltgeiſt; nie kehren die verſchwundenen Geſtalten, ſo wie ſie ſich in der Luſt des Lebens bewegten, wieder: aber ewig, unvergänglich iſt das Wahrhaftige, und eine wunderbare Geiſtergemeinſchaft ſchmiegt ihr geheimnißvolles Band um Vergangenheit, Gegenwart und Zukunſt. Noch leben geiſtig die alten hohen Meiſter; nicht verklungen ſind ihre Geſänge: nur nicht vernommen wurden ſie im brauſenden toſenden Geräuſch des ausgelaſſenen wilden Treibens, das über uns einbrach. Mag die Zeit der Erfüllung unſeres Hoffens nicht mehr fern ſeyn, mag ein frommes Leben in Friede und Freudigkeit beginnen und die Muſik frey und kräftig ihre Seraphsſchwingen regen, um aufs neue den Flug zu dem Jenſeits zu beginnen das ihre Heimath iſt und von welchem Troſt und Heil in die unruhvolle Bruſt des Menſchen hinabſtralt! —

Cyprian ſprach die letzten Worte mit einer Salbung die deutlich erkennen ließ, daß alles wahrhaft aus ſeinem Innern ſtrömte. Von ſeiner Rede tief ergriffen ſchwiegen die Freun-

de einige Augenblicke, dann begann Sylveſter. In der That, ohne Muſiker zu ſeyn wie ihr, Theodor und Cyprian, es ſeyd, habe ich doch Alles was ihr über Beethovens Meſſe und über Kirchenmuſik überhaupt geſagt, ſehr gut verſtanden. So wie du Cyprian aber klagſt, daß es beinahe gar keinen eigentlichen Kirchen-Komponiſten mehr giebt, ſo möcht ich behaupten, daß jetzt ſchwer ein Dichter zu finden ſeyn möchte, der einen würdigen Kirchentext ſchreibt.

Sehr wahr, nahm Theodor das Wort, und eben der deutſche Text, den man der Beethovenſchen Meſſe untergelegt hat, beweiſet dieſes nur zu ſehr. Die drey Haupttheile des Hochamts ſind bekanntlich das Kyrie, das Credo und das Sanctus. Zwiſchen dem Erſten und Zweiten tritt das Graduale (meiſtens eine Kirchenſymphnnie) zwiſchen dem Zweiten und Dritten das Oſſertorium (gewöhnlich als Kirchen-Arie behandelt) ein.

So iſt, wahrſcheinlich um der herrlichen Muſik auch in proteſtantiſchen Kirchen ja wohl ſogar in Konzertſälen Eingang zu verſchaffen

auch in der deutſchen Bearbeitung das Ganze in drey Hymnen getheilt. Was aber die Worte betrifft, ſo mußten ſie, um den Sinn, die Bedeutung des Ganzen nicht zu verletzen ſo einfach als möglich und zwar am beſten und kräftigſten rein bibliſch ſeyn. Händel ließ bekanntlich dem Biſchoff, der ſich erbot ihm den Text zum Meſſias zu dichten, ſagen, ob die Eminenz denn ſich getraue beſſere Worte zu erſinnen als er, Händel, ſie in der Bibel finde. Richtiger wurde nie die wahre Tendenz der Kirchentexte ausgeſprochen. Was iſt in der Beethovenſchen Meſſe aus dem einfachen Kyrie eleison, Christe eleison geworden? — da heißt es:

Tief im Staub' anbeten wir
Dich den ew'gen Weltenherrſcher
Dich den Allgewaltigen.
Wer kann dich nennen, wer dich faſſen?
Unendlicher! — Ach unermeſſen,
Unnennbar iſt deine Macht!
Wir ſtammeln nur mit Kindeslallen,
Den Namen Gott! —

Das iſt, rief Sylveſter, modern, geſucht preziös und weitſchweifig zu gleicher Zeit. Ueberhaupt muß ich bekennen, daß mir das

innere Weſen der alten lateiniſchen Hymnen ganz unerreichbar ſcheint und daß mir ſelbſt die Ueberſetzungen die vortreffliche Dichter verſucht haben, keinesweges gnügen. Die treu⸗ſte Ueberſetzung klingt oft wenigſtens wunder⸗lich wie z. B. Ave maris stella: Meerſtern ich dich grüße! —

Eben daher, ſprach Theodor, würd' ich mich nie entſchließen können, hab' ich es im Sinn Kirchenmuſik zu ſetzen, von jenen alten Hymnen abzulaſſen.

Aber nun, rief Vinzenz indem er vom Stuhle aufſprang, nun verbanne ich, ein zweiter ergrimmter Pabſt Marcellus, alles fernere Geſpräch über Muſik aus der Kapelle des heiligen Serapion! — Ihr habt beide ſehr ſchön geſprochen, du ſowohl Theodor als du Cyprian, aber dabey laßt es bewenden; kehren wir zur alten Ordnung zurück, auf die eben ich als Neuling ganz erſtaunlich halte! —

Vinzenz, nahm Lothar das Wort, hat Recht. Für muſikaliſche Layen waren Eure Abhandlungen eben nicht ganz genießbar und daher iſt es gut, daß wir ſie abbrechen. Syl⸗

veſter ſoll uns nun die Erzählung vorleſen die er uns mitgebracht.

Die Freunde ſtimmten ein in Lothars Begehren, und Sylveſter begann ohne weiteres in folgender Art.

Meiſter Martin der Küfner und ſeine Geſellen.

Wohl mag dir auch, geliebter Leſer! das Herz aufgehen in ahnungsvoller Wehmuth, wenn du über eine Stätte wandelſt, wo die herrlichen Denkmäler altdeutſcher Kunſt, wie beredte Zeugen, den Glanz, den frommen Fleiß, die Wahrhaftigkeit einer ſchönen vergangenen Zeit verkünden. Iſt es nicht ſo als träteſt du in ein verlaſſenes Haus? — Noch liegt aufgeſchlagen auf dem Tiſche das fromme Buch, in dem der Hausvater geleſen, noch iſt das reiche bunte Gewebe aufgehängt, das die Hausfrau gefertigt; allerlei köſtliche Gaben des Kunſtfleißes, an Ehrentagen beſcheert, ſtehen umher in ſaubern Schränken Es iſt, als werde nun gleich einer von den Hausge-

noſſen eintreten und mit treuherziger Gaſtlichkeit dich empfangen. Aber vergebens warteſt du auf die, welche das ewig rollende Rad der Zeit fortriß, du magſt dich denn überlaſſen dem ſüßen Traum, der dir die alten Meiſter zuführt, die zu dir reden fromm und kräftig, daß es dir recht durch Mark und Bein dringt. Und nun verſtehſt du erſt den tiefen Sinn ihrer Werke, denn du lebſt in ihrer Zeit und haſt die Zeit begriffen, welche Meiſter und Werk erzeugen konnte. Doch ach! geſchieht es nicht, daß die holde Traumgeſtalt eben als du ſie zu umfangen gedachteſt, mit liebenden Armen, auf lichten Morgenwolken ſcheu entflieht vor dem polternden Treiben des Tages und du, brennende Thränen im Auge, dem immer mehr verbleichenden Schimmer nachſchaueſt? — So erwachſt du auch plötzlich hart berührt von dem um dich wogenden Leben, aus dem ſchönen Traum und nichts bleibt dir zurück, als die tiefe Sehnſucht, welche mit ſüßen Schauern deine Bruſt durchbebt.

Solche Empfindungen erfüllten den, der für dich, geliebter Leſer! dieſe Blätter ſchreibt, jedesmal, wenn ihn ſein Weg durch die weltberühmte Stadt Nürnberg führte. Bald vor dem wundervollen Bau des Brunnens am Markte verweilend, bald das Grabmal in St. Sebald, das Sakramenthäuslein in St. Laurenz, bald auf der Burg, auf dem Rathhauſe Albrecht Dürers tiefſinnige Meiſterwerke betrachtend, gab er ſich ganz hin der ſüßen Träumerei die ihn mitten in alle Herrlichkeit der alten Reichsſtadt verſetzte. Er gedachte jener treuherzigen Verſe des Paters Roſenblüth:

O Nürnberg, du edler Fleck,
Deiner Ehren Bolz ſteckt am Zweck,
Den hat die Weisheit daran geſchoſſen,
Die Wahrheit iſt in dir entſproſſen.

Manches Bild des tüchtigen Bürgerlebens zu jener Zeit, wo Kunſt und Handwerk ſich in wackerm Treiben die Hände boten, ſtieg hell empor und prägte ſich ein dem Gemüth mit beſonderer Luſt und Heiterkeit. Laß es dir nun gefallen, geliebter Leſer! daß eins

dieſer Bilder vor dir aufgeſtellt werde. Vielleicht magſt du es mit Behaglichkeit, ja wohl mit gemüthlichem Lächeln anſchauen, vielleicht wirſt du ſelbſt heimiſch in Meiſter Martins Hauſe und verweilſt gern bei ſeinen Kufen und Kannen. Nun! — dann geſchähe ja das das wirklich, was der Schreiber dieſer Blätter ſo recht aus Grund des Herzens wünſcht.

Wie Herr Martin zum Kerzenmeiſter erwählt wurde und ſich dafür bedankte.

Am erſten May des Jahres Ein tauſend fünf hundert und achtzig hielt die ehrſame Zunft der Böttcher, Küper oder Küfner in der freien Reichsſtadt Nürnberg, alter Sitte und Gewohnheit gemäß, ihre feierliche Gewerks-Verſammlung. Kurze Zeit vorher war einer der Vorſteher oder ſogenannten Kerzenmeiſter zu Grabe getragen worden, deshalb mußte ein neuer gewählt werden. Die Wahl fiel auf den Meiſter Martin. In der That mochte es beinahe keiner ihm gleich thun an feſtem und zierlichen Bau der Fäſſer, keiner

verſtand ſich ſo wie er, auf die Weinwirthſchaft im Keller, weshalb er denn die vornehmſten Herren unter ſeinen Kunden hatte und in dem blühendſten Wohlſtande, ja wohl in vollem Reichthum lebte. Deshablb ſprach, als Meiſter Martin gewählt worden, der würdige Rathsherr Jacobus Paumgartner, der der Zunft als Handwerksherr vorſtand: Ihr habt ſehr wohl gethan, meine Freunde! den Meiſter Martin zu euerm Vorſteher zu erkieſen, denn in beſſern Händen kann ſich gar nicht das Amt befinden. Meiſter Martin iſt hochgeachtet von allen, die ihn kennen, ob ſeiner großen Geſchicklichkeit und ſeiner tiefen Erfahrniß in der Kunſt den edlen Wein zu hegen und zu pflegen. Sein wackrer Fleiß, ſein frommes Leben, troß alles Reichthums, den er erworben, mag euch allen zum Vorbilde dienen. So ſeyd denn, mein lieber Meiſter Martin, viel tauſendmal begrüßt, als unſer würdiger Vorſteher!" Mit dieſen Worten ſtand Paumgartner von ſeinem Siße auf und trat einige Schritte vor mit offnen Armen, erwartend, daß Meiſter Martin ihm entge-

gen kommen werde. Dieſer ſtemmte denn auch alsbald beide Aerme auf die Stuhllehnen und erhob ſich langſam und ſchwerfällig, wie es ſein wohlgenährter Körper nur zulaſſen wollte. Dann ſchritt er eben ſo langſam hinein in Paumgartners herzliche Umarmung, die er kaum erwiederte. „Nun, ſprach Paumgartner darob etwas befremdet, nun Meiſter Martin, iſt's euch etwa nicht recht, daß wir euch zu unſerm Kerzenmeiſter erwählet?“ — Meiſter Martin warf, wie es ſeine Gewohnheit war, den Kopf in den Nacken, fingerte mit beiden Händen auf dem dicken Bauche und ſchaute mit weit aufgeriſſenen Augen, die Unterlippe vorgekniffen, in der Verſammlung umher. Dann fing er zu Paumgartner gewendet alſo an: Ei, mein lieber würdiger Herr, wie ſollt' es mir denn nicht recht ſeyn, daß ich empfange was mir gebührt. Wer verſchmäht es den Lohn zu nehmen für wakkere Arbeit, wer weiſet den böſen Schuldner von der Schwelle, der endlich kömmt, das Geld zu zahlen, das er ſeit langer Zeit geborgt. Ei, ihr lieben Männer (ſo wandte ſich Mar-

tin zu den Meiſtern, die rings umher ſaßen) ei, ihr lieben Männer, iſt's euch denn nun endlich eingefallen, daß ich — ich der Vorſteher unſerer ehrbaren Zunft ſeyn muß? — Was verlangt ihr vom Vorſteher? — Soll er der geſchickteſte ſeyn im Handwerk? Geht hin und ſchaut mein zweifudriges Faß ohne Feuer getrieben, mein wackres Meiſterſtück an, und dann ſagt, ob ſich einer von euch rühmen darf, was Stärke und Zierlichkeit der Arbeit betrifft, ähnliches geliefert zu haben. Wollt ihr, daß der Vorſteher Geld und Gut beſitze? Kommt in mein Haus, da will ich meine Kiſten und Kaſten aufſchließen und ihr ſollt euch erfreuen an dem Glanz des funkelnden Goldes und Silbers. Soll der Vorſteher geehrt ſeyn von Großen und Niedern? — Fragt doch nur unſere ehrſamen Herren des Raths, fragt Fürſten und Herren, rings um unſere gute Stadt Nürnberg her, fragt den hochwürdigen Biſchoff von Bamberg, fragt was die alle von dem Meiſter Martin halten. Nun! — ich denke, ihr ſollt nichts Arges vernehmen!" — Dabey klopfte ſich Herr

Martin recht behaglich auf den dicken Bauch, ſchmunzelte mit halbgeſchloſſenen Augen und fuhr dann, da alles ſchwieg und nur hin und wieder ein bedenkliches Räuspern laut wurde, alſo fort: aber ich merk' es, ich weiß es wohl, daß ich mich nun noch ſchönſtens bedanken ſoll dafür, daß der Herr endlich bei der Wahl eure Köpfe erleuchtet hat. — Nun! — wenn ich den Lohn empfange für die Arbeit, wenn der Schuldner mir das geborgte Geld bezahlt, da ſchreib' ich wohl unter die Rechnung, unter den Schein: zu Dank bezahlt, Thomas Martin, Küpermeiſter allhier! — So ſeyd denn alle von Herzen bedankt dafür, daß ihr mir, indem ihr mich zu euerm Vorſteher und Kerzenherrn wählet, eine alte Schuld abtruget. Uebrigens verſpreche ich euch, daß ich mein Amt mit aller Treue und Frömmigkeit verwalten werde. Der Zunft, jedem von euch, ſtehe ich, wenn es Noth thut, bei, mit Rath und That, wie ich es nur vermag mit allen meinen Kräften. Mir ſoll es recht anliegen, unſer berühmtes Gewerk in vollen Ehren und Würden, wie es jetzt beſteht, zu erhalten.

Ich lade euch, mein würdiger Handwerksherr, euch alle, ihr lieben Freunde und Meiſter, zu einem frohen Mahle auf künftigen Sonntag ein. Da laßt uns frohen Muths bei einem tüchtigen Glaſe Hochheimer, Johannisberger, oder was ihr ſonſt an edlen Weinen aus meinem reichen Keller trinken möget, überlegen, was jetzt forderſamſt zu thun iſt für unſer aller Beſtes! — Seyd nochmals alle herzlichſt eingeladen.

Die Geſichter der ehrſamen Meiſter, die ſich bei Martins ſtolzer Rede merklich verfinſtert hatten, heiterten ſich nun auf, und dem dumpfen Schweigen folgte ein fröhliches Geplapper, worin vieles von Herrn Martins hohen Verdienſten und ſeinem auserleſenen Keller vorkam. Alle verſprachen am Sonntag zu erſcheinen und reichten dem neuerwählten Kerzenmeiſter die Hände, der ſie treuherzig ſchüttelte und auch wohl dieſen, jenen Meiſter ein klein wenig an ſeinen Bauch drückte, als woll' er ihn umarmen. Man ſchied fröhlich und guter Dinge.

Was ſich darauf weiter in Meiſter Martins Hauſe begab.

Es traf ſich, daß der Rathsherr Jacobus Paumgartner, um zu ſeiner Behauſung zu gelangen, bei Meiſter Martins Hauſe vorübergehen mußte. Als beide, Paumgartner und Martin, nun vor der Thüre dieſes Hauſes ſtanden und Paumgartner weiter fortſchreiten wollte, zog Meiſter Martin ſein Mützlein vom Kopf und ſich ehrfurchtsvoll ſo tief neigend, als er es nur vermochte, ſprach er zu dem Rathsherrn: O wenn ihr es doch nicht verſchmähen wolltet, in mein ſchlechtes Haus auf ein Stündchen einzutreten, mein lieber würdiger Herr! — Laßt es euch gefallen, daß ich mich an euern weiſen Reden ergötze und erbaue. Ey lieber Meiſter Martin, erwiederte Paumgartner lächelnd, gern mag ich bei euch verweilen, aber warum nennt ihr euer Haus ein ſchlechtes? ich weiß es ja, daß an Schmuck und köſtlicher Geräthſchaft es keiner der reichſten Bürger euch zuvorthut? habt ihr nicht erſt vor kurzer Zeit den ſchönen Bau vollendet, der euer Haus zur Zierde unſerer berühm-

ten Reichsſtadt macht, und von der inneren Einrichtung mag ich gar nicht reden, denn deren dürft' ſich ja kein Patrizier ſchämen.

Der alte Paumgartner hatte Recht, denn ſo wie man die hell gebohnte, mit reichem Meſſingwerk verzierte Thür geöffnet hatte, war der geräumige Flur mit ſauber ausgelegten Fußboden, mit ſchönen Bildern an den Wänden, mit kunſtvoll gearbeiteten Schränken und Stühlen beinahe anzuſehen wie ein Prunkſaal. Da folgte denn auch jeder gern der Weiſung, die alter Sitte gemäß ein Täfelchen, das gleich neben der Thüre hing, in den Verſen gab:

Wer tretten wil die Stiegen hinein
Dem ſollen die Schue fein ſauber ſeyn
Oder vorhero ſtreiffen ab,
Daß man nit drüber zu klagen hab.
Ein Verſtändiger weiß das vorhin,
Wie er ſich halten ſoll darinn.

Der Tag war heiß, die Luft in den Stuben, jetzt, da die Abenddämmerung einbrach, ſchwül und dunſtig, deshalb führte Meiſter Martin ſeinen edlen Gaſt in die geräumige kühle Prangkuchen. So hieß zu jener Zeit

der Platz in den Häuſern der reichen Bürger, der zwar wie eine Küche eingerichtet, aber nicht zum Gebrauch, ſondern nur zur Schau mit allerlei köſtlichen Geräthſchaften des Hausbedarfs ausgeſchmückt war. Kaum eingetreten, rief Meiſter Martin mit lauter Stimme: Roſa — Roſa! — alsbald öffnete ſich denn auch die Thür und Roſa, Meiſter Martins einzige Tochter, kam hineingegangen. —

Möchteſt du, vielgeliebter Leſer! in dieſem Augenblick doch recht lebhaft dich der Meiſterwerke unſeres großen Albrecht Dürers erinnern. Möchten dir doch die herrlichen Jungfrauengeſtalten voll hoher Anmuth, voll ſüßer Milde und Frömmigkeit, wie ſie dort zu finden, recht lebendig aufgehen. Denk' an den edlen zarten Wuchs, an die ſchön gewölbte, lilienweiße Stirn, an das Inkarnat, das wie Roſenhauch die Wangen überfliegt, an die feinen kirſchroth brennenden Lippen, an das in frommer Sehnſucht hinſchauende Auge von dunkler Wimper halb verhängt wie Mondesſtrahl von düſterm Laube — denk' an das ſeidne Haar in zierlichen Flechten kunſtreich

aufgeneſtelt — denk' an alle Himmelsſchönheit jener Jungfrauen und du ſchaueſt die holde Roſa. Wie vermöchte auch ſonſt der Erzähler dieſer Geſchichte dir das liebe Himmelskind zu ſchildern? — Doch ſey es erlaubt hier noch eines wackern jungen Künſtlers zu gedenken, in deſſen Bruſt ein leuchtender Strahl aus jener ſchönen alten Zeit gedrungen. Es iſt der deutſche Maler Cornelius in Rom gemeint. — „Bin weder Fräulein noch ſchön!“ — So wie in Cornelius Zeichnungen zu Goethes gewaltigem Fauſt Margarethe anzuſchauen iſt, als ſie dieſe Worte ſpricht, ſo mochte auch wohl Roſa anzuſehen ſeyn, wenn ſie in frommer züchtiger Scheu übermüthigen Bewerbungen auszuweichen ſich gedrungen fühlte.

Roſa verneigte ſich in kindlicher Demuth vor Paumgartner, ergriff ſeine Hand und drückte ſie an ihre Lippen. Die blaſſen Wangen des alten Herrn färbten ſich hochroth und wie der Abendſchein im Verſinken noch einmal aufflackernd das ſchwarze Laub plötzlich vergoldet, ſo blitzte das Feuer längſt vergangener Jugend auf in ſeinen Augen. „Ei, rief er

mit heller Stimme, ei mein lieber Meiſter Martin, ihr ſeyd ein wohlhabender, ein reicher Mann, aber die ſchönſte Himmelsgabe, die euch der Herr beſcheert hat, iſt doch eure holde Tochter Roſa. Geht uns alten Herren, wie wir alle im Rath ſitzen, das Herz auf und können wir nicht die blöden Augen wegwenden, wenn wir das liebe Kind ſchauen, wer mag's denn den jungen Leuten verargen, daß ſie verſteinert und erſtarrt ſtehen bleiben, wenn ſie auf der Straße eurer Tochter begegnen, daß ſie in der Kirche eure Tochter ſehen, aber nicht den geiſtlichen Herrn, daß ſie auf der Allerwieſe, oder wo es ſonſt ein Feſt giebt, zum Verdruß aller Mägdlein, nur hinter eurer Tochter her ſind mit Seufzern, Liebesblicken und honigſüßen Reden. — Nun Meiſter Martin! ihr möget euch euren Eidam wählen unter unſern jungen Patriziern, oder wo ihr ſonſt wollet."

Meiſter Martins Geſicht verzog ſich in finſtre Falten, er gebot der Tochter edlen alten Wein herzubringen und ſprach, als ſie über und über glühend im Geſicht, den Blick

zu Boden geſenkt, fortgegangen, zu dem alten Paumgartner: ei, mein lieber Herr, es iſt zwar in der Wahrheit, daß mein Kind geſchmückt iſt mit ausnehmender Schönheit und daß auch hierin mich der Himmel reich gemacht hat, aber wie mögt ihr denn davon ſprechen in des Mägdleins Gegenwart, und mit dem Eidam Patrizier iſt es nun ganz und gar nichts. Schweigt, erwiederte Paumgartner lachend, ſchweigt Meiſter Martin, wovon das Herz voll iſt, davon geht der Mund über! — glaubt ihr denn nicht, daß mir auch das träge Blut im alten Herzen zu hüpfen beginnt, wenn ich Roſa ſehe, und wenn ich dann treuherzig herausſage, was ſie ja ſelbſt recht gut wiſſen muß, daraus wird kein Arges entſtehen.

Roſa brachte den Wein und zwei ſtattliche Trinkgläſer herbei. Martin rückte dagegen den ſchweren, mit wunderlichem Schnitzwerk verzierten Tiſch in die Mitte. Kaum hatten die alten Herren indeſſen Platz genommen, kaum hatte Meiſter Martin die Gläſer vollgeſchenkt, als ſich ein

Pferdegetrappel vor dem Hauſe vernehmen ließ. Es war, als hielte ein Reuter an, deſſen Stimme im Flur laut wurde: Roſa eilte hinab und kam bald mit der Nachricht zurück, der alte Junker Heinrich von Spangenberg ſey da und wünſche bei dem Meiſter Martin einzuſprechen. Nun, rief Martin, ſo iſt das heute ein ſchöner glücklicher Abend, da mein wackerer älteſter Kundmann bei mir einkehrt. Gewiß neue Beſtellungen, gewiß ſoll ich neu auflagern. — Und damit eilte er, ſo ſchnell als es gehen wollte, dem willkommnen Gaſt entgegen.

Wie Meiſter Martin ſein Handwerk über alle andere erhob.

Der Hochheimer perlte in den ſchmucken geſchliffenen Trinkgläſern und erſchloß den drei Alten Zunge und Herz. Zumahl wußte der alte Spangenberg, bey hohen Jahren noch von friſchem Lebensmuth durchdrungen, manchen luſtigen Schwank aus froher Jugendzeit aufzutiſchen, ſo daß Meiſter Martins Bauch weidlich wackelte und er vor ausgelaſſenem

La-

Lachen ſich einmal über das andere die Thränen aus den Augen wiſchen mußte. Auch Herr Paumgartner vergaß mehr als ſonſt den rathsherrlichen Ernſt und that ſich gütlich mit dem edlen Getränk und dem luſtigen Geſpräch. Als nun aber Roſa wieder eintrat, den ſaubern Handkorb unter dem Arm, aus dem ſie Tiſchzeug langte, blendend weiß, wie friſchgefallener Schnee; als ſie mit häuslicher Geſchäftigkeit hin und her trippelnd den Tiſch deckte und ihn mit allerlei würzreichen Speiſen beſetzte, als ſie mit holdem Lächeln die Herren einlud, nun auch nicht zu verſchmähen, was in der Eil bereitet worden, da ſchwieg Geſpräch und Gelächter. Beide, Paumgartner und Spangenberg wandten die leuchtenden Blicke nicht ab von der lieblichen Jungfrau und ſelbſt Meiſter Martin ſchaute zurückgelehnt in den Seſſel, die Hände zuſammengefaltet, ihrem wirthlichen Treiben zu mit behaglichem Lächeln. Roſa wollte ſich entfernen, da ſprang aber der alte Spangenberg raſch auf wie ein Jüngling, faßte das Mädchen bei beiden Schultern und rief, indem die

hellen Thränen ihm aus dem Augen rannen, einmal über das andere: o du frommes holdes Engelskind — du herziges liebes Mägdlein, — dann küßte er ſie zwey — dreimal auf die Stirne und kehrte wie in tiefem Sinnen auf ſeinen Platz zurück. Paumgartner brachte Roſa's Geſundheit aus. — Ja, fing Spangenberg an, als Roſa hinausgegangen, ja Meiſter Martin, der Himmel hat euch in eurer Tochter ein Kleinod beſcheert, das ihr gar nicht hoch genug ſchätzen könnet. Sie bringt euch noch zu hohen Ehren, wer, ſey es aus welchem Stande es wolle, möchte nicht euer Eidam werden. Seht ihr wohl, fiel Paumgartner ein, ſeht ihr wohl Meiſter Martin, daß der edle Herr von Spangenberg ganz ſo denkt wie ich? — Ich ſehe ſchon meine liebe Roſa als Patrizierbraut mit dem reichen Perlenſchmuck in den ſchönen blonden Haaren. Liebe Herren, fing Meiſter Martin ganz verdrießlich an, liebe Herren, wie möget ihr denn nur immer von einer Sache reden, an die ich zur Zeit noch gar nicht denke. Meine Roſa hat nun das achtzehnte Jahr

erreicht und ſolch ein blutjunges Ding darf noch nicht ausſchauen nach dem Bräutigam. Wie es ſich künftig fügen mag, überlaſſe ich ganz dem Willen des Herrn, aber ſo viel iſt gewiß daß weder ein Patrizier, noch ein anderer, meiner Tochter Hand berühren wird, als der Küper, der ſich mir als den tüchtigſten, geſchickteſten Meiſter bewährt hat. Vorausgeſetzt, daß ihn meine Tochter mag, denn zwingen werde ich mein liebes Kind zu nichts in der Welt, am wenigſten zu einer Heirath, die ihr nicht anſteht. Spangenberg und Paumgartner ſchauten ſich an, voll Erſtaunen über dieſen ſeltſamen Ausſpruch des Meiſters. Endlich nach einigem Räuspern fing Spangenberg an: alſo aus euerm Stande heraus ſoll eure Tochter nicht freien? Gott ſoll ſie dafür bewahren, erwiederte Martin. Aber, fuhr Spangenberg fort, wenn nun ein junger, tüchtiger Meiſter aus einem edlen Handwerk, vielleicht ein Goldſchmidt, oder gar ein junger wackrer Künſtler, um eure Roſa freite und ihr ganz ausnehmend gefiele vor allen andern jungen Geſellen, wie dann?

Zeigt mir, erwiederte Martin, indem er den Kopf in den Nacken warf, zeigt mir lieber junger Geſell, würde ich ſprechen, das ſchöne zweifudrige Faß, welches ihr als Meiſterſtück gebaut habt, und wenn er das nicht könnte, würd' ich freundlich die Thür öffnen und ihn höflichſt bitten, doch ſich anderswo zu verſuchen. Wenn aber, ſprach Spangenberg weiter, wenn aber der junge Geſell ſpräche, ſolch einen kleinen Bau kann ich euch nicht zeigen, aber kommt mit mir auf den Markt, ſchaut jenes ſtattliche Haus, das die ſchlanken Gipfel kühn emporſtreckt in die hohen Lüfte — das iſt mein Meiſterbau. — Ach lieber Herr, unterbrach Meiſter Martin ungeduldig Spangenbergs Rede, ach lieber Herr, was gebt ihr euch denn für Mühe, mich eines andern zu überzeugen. Aus meinem Handwerk ſoll nun einmal mein Eidam ſeyn, denn mein Handwerk halt ich für das herrlichſte, was es auf der Welt geben kann. Glaubt ihr denn, daß es genug iſt die Bände aufzutreiben auf die Dauben, damit das Faß zuſammenhalte? Ei, iſt es nicht ſchon herrlich

und ſchön, daß unſer Handwerk den Verſtand vorausſetzt, wie man die ſchöne Himmelsgabe, den edlen Wein, hegen nnd pflegen muß, damit er gedeihe und mit aller Kraft und Süßigkeit, wie ein wahrer glühender Lebensgeiſt uns durchdringe? Aber dann der Bau der Fäſſer ſelbſt. Müſſen wir, ſoll der Bau gelingen, nicht erſt alles fein abzirkeln und abmeſſen? Wir müſſen Rechenmeiſter und Meßkünſtler ſeyn, denn wie möchten wir ſonſt Proportion und Gehalt der Gefäße einſehen. Ei Herr, mir lacht das Herz im Leibe, wenn ich ſolch ein tüchtig Faß auf den Endſtuhl bringe, nachdem die Stäbe mit dem Klöbeiſen und dem Lenkbeil tüchtig bereitet, wenn dann die Geſellen die Schlägel ſchwingen und klipp, klapp, — klipp, klapp es niederfällt auf die Treiber, hei! das iſt luſtige Muſik. Da ſteht nun das wohlgerathene Gebäude und wohl mag ich ein wenig ſtolz umſchauen, wenn ich den Reißer zur Hand nehme und mein Handwerkszeichen, gekannt und geehrt von allen wackern Weinmeiſtern, in des Faſſes Boden einreiße. — Ihr ſpracht von Baumeiſtern lie-

der Herr! ei nun, ſolch ein ſtattliches Haus iſt wohl ein herrliches Werk, aber wär' ich ein Baumeiſter, ginge ich vor meinem Werke vorüber und oben vom Erker ſchaute irgend ein unſaubrer Geiſt, ein nichtsnütziger ſchuftiger Geſelle, der das Haus erworben, auf mich herab, ich würde mich ſchämen ins Innerſte hinein, mir würde vor lauter Aerger und Verdruß die Luſt ankommen, mein eignes Werk zu zerſtören. Doch ſo etwas kann mir nicht geſchehen mit meinen Gebäuden. Da drinnen wohnt ein für allemal nur der ſauberſte Geiſt auf Erden, der edle Wein. — Gott lobe mir mein Handwerk. Eure Lobrede, ſprach Spangenberg, war recht tüchtig und wacker gemeint. Es macht euch Ehre, wenn ihr euer Handwerk recht hoch haltet, aber werdet nur nicht ungeduldig, wenn ich euch noch nicht loslaſſen kann. Wenn nun doch wirklich ein Patrizier käme und um eure Tochter anhielte? — Wenn das Leben einem ſo recht auf den Hals tritt, da geſtaltet ſich denn wohl manches ganz anders, als wie man es geglaubt. — Ach, rief Meiſter Martin

ziemlich heftig, ach wie könnt' ich denn an⸗
ders thun, als mich höflich neigen und ſpre⸗
chen: lieber Herr! wäret ihr ein tüchtiger
Küper, aber ſo — Hört weiter, fiel ihm
Spangenberg in die Rede, wenn aber nun
gar an einem ſchönen Tage ein ſchmucker
Junker auf ſtolzem Pferde, mit glänzendem
Gefolge, in prächtigen Kleidern angethan,
vor euerm Hauſe hielte, und begehrte eure
Roſa zur Hausfrau? Hei, hei, rief Meiſter
Martin noch heftiger als vorher, hei, hei,
wie würd' ich haſtig, wie ich nur könnte, ren⸗
nen und die Hausthür verſperren mit Schlöſ⸗
ſern und Riegeln — wie würd' ich rufen
und ſchreien: reitet weiter! reitet weiter,
geſtrenger Herr Junker, ſolche Roſen wie die
meinige blühen nicht für euch, ei mein Wein⸗
keller, meine Goldbatzen mögen euch anſtehen,
das Mägdlein nehmt ihr in den Kauf — aber
reitet weiter! reitet weiter! — Der alte Span⸗
genberg erhob ſich blutroth im ganzen Geſicht, er
ſtemmte beide Hände auf den Tiſch und ſchaute
vor ſich nieder. Nun, fing er nach einer Welle
an, nun noch die letzte Frage Meiſter Mar⸗

tin. Wenn der Junker vor euerm Hauſe mein eigner Sohn wäre, wenn ich ſelbſt mit ihm vor euerm Hauſe hielte, würdet ihr da auch die Thür verſchließen, würdet ihr da auch glauben, wir wären nur gekommen eures Weinkellers, eurer Goldbatzen wegen? Mit nichten, erwiederte Meiſter Martin, mit nichten mein lieber gnädiger Herr, ich würde euch freundlich die Thür öffnen, alles in meinem Hauſe ſollte zu euerm und euers Herrn Sohns Befehl ſeyn, aber was meine Roſa betrifft, da würde ich ſprechen: möchte es doch der Himmel gefügt haben, daß euer wackrer Herr Junker ein tüchtiger Küper hätte werden können, keiner auf Erden ſollte mir dann ſolch ein willkommner Eidam ſeyn, als er, aber jetzt! — Doch lieber würdiger Herr, warum neckt und quält ihr mich denn mit ſolchen wunderlichen Fragen. — Seht nur, wie unſer luſtiges Geſpräch ganz und gar ein Ende genommen, wie die Gläſer gefüllt ſtehen bleiben. Laſſen wir doch den Eidam und Roſa's Hochzeit ganz bei Seite, ich bringe euch die Geſundheit euers Junkers zu,

der, wie ich höre, ein ſchmucker Herr ſeyn ſoll. Meiſter Martin ergriff ſein Trinkglas, Paumgartner folgte ſeinem Beiſpiel, indem er rief: alles verfängliche Geſpräch ſoll ein Ende haben und euer wackrer Junker hoch leben! — Spangenberg ſtieß an und ſprach dann mit erzwungenem Lächeln: ihr könnet denken, daß ich im Scherze zu euch ſprach, denn nur frecher Liebeswahnſinn könnte wohl meinen Sohn, der unter den edelſten Geſchlechtern ſeine Hausfrau erkieſen darf, dazu treiben, Rang und Geburt nicht achtend, um eure Tochter zu freien. Aber etwas freundlicher hättet ihr mir doch antworten können. Ach, lieber Herr, erwiederte Meiſter Martin, auch im Scherz konnt' ich nicht anders reden, als wie ich es thun würde, wenn ſolch wunderliches Zeug, wie ihr es fabeltet, wirklich geſchähe. Laßt mir übrigens meinen Stolz, denn ihr ſelbſt müßt mir doch bezeugen, daß ich der tüchtigſte Küper bin, auf weit und breit, daß ich mich auf den Wein verſtehe, daß ich an unſeres in Gott ruhenden Kaiſers Maximilian tüchtige Weinordnung feſt

und getreulich halte, daß ich alle Gottloſigkeit als ein frommer Mann verſchmähe, daß ich in mein zweifudriges Faß niemals mehr verdampfe als ein Löthlein lautern Schwefels, welches Noth thut zur Erhaltung, das alles, ihr lieben würdigen Herrn, werdet ihr wohl genüglich koſten an meinem Wein. — Spangenberg verſuchte, indem er wieder ſeinen Platz einnahm, ein heitres Geſicht anzunehmen, und Paumgartner brachte andere Dinge aufs Tapet. Aber wie es geſchieht, daß die einmal verſtimmten Saiten eines Inſtruments ſich immer wieder verziehn und der Meiſter ſich vergebens müht, die wohltönenden Accorde, wie ſie erſt erklangen, aufs neue hervorzurufen, ſo wollte auch unter den drei Alten nun keine Rede, kein Wort mehr zuſammenpaſſen. Spangenberg rief nach ſeinen Knechten und verließ ganz mißmuthig Meiſter Martins Haus, in das er fröhlich und guter Dinge getreten.

Die Weißagung der alten Groß- mutter.

Meiſter Martin war über das unmuthige Scheiden ſeines alten wackern Kundmanns ein wenig betreten, und ſprach zu Paumgartner, der eben das letzte Glas ausgetrunken hatte, und nun auch ſcheiden wollte: ich weiß doch nun aber gar nicht, was der alte Herr wollte mit ſeinen Reden und wie er darüber am Ende noch verdrüßlich werden konnte. Lieber Meiſter Martin, begann Paumgartner, ihr ſeyd ein tüchtiger frommer Mann, und wohl mag der was halten darauf, was er mit Gottes Hülfe wacker treibt und was ihm Reichthum und Ehre gebracht hat. Nur darf dies nicht ausarten in prahleriſchen Stolz, das ſtreitet gegen allen chriſtlichen Sinn. Schon in der Gewerksverſammlung heute war es nicht recht von euch, daß ihr euch ſelbſt über alle übrige Meiſter ſetztet: möget ihr doch wirklich mehr verſtehen von eurer Kunſt als die anderen, aber daß ihr das geradezu ihnen an den Hals werfet, das kann

ja nur Aerger und Mißmuth erregen. Und nun vollends heute Abend! — So verblendet konntet ihr doch wohl nicht ſeyn, in Spangenbergs Reden etwas anders zu ſuchen als die ſcherzhafte Prüfung, wie weit ihr es wohl treiben würdet mit euerm ſtarrſinnigen Stolz. Schwer mußte es ja den würdigen Herrn verletzen, als ihr in der Bewerbung jedes Junkers um eure Tochter nur niedrige Habſucht finden wolltet. Und noch wäre alles gut gegangen, wenn ihr eingelenkt hättet, als Spangenberg von ſeinem Sohne zu reden begann. Wie, wenn ihr ſpracht: ja mein lieber würdiger Herr, wenn ihr ſelbſt kämt als Brautwerber mit euerm Sohne, ja auf ſolche hohe Ehre wär' ich nimmer gefaßt, da würd' ich wanken in meinen feſteſten Entſchlüſſen. Ja! wenn ihr ſo ſpracht, was wäre dann davon anders die Folge geweſen, als daß der alte Spangenberg die vorige Unbill ganz vergeſſend, heiter gelächelt und guter Dinge geworden wie vorher. Scheltet mich nur, ſprach Meiſter Martin, ſcheltet mich nur wacker aus, ich hab' es wohl verdient, aber als der

Alte ſolch abgeſchmacktes Zeug redete, es ſchnürte mir die Kehle zu, ich konnte nicht anders antworten. — Und dann, fuhr Paumgartner fort, und dann der tolle Vorſatz ſelbſt, eure Tochter durchaus nur einem Küper geben zu wollen. Dem Himmel, ſpracht ihr, ſoll eurer Tochter Schickſal anheim geſtellt ſeyn und doch greift ihr mit irdiſcher Blödſinnigkeit dem Rathſchluß der ewigen Macht vor, indem ihr eigenſinnig vorher feſtſetzt, aus welchem kleinen Kreiſe ihr den Eidam nehmen wollt. Das kann euch und eure Roſa ins Verderben ſtürzen. Laßt ab Meiſter Martin, laßt ab von ſolcher unchriſtlicher kindiſcher Thorheit, laßt die ewige Macht gebieten, die in eurer Tochter frommes Herz ſchon den richtigen Ausſpruch legen wird. Ach mein würdiger Herr, ſprach Meiſter Martin ganz kleinmüthig, nun erſt ſehe ich ein, wie übel ich daran that, nicht gleich alles herauszuſagen. Ihr meint, nur die Hochſchätzung meines Handwerks habe mich zu dem unabänderlichen Entſchluß gebracht, Roſa nur an einen Küpermeiſter zu verheirathen, es iſt dem aber nicht

ſo, noch ein anderer, gar wunderbarer geheim⸗nißvoller Grund dazu iſt vorhanden. — Ich kann euch nicht fortlaſſen ohne daß ihr alles erfahren habt, ihr ſollt nicht über Nacht auf mich grollen. Setzt euch, ich bitte gar herz⸗lich darum, verweilt noch einige Augenblicke. Seht, hier ſteht noch eine Flaſche des älteſten Weins, den der mißmuthige Junker verſchmäht hat, laßt es euch noch bei mir gefallen. Paum⸗gartner erſtaunnte über Meißer Martins zu⸗trauliches Eindringen, das ſonſt gar nicht in ſeiner Natur lag, es war als laſte dem Mann etwas gar ſchwer auf dem Herzen, das er los ſeyn wollte. Als nun Paumgurtner ſich geſetzt und ein Glas Wein getrunken hatte, fing Meiſter Martin auf folgende Weiſe an: ihr wißt, mein lieber würdiger Herr, daß meine brave Hausfrau bald nachdem Roſa geboren, an den Folgen des ſchweren Kind⸗bettes ſtarb. Damals lebte meine uralte Großmutter noch, wenn ſtocktaub und blind, kaum der Sprache fähig, gelähmt an allen Gliedern, im Bette liegen Tag und Nacht, anders leben genannt zu werden verdient.

Meine Roſa war getauft worden und die Amme ſaß mit dem Kinde in der Stube, wo die Großmutter lag. Mir war es ſo traurig und wenn ich das ſchöne Kind anblickte, ſo wunderbar freudig und wehmüthig zu Sinn, ich war ſo tief bewegt, daß ich zu jeder Arbeit mich untauglich fühlte und ſtill, in mich gekehrt, neben dem Bett der alten Großmutter ſtand, die ich glücklich pries, da ihr ſchon jetzt aller irdiſche Schmerz entnommen. Und als ich ihr nun ſo ins bleiche Antlitz ſchaue, da fängt ſie mit einem Mal an ſeltſam zu lächeln, es iſt, als glätteten ſich die verſchrumpften Züge aus, als färbten ſich die blaſſen Wangen. — Sie richtet ſich empor, ſie ſtreckt, wie plötzlich beſeelt von wunderbarer Kraft die gelähmten Aerme aus, wie ſie es ſonſt nicht vermochte, ſie ruft vernehmlich mit leiſer lieblicher Stimme: Roſa — meine liebe Roſa! — Die Amme ſteht auf und bringt ihr das Kind, das ſie in den Armen auf und nieder wiegt. Aber nun, mein würdiger Herr, nun denkt euch mein Erſtaunen, ja meinen Schreck, als die

Alte mit heller kräftiger Stimme ein Lied in der hohen fröhlichen Lobeweiß Herrn Hans Berchlers, Gaſtgebers zum Geiſt in Straſsburg zu ſingen beginnt, das alſo lautet:

Mägdlein zart mit rothen Wangen,
Roſa, hör das Gebot,
Maaſt dich wahren vor Noth und Bangen.
Halt' im Herzen nur Gott,
Treib keinen Spott,
Heg' kein thöricht Verlangen.
Ein glänzend Häuslein wird er bringen,
Würzige Fluthen treiben drinn,
Blanke Englein gar luſtig ſingen,
Mit frommen Sinn
Horch treuſter Minn
Ha! lieblichem Liebesklingen.
Das Häuslein mit güldnem Prangen,
Der hat's ins Haus getrag'n
Den wirſt du ſüß umfangen,
Darf'ſt nicht den Vater frag'n
Iſt dein Bränt'gam minniglich.
Ins Haus das Häuslein bringt allwegen
Reichthum, Glück, Heil und Hort,
Jungfräulein! – Augen klar!
Oehrlein auf vor treuem Wort,
Magſt wohl hinfort,
Blühen in Gottes Segen!

Und als ſie dies Lied ausgeſungen hat, legt ſie das Kind leiſe und behutſam auf das

Deck-

Deckbette nieder, und die welke zitternde Hand auf ſeine Stirn gelegt, lispelt ſie unverſtändliche Worte, aber das ganz verklärte Antlitz der Alten zeigt wohl, daß ſie Gebete ſpricht. Nun ſinkt ſie nieder mit dem Kopfe auf die Bettkiſſen und in dem Augenblick als die Amme das Kind forträgt, ſeufzte ſie tief auf. Sie iſt geſtorben! — Das iſt, ſprach Paumgartner, als Meiſter Martin ſchwieg, das iſt eine wunderbare Geſchichte, aber doch ſehe ich gar nicht ein, wie das weiſſagende Lied der alten Großmutter mit euerm ſtarrſinnigen Vorſatz, Roſa nur einem Küpermeiſter geben zu wollen zuſammenhängen kann. Ach, erwiederte Meiſter Martin, was kann denn klarer ſeyn, als daß die Alte in dem letzten Augenblick ihres Lebens von dem Herrn ganz beſonders erleuchtet, mit weiſſagender Stimme verkündete, wie es mit Roſa, ſollte ſie glücklich ſeyn, ſich fügen müſſe. Der Bräutigam der mit dem blanken Häuslein Reichthum, Glück, Heil und Hort ins Haus bringt: wer kann das anders ſeyn, als der tüchtige Küper, der bei mir ſein Meiſterſtück,

ſein blankes Häuslein gefertigt hat? In welchem andern Häuslein treiben würzige Fluten als in dem Weinfaß? Und wenn der Wein arbeitet, dann rauſcht und ſummt es wohl auch und plätſchert, das ſind die lieben Englein, die in den Fluten auf- und abfahren und luſtige Liedlein ſingen. Ja, ja! — keinen andern Bräutigam hat die alte Großmutter gemeint als den Küpermeiſter, und dabei ſoll es denn auch bleiben. Ihr erklärt, ſprach Paumgartner, ihr erklärt, lieber Meiſter Martin, die Worte der alten Großmutter nun einmal nach eurer Weiſe. Mir will eure Deutung gar nicht recht zu Sinn uud ich bleibe dabei, daß ihr alles der Fügung des Himmels und dem Herzen eurer Tochter, in dem gewiß der richtige Ausſpruch verborgen liegt, lediglich überlaſſen ſollt. Und ich, fiel Martin ungeduldig ein, ich bleibe dabei, daß mein Eidam nun ein für allemal kein anderer ſeyn ſoll, als ein tüchtiger Küper. Paumgartner wäre beinahe zornig geworden über Martins Eigenſinn, doch hielt er an ſich, und ſtand auf vom Sitze, indem er ſprach: es iſt

ſpät geworden Meiſter Martin, laßt uns jetzt aufhören mit Trinken und Reden, beides ſcheint uns nicht mehr dienlich zu ſeyn. — Als ſie nun hinaustraten auf den Flur, ſtand ein junges Weib da mit fünf Knaben, von denen der älteſte kaum acht, der jüngſte kaum ein halbes Jahr alt ſeyn mochte, Das Weib jammerte und ſchluchzte. Roſa eilte den Eintretenden entgegen und ſprach: ach Gott im Himmel, Valentin iſt nun doch geſtorben, dort ſteht ſein Weib mit den Kindern. Was? — Valentin geſtorben? rief Meiſter Martin ganz beſtürzt — ei über das Unglück — über das Unglück! — Denkt euch, wandte er ſich dann zu Paumgartner, denkt euch, mein würdiger Herr! Valentin war der geſchickteſte Geſelle, den ich in der Arbeit hatte, und dabei fleißig und fromm. Vor einiger Zeit verwundete er ſich bei dem Bau eines großen Faſſes gefährlich mit dem Lenkbeil, die Wunde wurde ſchlimmer und ſchlimmer, er verfiel in ein heftiges Fieber und hat nun gar ſterben müſſen, in ſeinen blühendſten Jahren. Darauf ſchritt Meiſter Martin zu auf das troſt-

loſe Weib, die in Thränen gebadet, klagte, daß ſie nun wohl verderben werde, in Noth und Elend. Was, ſprach Martin, was denkt ihr denn von mir, in meiner Arbeit brachte ſich euer Mann die gefährliche Wunde bei, und ich ſollte euch verlaſſen in eurer Noth? — Nein ihr alle gehört fortan zu meinem Hauſe. Morgen, oder wenn ihr wollt, begraben wir euern armen Mann, und dann zieht ihr mit euern Knaben auf meinen Meierhof vor dem Frauenthor, wo ich meine ſchöne offne Werkſtatt habe und täglich mit meinen Geſellen arbeite. Da könnt ihr dann meiner Hauswirthſchaft vorſtehen, und eure tüchtigen Knaben will ich erziehen, als wären es meine eigenen Söhne. Und daß ihrs nur wißt, euern alten Vater nehme ich auch in mein Haus. Das war ſonſt ein tüchtiger Küpergeſelle, als er noch Kraft in den Aermen hatte. Nun! — wenn er auch nicht mehr Schlägel, Kimmkeule oder Bandhake regieren, oder auf der Fügbank arbeiten kann, ſo iſt er doch wohl noch des Degſels mächtig, oder ſchabt mir mit dem Krummmeſſer die Bände

aus. Genug, er ſoll mit euch zuſammen in meinem Hauſe aufgenommen ſeyn. Hätte Meiſter Martin das Weib nicht erfaßt, ſie wäre ihm vor Schmerz und tiefer Rührung beinahe entſeelt zu Füßen geſunken. Die älteſten Jungen hingen ſich an ſein Wamms, und die beiden jüngſten, die Roſa auf den Arm genommen, ſtreckten die Händchen nach ihm aus, als hätten ſie alles verſtanden. Der alte Paumgartner ſprach lächelnd, indem ihm die hellen Thränen in den Augen ſtanden: Meiſter Martin, man kann euch nicht gram werden; und begab ſich dann nach ſeiner Behauſung.

Wie die beiden jungen Geſellen, Friedrich und Reinhold, mit einander bekannt wurden.

Auf einer ſchönen graſigten, von hohen Bäumen beſchatteten Anhöhe, lag ein junger Geſell von ſtattlichem Anſehen, Friedrich geheißen. Die Sonne war ſchon herabgeſunken und roſige Flammen leuchteten auf aus dem tiefen Himmelsgrunde. Ganz deutlich konnte

man in der Ferne die berühmte Reichsſtadt Nürnberg ſehen, die ſich im Thale ausbreitete und ihre ſtolzen Thürme kühn in das Abendroth hinaufſtreckte, das ſein Gold ausſtrömte auf ihre Spitzen. Der junge Geſell hatte den Arm geſtützt auf das Reiſebündel, das neben ihm lag, und ſchaute mit ſehnſuchtsvollen Blicken herab in das Thal. Dann pflückte er einige Blumen, die um ihn her in dem Graſe ſtanden, und warf ſie in die Lüfte dem Abendroth zu, dann ſah er wieder traurig vor ſich hin und heiße Thränen perlten in ſeinen Augen. Endlich erhob er den Kopf, breitete beide Arme aus, als wolle er eine geliebte Geſtalt umfangen und ſang mit heller gar lieblicher Stimme folgendes Lied:

Schau ich dich wieder,
O Heimath ſüß,
Nicht von dir ließ
Mein Herz getreu und bieder.
O roſiges Roth, geh' mir auf,
Mag nur ſchauen Roſen,
Blüh'nde Liebesblüth,
Neig' dem Gemüth
Dich zu mit wonnigem Koſen.
Willſt du ſpringen o ſchwellende Bruſt?

Halt dich feſt in Schmerz und ſüßer Luſt.
O goldnes Abendroth!!
Schöner Strahl ſey mein frommer Bot'
Seufzer — Thränen mußt
Treulich zu ihr tragen.
Und ſtürb' ich nun,
Möchten Röslein dich fragen,
Sprich! — in Lieb' verging ſein Herz.

Nachdem Friedrich dies Lied geſungen, zog er aus ſeinem Reiſebündel ein Stücklein Wachs hervor, erwärmte es an ſeiner Bruſt und begann eine ſchöne Roſe mit hundert feinen Blättern ſauber und kunſtvoll auszukneten. Während der Arbeit ſummte er einzelne Strophen aus dem Liede vor ſich hin, das er geſungen, und ſo ganz in ſich ſelbſt vertieft, bemerkte er nicht den hübſchen Jüngling, der ſchon lange hinter ihm ſtand und emſig ſeiner Arbeit zuſchaute. Ei mein Freund, fing nun der Jüngling an, ei mein Freund, das iſt ein ſauberes Stück, was ihr da formt. Friedrich ſchaute ganz erſchrocken um ſich, als er aber dem fremden Jüngling in die dunklen freundlichen Augen ſah, war es ihm, als kenne er ihn ſchon lange; lächelnd erwiederte er: ach lieber Herr, wie möget ihr nur eine

Spielerei beachten, die mir zum Zeitvertreibe dient auf der Reiſe. Nun, fuhr der fremde Jüngling fort, nun wenn ihr die ſo getreulich nach der Natur zart geformte Blume eine Spielerei nennt, ſo müßt ihr ein gar wackrer geübter Bildner ſeyn. Ihr ergötzt mich auf doppelte Art. Erſt drang mir euer Lied, das ihr nach der zarten Buchſtabenweis Martin Häſchers ſo lieblich abſanget, recht durch die Bruſt und jetzt muß ich eure Kunſtfertigkeit im Formen hoch bewundern. Wo gedenkt ihr denn noch heute hinzuwandern? Das Ziel, erwiederte Friedrich, das Ziel meiner Reiſe liegt dort uns vor Augen. Ich will hin nach meiner Heimath, nach der berühmten Reichsſtadt Nürnberg. Doch die Sonne iſt ſchon tief hinabgeſunken, deshalb will ich unten im Dorfe übernachten, morgen in aller Frühe gehts dann fort, und zu Mittag kann ich in Nürnberg ſeyn. Ei, rief der Jüngling freudig, ei wie ſich das ſo ſchön trifft, wir haben denſelben Weg, auch ich will nach Nürnberg. Mit euch übernachte ich auch hier im Dorfe, und dann ziehen wir

morgen weiter. Nun laßt uns noch eins plaudern. Der Jüngling, Reinhold geheißen, warf ſich neben Friedrich ins Gras und fuhr dann fort: nicht wahr, ich irre mich nicht, ihr ſeyd ein tüchtiger Gießkünſtler, das merk' ich an der Art zu modelliren, oder ihr arbeitet in Gold und Silber? Friedrich ſah ganz traurig vor ſich nieder und fing dann kleinmüthig an: ach lieber Herr, ihr haltet mich für etwas viel beſſeres und höheres, als ich wirklich bin. Ich will es euch nur geradehin ſagen, daß ich die Küperprofeſſion erlernt habe und nach Nürnberg zu einem bekannten Meiſter in die Arbeit gehen will. Ihr werdet mich nun wohl verachten, da ich nicht herrliche Bilder zu modelliren und zu gießen vermag, ſondern nur Reife um Fäſſer und Kufen ſchlage. Reinhold lachte laut auf und rief, nun das iſt in der That luſtig. Ich ſoll euch verachten, weil ihr ein Küper ſeyd, und ich — ich bin ja ſelbſt gar nichts anderes, als das. Friedrich blickte ihn ſtarr an, er wußte nicht was er glauben ſollte, denn Reinholds Aufzug paßte freilich zu nichts

weniger, als zu einem reiſenden Küpergeſellen. Das Wamms von feinem ſchwarzen Tuch mit geriſſenem Sammt beſetzt, die zierliche Halskrauſe, das kurze breite Schwert, das Barett mit einer langen herabhängenden Feder, ließen eher auf einen wohlbegüterten Handelsmann ſchließen, und doch lag wieder in dem Antlitz, in der ganzen Geſtalt des Jünglings ein wunderbares Etwas, das dem Gedanken an den Handelsmann nicht Raum gab. Reinhold merkte Friedrichs Zweifel, er riß ſein Reiſebündel auf, holte das Küperſchurzfell, ſein Meſſerbeſteck hervor und rief: ſchau doch her mein Freund, ſchau doch nur her! — zweifelſt du noch daran, daß ich dein Camerad bin? — Ich weiß, dir iſt mein Anzug befremdlich, aber ich komme von Straßburg, da gehen die Küper ſtattlich einher wie Edelleute. Freilich hatte ich ſonſt, gleich dir, auch wohl Luſt zu etwas anderm, aber nun geht mir das Küperhandwerk über alles, und ich habe manch' ſchöne Lebenshoffnung darauf geſtellt. Gehts dir nicht auch ſo Kamerad? — Aber beinahe

ſcheint es mir, als habe ſich unverſehens ein düſtrer Wolkenſchatten in dein heiteres Jugendleben hineingehängt, vor dem du nicht fröhlich um dich zu blicken vermagſt. Das Lied, das du vorhin ſangſt, war voll Liebesſehnſucht und Schmerz, aber es kamen Klänge darin vor, die wie aus meiner eignen Bruſt hervorleuchteten und es iſt mir, als wiſſe ich ſchon alles, was in dir verſchloſſen. Um ſo mehr magſt du mir alles vertrauen, werden wir denn nicht ohnedies in Nürnberg wackre Kumpane ſeyn und bleiben? Reinhold ſchlang einen Arm um den Friedrich und ſah ihm freundlich ins Auge. Darauf ſprach Friedrich: je mehr ich dich anſchaue frommer Geſelle, deſto ſtärker zieht es mich zu dir hin, ich vernehme deutlich die wunderbare Stimme in meinem Innern, die wie ein treues Eccho wiederklingt vom Ruf des befreundeten Geiſtes. Ich muß dir alles ſagen! — Nicht als ob ich armer Menſch dir wichtige Geheimniſſe zu vertrauen hätte, aber weil nur die Bruſt des treueſten Freundes Raum giebt dem fremden Schmerz und ich in den erſten Augenblicken

unſrer jungen Bekanntſchaft dich eben für meinen treueſten Freund halte. — Ich bin nun ein Küper worden und darf mich rühmen mein Handwerk zu verſtehen, aber einer andern wohl ſchönern Kunſt war mein ganzer Sinn zugewandt von Kindheit auf. Ich wollte ein großer Meiſter im Bildergießen und in der Silberarbeit werden, wie Peter Fiſcher oder der italiſche Benvenuto Cellini. Mit glühendem Eifer arbeitete ich beim Herrn Johannes Holzſchuer, dem berühmten Silberarbeiter in meiner Heimath, der ohne gerade ſelbſt Bilder zu gießen mir doch alle Anleitung dazu zu geben wußte. In Herrn Holzſchuers Haus kam nicht ſelten Herr Tobias Martin der Küpermeiſter mit ſeiner Tochter, der holdſeligen Roſa. Ohne daß ich es ſelbſt ahnete, kam ich in Liebe. Ich verließ die Heimath und ging nach Augsburg, um die Bildergießerei recht zu erlernen, aber nun ſchlugen erſt recht die hellen Liebesflammen in meinem Innern auf. Ich ſah und hörte nur Roſa; alles Streben, alles Mühen, das mich nicht zu ihrem Beſitz führte, ekelte

mich an. Den einzigen Weg dazu ſchlug ich ein. Meiſter Martin gibt ſeine Tochter nur dem Küper, der in ſeinem Hauſe das tüchtigſte Meiſterſtück macht und übrigens der Tochter wohl anſteht. Ich warf meine Kunſt bei Seite und erlernte das Küperhandwerk. Ich will hin nach Nürnberg und bei Meiſter Martin in Arbeit gehen. Aber nun die Heimath vor mir liegt und Roſa's Bild recht in lebendigem Glühen mir vor Augen ſteht, nun möcht' ich vergehen in Zagen, Angſt und Noth. Nun ſeh' ich klar das Thörichte meines Beginnens. Weiß ich's denn, ob Roſa mich liebt, ob ſie mich jemals lieben wird? — Reinhold hatte Friedrichs Geſchichte mit ſteigender Aufmerkſamkeit angehört. Jetzt ſtützte er den Kopf auf den Arm und indem er die flache Hand vor die Augen hielt, fragte er dumpf und düſter: hat Roſa euch denn niemals Zeichen der Liebe gegeben? Ach, erwiederte Friedrich, ach Roſa war, als ich Nürnberg verließ, mehr Kind als Jungfrau. Sie mochte mich zwar gern leiden, ſie lächelte mich gar holdſelig an, wenn ich in

Herrn Holzſchuers Garten unermüdlich mit ihr Blumen pflückte und Kränze wand, aber — Nun ſo iſt ja noch gar keine Hoffnung verloren, rief auf einmal Reinhold ſo heftig und mit ſolch widrig gellender Stimme, daß Friedrich ſich faſt entſetzte. Dabei raffte er ſich auf, das Schwert klirrte an ſeiner Seite und als er nun hoch aufgerichtet da ſtand, fielen die tiefen Nachtſchatten auf ſein verblaßtes Antlitz und verzerrten die milden Züge des Jünglings auf recht häßliche Weiſe, ſo daß Friedrich ganz ängſtlich rief: was iſt dir denn nun auf einmal geſchehen? dabei trat er ein paar Schritte zurück, und ſtieß mit dem Fuß an Reinholds Reiſebündel. Da rauſchte aber ein Saitenklang auf und Reinhold rief zornig: du böſer Geſelle, zerbrich mir nicht meine Laute. Das Inſtrument war an dem Reiſebündel befeſtigt, Reinhold ſchnallte es los und griff ſtürmiſch hinein, als wolle er alle Saiten zerſprengen. Bald wurde aber das Spiel ſanft und melodiſch. Laß uns, ſprach er ganz in dem mildem Ton, wie zuvor, laß uns, lieber Bruder, nun hinabgehen in das Dorf.

Hier trage ich ein gutes Mittel in den Händen, die böſen Geiſter zu bannen, die uns etwa in den Weg treten und vorzüglich mir was anhaben könnten. Ei lieber Bruder, erwiederte Friedrich, was ſollten uns denn auf unſerm Wege böſe Geiſter anhaben. Aber dein Spiel iſt gar lieblich, fahr nur damit fort. — Die goldnen Sterne waren hinaufgezogen an des Himmels dunklem Azur. Der Nachtwind ſtrich im dumpfen Geſäuſel über die duftenden Wieſen. Lauter murmelten die Bäche, rings umher rauſchten die düſtern Bäume des fernen Waldes. Da zogen Friedrich und Reinhold hinab, ſpielend und ſingend, und hell und klar wie auf leuchtenden Schwingen wogten die ſüßen Töne ihrer ſehnſüchtigen Lieder durch die Lüfte. Im Nachtlager angekommen, warf Reinhold Laute und Reiſebündel ſchnell ab und drückte Friedrich ſtürmiſch an ſeine Bruſt, der auf ſeinen Wangen die brennenden Thränen fühlte, die Reinhold vergoſſen.

Wie die beiden jungen Geſellen, Reinhold und Friedrich, in Meiſter Martins Hauſe aufgenommen wurden.

Als am andern Morgen Friedrich erwachte, vermißte er den neuerworbnen Freund, der ihm zur Seite ſich auf das Strohlager geworfen hatte, und da er auch Laute und Reiſebündel nicht mehr ſah, ſo glaubte er nicht anders, als daß Reinhold aus ihm unbekannten Urſachen ihn verlaſſen und einen andern Weg eingeſchlagen habe. Kaum trat Friedrich aber zum Hauſe heraus, als ihm Reinhold, Reiſebündel auf dem Rücken, Laute unterm Arm, ganz anders gekleidet als geſtern, entgegentrat. Er hatte die Feder vom Barett genommen, das Schwert abgelegt und ſtatt des zierlichen Wamſes mit dem Sammtbeſatz ein ſchlichtes Bürgerwamms von unſcheinbarer Farbe angezogen. Nun, rief er fröhlich lachend dem verwunderten Freunde entgegen, nun, Bruder, hältſt du mich doch gewiß für deinen wahren Kumpan und wackern Kameraden.

raden. — Aber höre, für einen, der in Liebe iſt, haſt du tüchtig genug geſchlafen. Steh' nur, wie hoch ſchon die Sonne ſteht. Laß' uns nur gleich fortwandern. — Friedrich war ſtill und in ſich gekehrt, er antwortete kaum auf Reinholds Fragen, achtete kaum auf ſeine Scherze. Ganz ausgelaſſen ſprang Reinhold hin und her jauchzte und ſchwenkte das Barett in den Lüften. Doch auch er würde ſtiller und ſtiller, je näher ſie der Stadt kamen. „Ich kann vor Angſt, vor Beklommenheit, vor ſüßem Weh nicht weiter, laß uns hier unter dieſen Bäumen ein wenig ruhen.“ So ſprach Friedrich, als ſie ſchon beinahe das Thor von Nürnberg erreicht hatten, und warf ſich ganz erſchöpft nieder in das Gras. Reinhold ſetzte ſich zu ihm und fing nach einer Weile an: Ich muß dir, mein herziger Bruder, geſtern Abend recht verwunderlich vorgekommen ſeyn. Aber als du mir von deiner Liebe erzählteſt, als du ſo troſtlos warſt, da ging mir allerlei einfältiges Zeug durch den Kopf, welches mich verwirrte und am Ende hätte toll machen können, vertrieb nicht dein

ſchöner Geſang und meine Laute die böſen Geiſter. Heute als mich der erſte Strahl der Morgenſonne weckte, war nun vollends, da ſchon von Abend der ſchlimme Spuck gewichen, alle Lebensluſt in mein Gemüth zurückgekehrt. Ich lief hinaus, und im Gebüſch umher kreuzend, kamen mir allerlei herrliche Dinge in den Sinn. Wie ich dich ſo gefunden, wie mein ganzes Gemüth ſich dir zugewandt! — Eine anmuthige Geſchichte, die ſich vor einiger Zeit in Italien zutrug, eben als ich dort war, fiel mir ein, ich will ſie dir erzählen, da ſie recht lebendig zeigt, was wahre Freundſchaft vermag. Es begab ſich, daß ein edler Fürſt, eifriger Freund und Beſchützer der ſchönen Künſte, einen ſehr hohen Preis ausgeſetzt hatte, für ein Gemälde, deſſen herrlicher, aber gar ſchwer zu behaltender Gegenſtand genau beſtimmt war. Zwei junge Maler, die durch das engſte Freundſchaftsband verbunden, zuſammen zu arbeiten pflegten, beſchloſſen um den Preis zu ringen. Sie theilten ſich ihre Entwürfe mit und ſprachen viel darüber, wie die Schwierigkeit des Gegen-

ſtandes zu überwinden. Der ältere, im Zeichnen, im Ordnen der Gruppen erfahrner, hatte bald das Bild erfaßt und entworfen und ſtand nun bei dem Jüngern, der ſchon im Entwurf ganz verzagt von dem Bilde abgelaſſen, hätte der Aeltere ihn nicht unabläſſig ermuntert und guten Rath ertheilt. Als ſie nun zu malen begannen, wußte der Jüngere, ein Meiſter in der Kunſt der Farbe, dagegen dem Aeltern manchen Wink zu geben, den dieſer mit tüchtigem Erfolg benutzte, ſo daß der Jüngere nie ein Bild beſſer gezeichnet, der Aeltere nie ein Bild beſſer gefärbt hatte. Als die Gemälde vollendet waren, fielen ſich beide Meiſter in die Arme, jeder war innig erfreut — entzückt über die Arbeit des andern, jeder dem andern den wacker verdienten Preis zuerkennend. Es begab ſich aber, daß der Jüngere den Preis erhielt, da rief er ganz beſchämt: o wie konnte ich denn den Preis erringen, was iſt mein Verdienſt gegen das meines Freundes, wie hätte ich denn nur ohne ſeinen Rath, ohne ſeinen wakkern Beiſtand etwas tüchtiges hervorbringen

können? Da ſprach aber der ältere: und haſt du mir denn nicht auch beigeſtanden mit tüchtigem Rath? mein Gemälde iſt wohl auch nichts ſchlechtes, aber du haſt den Preis davon getragen, wie ſichs gebührt. Nach gleichem Ziel zu ſtreben, wacker und offen, das iſt recht Freundes Sache, der Lorbeer, den der Sieger erhält, ehrt auch den Beſiegten; ich liebe dich nun noch mehr, da du ſo tapfer gerungen, und mit deinem Siege mir auch Ruhm und Ehre gebracht haſt. — Nicht wahr Friedrich, der Maler hatte Recht? — Wacker, ohne allen tückiſchen Hinterhalt um gleichen Preis ringen, ſollte das wahre Freunde nicht noch mehr, recht aus der Tiefe des Herzens einigen, ſtatt ſie zu entzweien? ſollte in edlen Gemüthern wohl kleinlicher Neid oder gar hämiſcher Haß Raum finden können? Niemals, erwiederte Friedrich, gewiß niemals. Wir ſind nun recht liebende Brüder geworden, in kurzer Zeit fertigen wir beide wohl das Nürnberger Meiſterſtück, ein tüchtiges zweifudriges Faß ohne Feuer getrieben, aber der Himmel mag mich davor be-

wahren, daß ich auch nur den kleinſten Neid ſpüren ſollte, wenn das deinige, lieber Bruder Reinhold, beſſer geräth, als das meinige. Ha, ha, ha, lachte Reinhold laut auf, geh mir mit deinem Meiſterſtück, das wirſt du ſchon fertigen, zur Luſt aller tüchtigen Küper. Und das du's nur weißt, was das Berechnen der Größe, der Proportion, das Abzirkeln der hübſchen Rundung betrifft, da findeſt du an mir deinen Mann. Und auch in Anſehung des Holzes kannſt du dich auf mich verlaſſen. Stabholz von im Winter gefällten Steineichen, ohne Wurmſtich, ohne weiße oder rothe Streifen, ohne Flammen, das ſuchen wir aus, du kannſt meinem Auge trauen. Ich ſteh dir in allem bei mit Rath und That. Und darum ſoll mein Meiſterſtück nicht geringer ausfallen. Aber du Herr im Himmelsthrone, unterbrach hier Friedrich den Freund, was ſchwatzen wir denn davon, wer das beſte Meiſterſtück machen ſoll? — Sind wir denn im Streit deshalb? — Das beſte Meiſterſtück — um Roſa zu verdienen! — Wie kommen wir denn darauf! — mir ſchwindelts

im Kopfe — ei Bruder, rief Reinhold immer noch lachend, an Roſa war ja gar nicht gedacht. Du biſt ein Träumer. Komm nur, daß wir endlich die Stadt erreichen. Friedrich raffte ſich auf, und wanderte ganz verwirrten Sinnes weiter. Als ſie im Wirthshauſe ſich wuſchen und abſtäubten, ſprach Reinhold zu Friedrich: eigentlich weiß ich für mein Theil gar nicht, bei welchem Meiſter ich in Arbeit gehen ſoll, es fehlt mir hier an aller Bekanntſchaft und da dächt' ich, du nähmſt mich nur gleich mit zum Meiſter Martin, lieber Bruder! Vielleicht gelingt es mir bei ihm anzukommen. Du nimmſt mir, erwiederte Friedrich, eine ſchwere Laſt vom Herzen, denn, wenn du bei mir bleibſt, wird es mir leichter werden, meine Angſt, meine Beklommenheit zu beſiegen. So ſchritten nun beide junge Geſellen rüſtig fort nach dem Hauſe des berühmten Küpers, Meiſter Martin. — Es war gerade der Sonntag, an dem Meiſter Martin ſeinen Kerzenmeiſter-Schmaus gab, und hohe Mittagszeit. So kam es, daß, als Reinhold und Friedrich in Martins Haus

hineintraten, ihnen Gläſergeklirr und das verwirrte Getöſe einer luſtigen Tiſchgeſellſchaft entgegenklang. Ach, ſprach Friedrich ganz kleinmüthig, da ſind wir wohl zur unrechten Stunde gekommen. Ich denke, erwiederte Reinhold, gerade zur rechten, denn beim frohen Mahl iſt Meiſter Martin gewiß guter Dinge und aufgelegt, unſere Wünſche zu erfüllen. Bald trat auch Meiſter Martin, dem ſie hatten ſich ankündigen laſſen, in feſtlichen Kleidern angethan, mit nicht geringer Gluth auf Naſ' und Wange heraus auf den Flur. So wie er Friedrich gewahrte, rief er laut: Sieh da Friedrich! guter Junge, biſt du wieder heimgekommen? — Das iſt brav! — Und haſt dich auch zu dem hochherrlichen Küperhandwerk gewandt! — Zwar zieht Herr Holzſchuer, wenn von dir die Rede iſt, verdammte Geſichter und meint, an dir ſey nun gar ein großer Künſtler verdorben und du hätteſt wohl ſolche hübſche Bildlein und Geländer gießen können, wie ſie in St. Sebald und an Fuggers Hauſe zu Augsburg zu

ſehen, aber das iſt nur dummes Gewäſche, du haſt recht gethan dich zu dem Rechten zu wenden. Sey mir viel tauſend Mal will⸗kommen.“ Und damit faßte ihn Herr Martin bei den Schultern und drückte ihn an ſich, wie er es zu thun pflegte, in herzlicher Freude. Friedrich lebte ganz auf bei Meiſter Martins freundlichem Empfang, alle Beklommenheit war von ihm gewichen, und er trug frei und unverzagt dem Meiſter nicht allein ſein An⸗liegen vor, ſondern empfahl auch Reinhold zur Aufnahme. Nun, ſprach Meiſter Martin, nun in der That, zu gelegnerer Zeit hättet ihr gar nicht kommen können, als eben jetzt, da ſich die Arbeit häuft und es mir an Arbei⸗tern gebricht. Seyd mir beide herzlich will⸗kommen. Legt nur eure Reiſebündel ab und tretet hinein, die Mahlzeit iſt zwar beinahe geendet, aber ihr könnt doch noch Platz neh⸗men an der Tafel und Roſa ſoll für euch noch ſorgen. Damit ging Herr Martin mit den beiden Geſellen hinein. Da ſaßen denn nun die ehrſamen Meiſter, oben an der würdige Handwerksherr Jacobus Paumgartner, mit

glühenden Geſichtern. Der Nachtiſch war eben aufgetragen und ein edlerer Wein perlte in den großen Trinkgläſern. Es war an dem, daß jeder Meiſter mit lauter Stimme von etwas anderm ſprach und doch alle meinten ſich zu verſtehen, und daß bald dieſer oder jener laut auflachte, er wußte nicht warum. Aber wie nun der Meiſter Martin, beide Jünglinge an der Hand, laut verkündete, daß ſo eben ſich ganz erwünſcht die beiden, mit guten Handwerkszeugniſſen verſehenen Geſellen bei ihm eingefunden hätten, wurde alles ſtill und jeder betrachtete die ſchmucken Leute mit behaglichem Wohlgefallen. Reinhold ſchaute mit hellen Augen beinahe ſtolz umher, aber Friedrich ſchlug die Augen nieder und drehte das Barett in den Händen. Meiſter Martin wies den Jünglingen Plätze an dem unterſten Ende der Tafel an, aber das waren wohl gerade die herrlichſten, die es nur gab, denn alsbald erſchien Roſa, ſetzte ſich zwiſchen beiden und bediente ſie ſorglich mit köſtlichen Speiſen und edlem Getränk. — Die holde Roſa, in hoher Anmuth,

in vollem Liebreiz prangend, zwiſchen den beiden bildſchönen Jünglingen, mitten unter den alten bärtigen Meiſtern — das war gar lieblich anzuſchauen, man mußte an ein leuchtendes Morgenwölklein denken, das einzeln am düſtern Himmel heraufgezogen, oder es mochten auch wohl ſchöne Frühlingsblumen ſeyn, die ihre glänzenden Häupter aus trüdem, farbloſen Graſe erhoben. Friedrich vermochte vor lauter Wonne und Seligkeit kaum zu athmen, nur verſtohlen blickte er dann und wann nach der, die ſein ganzes Gemüth erfüllte; er ſtarrte vor ſich hin auf den Teller — wie wär es ihm möglich geweſen, nur einen Biſſen herunter zu bringen. Reinhold dagegen wandte die Augen, aus denen funkelnde Blitze ſtrahlten, nicht ab von der lieblichen Jungfrau. Er fing an von ſeinen weiten Reiſen zu erzählen auf ſolch wunderbare Art, wie es Roſa noch niemals gehört hatte. Es war ihr, als wenn alles, wovon Reinhold nur ſprach, lebendig aufginge in tauſend ſtets wechſelnden Geſtalten. Sie war ganz Aug', ganz Ohr, ſie wußte nicht wie ihr

geſchah, wenn Reinhold in vollem Feuer der Rede ihre Hand ergriff und ſie an ſeine Bruſt drückte. Aber, brach Reinhold plötzlich ab, aber Friedrich, was ſitzeſt du da ſtumm und ſtarr. Iſt dir die Rede vergangen? Komm! — laß uns anſtoßen auf das Wohl der lieben holden Jungfrau, die uns ſo gaſtlich bewirthet. Friedrich ergriff mit zitternder Hand das große Trinkglas, das Reinhold bis an den Rand gefüllt hatte und das er, (Reinhold ließ nicht nach) bis auf den letzten Tropfen leeren mußte. Nun ſoll unſer brave Meiſter leben, rief Reinhold, ſchenkte wieder ein und abermals mußte Friedrich das Glas austrinken. Da fuhren die Feuergeiſter des Weins durch ſein Inneres und regten das ſtockende Blut an, daß es ſiegend in allen Pulſen und Adern hüpfte. Ach mir iſt ſo unbeſchreiblich wohl, liſpelte er, indem glühende Röthe in ſein Antlitz ſtieg, ach ſo gut iſt es mir auch ja noch nicht geworden. Roſa, die ſeine Worte wohl ganz anders deuten mochte, lächelte ihn an mit unbeſchreiblicher Milde. Da ſprach Friedrich befreit von aller

Bangigkeit: liebe Roſa, ihr möget euch meiner wohl gar nicht mehr erinnern? Ei, lieber Friedrich, erwiederte Roſa mit niedergeſchlagenen Augen, ei wie wär's denn möglich, daß ich euch vergeſſen haben ſollte in ſo kurzer Zeit. Bei dem alten Herrn Holzſchuer — damals war ich zwar noch ein Kind, aber ihr verſchmähtet es nicht, mit mir zu ſpielen und wußtet immer was hübſches, was artiges aufs Tapet zu bringen. Und das kleine allerliebſte Körblein von feinem Silberdrath, das ihr mir damals zu Weihnachten ſchenktet, das habe ich noch und verwahre es ſorglich als ein theures Andenken. Thränen glänzten in den Augen des wonnetrunknen Jünglings, er wollte ſprechen, aber, nur wie ein tiefer Seufzer, entquollen der Bruſt die Worte: o Roſa — liebe, liebe — Roſa! — Immer, fuhr Roſa fort, immer hab ich recht herzlich gewünſcht euch wieder zu ſehen, aber daß ihr zum Küperhandwerk übergehen würdet, das hab ich nimmermehr geglaubt. Ach wenn ich an die ſchönen Sachen denke, die ihr damals bei dem Meiſter Holzſchuer ver-

fertigtet, es iſt doch Schade, daß ihr nicht bei eurer Kunſt geblieben ſeyd. Ach Roſa, ſprach Friedrich, nur um euretwillen wurde ich ja untreu meiner lieben Kunſt. — Kaum waren dieſe Worte heraus, als Friedrich hätte in die Erde ſinken mögen vor Angſt und Scham! — Das unbeſonnenſte Geſtändniß war auf ſeine Lippen gekommen. Roſa, wie alles ahnend, wandte das Geſicht von ihm weg, er rang vergebens nach Worten. Da ſchlug Herr Paumgartner mit dem Meſſer hart auf den Tiſch und verkündete der Geſellſchaft, daß Herr Vollrad, ein würdiger Meiſterſinger, ein Lied anſtimmen werde. Herr Vollrad ſtand denn auch alsbald auf, räusperte ſich und ſang ſolch ein ſchönes Lied in der güldnen Tonweis Hanns Vogelgeſangs, daß allen das Herz vor Freuden hüpfte und ſelbſt Friebrich ſich wieder erholte von ſeiner ſchlimmen Bedrängniß. Nachdem Herr Vollrad noch mehrere ſchöne Lieder in andern herrlichen Weiſen, als da iſt, der ſüße Ton: die Krummzinkenweis, die geblümte Paradiesweis, die friſch Pomeranzenweis u. a. geſun-

gen, ſprach er, daß, wenn jemand an der Tafel was von der holdſeligen Kunſt der Meiſterſinger verſtehe, er nun auch ein Lied anſtimmen möge. Da ſtand Reinhold auf und ſprach, wenn es ihm erlaubt ſey, ſich auf italiſche Weiſe mit der Laute zu begleiten, ſo wolle er wohl auch ein Lied anſtimmen und dabei die deutſche Weis ganz beibehalten. Er holte, als niemand etwas dagegen hatte, ſein Inſtrument herbei und hub, nachdem er in gar lieblichen Klängen präludirt hatte, folgendes Lied an:

Wo ſteht das Brünnelein
Was ſprudelt würzigen Wein?
Im tiefen Grund.
Da kunt
Ihr fröhlich ſchau'n
Sein lieblich golden Rinnen,
Das ſchöne Brünnelein,
Drin ſprudelt goldner Wein,
Wer hat's gemacht,
Bedacht
Mit hoher Kunſt,
Und wackrem Fleiß daneben?
Das luſt'ge Brünnelein
Mit hoher Kunſt gar fein,
Allein

Thät es der Küper machen.
Erglüht von edlem Wein,
Im Herzen Liebe rein,
Jung Küpers Art,
Gar zart
Iſt das in allen Sachen.

Das Lied gefiel allen über die Maßen wohl, aber keinem ſo ſehr als dem Meiſter Martin, dem die Augen vor Freude und Entzücken glänzten. Ohne auf Vollrad zu achten, der beinahe zu viel von der ſtumpfen Schoßweis Hans Müllers ſprach, die der Geſelle gut genug getroffen — ohne auf ihn zu achten ſtand Meiſter Martin auf von ſeinem Sitze und ſchrie, indem er ſein Paßglas in die Höhe hob: komm her — du wackrer Küper und Meiſterſinger — komm her, mit mir, mit deinem Meiſter Martin ſollſt du dies Glas leeren! Reinhold mußte thun, wie ihm geboten. Als er zu ſeinem Platz zurückkehrte, raunte er dem tiefſinnigen Friedrich ins Ohr: nun mußt du ſingen — ſing' das Lied von geſtern Abend. Biſt du raſend, erwiederte Friedrich ganz erzürnt. Da ſprach Reinhold mit lauter Stimme zur Geſellſchaft: ihr ehr-

baren Herren und Meiſter! hier mein lieber Bruder Friedrich iſt noch viel ſchönerer Lieder mächtig und hat eine viel lieblichere Stimme als ich, aber die Kehle iſt ihm verſtaubt von der Reiſe, und da wird er ein ander mal ſeine Lieder in den herrlichſten Weiſen euch auftiſchen! — Nun fielen alle mit Loberhebungen über Friedrich her, als ob er ſchon geſungen hätte. Manche Meiſter meinten ſogar endlich, daß ſeine Stimme in der That doch lieblicher ſey, als die des Geſellen Reinhold, ſo wie Herr Vollrad, nachdem er noch ein volles Glas geleert hatte, überzeugt war, daß Friedrich doch die deutſchen ſchönen Weiſen beſſer treffe, als Reinhold, der gar zu viel italiſches an ſich habe. Aber Meiſter Martin warf den Kopf in den Nacken, ſchlug ſich auf den runden Bauch, daß es klatſchte, und rief: das ſind nun meine Geſellen — meine ſag ich, des Küpermeiſters Tobias Martin zu Nürnberg, Geſellen! — Und alle Meiſter nickten mit den Häuptern und ſprachen, die letzten Tropfen aus den hohen Trinkgläſern nippend: ja, ja! — eure, des Meiſter Martins brave

wackre

Geſellen! — Man begab ſich endlich zur Ruhe. Reinhold und Friedrich, jedem wies Meiſter Martin eine ſchmucke helle Kammer in ſeinem Hauſe an.

Wie der dritte Geſell zum Meiſter Martin ins Haus kam, und was ſich darauf weiter begab.

Als die beiden Geſellen Reinhold und Friedrich einige Wochen hindurch in Meiſter Martins Werkſtatt gearbeitet hatten, bemerkte dieſer, daß, was Meſſung mit Lineal und Zirkel, Berechnung und richtiges Augenmaaß betraf, Reinhold wohl ſeines Gleichen ſuchte, doch anders war es bei der Arbeit auf der Fügbank, mit dem Lenkbeil, oder mit dem Schlägel. Da ermattete Reinhold ſehr bald und das Werk förderte nicht, er mochte ſich mühen wie er wollte. Friedrich dagegen hobelte und hämmerte friſch darauf los, ohne ſonderlich zu ermüden. Was ſie aber mit einander gemein hatten, war ein ſittiges Betragen, in das vorzüglich auf Reinholds Anlaß, viel unbefangne Heiterkeit und gemüth-

liche Luſt kam. Dazu ſchonten ſie in voller Arbeit, zumal wenn die holde Roſa zugegen war, nicht ihre Kehlen, ſondern ſangen mit ihren lieblichen Stimmen, die gar anmuthig zuſammen gingen, manches herrliche Lied. Und wollte dann auch Friedrich, indem er hinüberſchielte nach Roſen, in den ſchwermüthigen Ton verfallen, ſo ſtimmte Reinhold ſogleich ein Spottlied an, das er erſonnen und das anfing: das Faß iſt nicht die Zither, die Zither nicht das Faß; ſo daß der alte Herr Martin oft den Degſel, den er ſchon zum Schlage erhoben, wieder ſinken ließ und ſich den wackelnden Bauch hielt vor innigem Lachen. Ueberhaupt hatten die beiden Geſellen, vorzüglich aber Reinhold, ſich ganz in Martins Gunſt feſtgeniſtet, und wohl konnte man bemerken daß Roſa auch manchen Vorwand ſuchte, um öfter und länger in der Werkſtatt zu verweilen, als ſonſt wohl geſchehen ſeyn mochte.

Eines Tages trat Herr Martin ganz nachdenklich in ſeine offne Werkſtatt vor dem Thore hinein, wo Sommer über gearbeitet

wurde. Eben ſetzten Reinhold und Friedrich ein kleines Faß auf. Da ſtellte ſich Meiſter Martin vor ſie hin, mit übereinander geſchlagenen Armen und ſprach: ich kann euch gar nicht ſagen, ihr lieben Geſellen, wie ſehr ich mit euch zufrieden bin, aber nun komme ich doch in große Verlegenheit. Vom Rhein her ſchreiben ſie, daß das heurige Jahr, was den Weinbau betrifft, geſegneter ſeyn werde, als je eins geweſen. Ein weiſer Mann hat geſagt, der Comet, der am Himmel herauf gezogen, befruchte mit ſeinen wunderbaren Strahlen die Erde, ſo daß ſie aus den tiefſten Schachten alle Glut, die die edlen Metalle kocht, herausſtrömen und ausdunſten werde, in die durſtigen Reben, die in üppigem Gedeihen Traub' auf Traube hervorarbeiten, und das flüßige Feuer, von dem ſie getränkt, hineinſprudeln würden in das Gewächs. Erſt nach beinahe dreihundert Jahren werde ſolch' günſtige Conſtellation wieder eintreten. — Da wirds nun Arbeit geben die Hülle und die Fülle. Und dazu kommt noch, daß auch der hochwürdige Herr Biſchoff von

Bamberg an mich geſchrieben und ein großes Faß bei mir beſtellt hat. Damit können wir nicht fertig werden und es thut Noth, daß ich mich noch nach einem tüchtigen Geſellen umſchaue. Nun möcht' ich aber auch nicht gleich dieſen oder jenen von der Straße unter uns aufnehmen und doch brennt mir das Feuer auf den Nägeln. Wenn ihr einen wackern Geſellen irgendwo wißt, den ihr unter euch leiden möchtet, ſo ſagts nur, ich ſchaff ihn her und ſollt' es mir auch ein gut Stück Geld koſten. Kaum hatte Meiſter Martin dies geſprochen, als ein junger Menſch von hohem kräftigen Bau mit ſtarker Stimme hinein rief: He da! iſt das hier Meiſter Martins Werkſtatt? Freilich erwiederte Meiſter Martin, indem er auf den jungen Geſellen losſchritt, freilich iſt ſie das, aber ihr braucht gar nicht ſo mörderlich hinein zu ſchreien und hinein zu tappen, ſo kommt man nicht zu den Leuten. Ha, ha, ha, lachte der junge Geſell, ihr ſeyd wohl Meiſter Martin ſelbſt, denn ſo mit dem dicken Bauche, mit dem ſtattlichen Unterkinn, mit den blin-

zelnden Augen, mit der rothen Naſe, gerade ſo iſt er mir beſchrieben worden. Seyd mir ſchön gegrüßt Meiſter Martin. „Nun was wollt ihr denn vom Meiſter Martin,“ fragte dieſer ganz unmuthig. Ich bin, antwortete der junge Menſch, ich bin ein Küpergeſell und wollte nur fragen, ob ich bei euch in Arbeit kommen könnte. Meiſter Martin trat vor Verwunderung, daß gerade in dem Augenblick, als er geſonnen war einen Geſellen zu ſuchen, ſich einer meldete, ein paar Schritte zurück, und maß den jungen Menſchen von Kopf bis zum Fuße. Der ſchaute ihn aber keck an mit blitzenden Augen. Als nun Meiſter Martin die breite Bruſt, den ſtarken Gliederbau, die kräftigen Fäuſte des jungen Menſchen bemerkte, dachte er bei ſich ſelbſt, gerade ſolch einen tüchtigen Kerl brauche ich ja, und fragte ihn ſogleich nach den Handwerkszeugniſſen. Die hab' ich nicht zur Hand, erwiederte der junge Menſch, aber ich werde ſie beſchaffen in kurzer Zeit, und geb' euch jetzt mein Ehrenwort, daß ich treu und redlich arbeiten will, das muß euch gnügen. Und damit, ohne Meiſter

Martins Antwort abzuwarten, ſchritt der junge Geſell zur Werkſtatt hinein, warf Barett und Reiſebündel ab, zog das Wamms herunter, band das Schurzfell vor und ſprach: ſagt nur gleich an Meiſter Martin, was ich jetzt arbeiten ſoll. Meiſter Martin, ganz verdutzt über des fremden Jünglings keckes Betragen, mußte ſich einen Augenblick beſinnen, dann ſprach er: nun Geſelle, beweiſet einmal gleich, daß ihr ein tüchtiger Küper ſeyd, nehmt den Gargelkamm zur Hand und fertigt an dem Faß, das dort auf dem Endſtuhl liegt, die Kröſe. Der fremde Geſell vollführte das, was ihm geheißen, mit beſonderer Stärke, Schnelle und Geſchicklichkeit und rief dann, indem er hell auflachte: nun Meiſter Martin zweifelt ihr noch daran, das ich ein tüchtiger Küper bin? — Aber, fuhr er fort, indem er in der Werkſtatt auf- und abgehend mit den Blicken Handwerkszeug und Holzvorrath muſterte, aber habt ihr auch tüchtiges Geräth und — was iſt denn das für ein Schlägelchen dort, damit ſpielen wohl eure Kinder? — und das Lenkbeilchen, hei! das

iſt wohl für die Lehrburſchen — Und damit ſchwang er den großen ſchweren Schlägel den Reinhold gar nicht regieren konnte und mit dem Friedrich nur mühſam handthierte, das wuchtige Lenkbeil, mit dem Meiſter Martin ſelbſt arbeitete, hoch in den Lüften. Dann rollte er ein paar große Fäſſer, wie leichte Bälle bei Seite und ergriff eine von den dicken noch nicht ausgearbeiteten Dauben. Ei rief er, ei Meiſter, das iſt gutes Eichenſtabholz, das muß ſpringen wie Glas! Und damit ſchlug er die Daube gegen den Schleifſtein, daß ſie mit lautem Schall glatt ab in zwei Stücke zerbrach. O wollt ihr doch, ſprach Meiſter Martin, wollt ihr doch, lieber Geſell, nicht etwa jenes zweifudrige Faß herausſchmeißen oder gar die ganze Werkſtatt zuſammenſchlagen. Zum Schlägel könnt ihr ja den Balken dort brauchen und damit ihr auch ein Lenkbeil nach eurem Sinn bekommt, will ich euch das drei Ellen lange Rolandsſchwert vom Rathhauſe herunterholen. Das wär' mir nun eben Recht, rief der junge Menſch, indem ihm die Augen funkelten, aber ſogleich ſchlug

er den Blick nieder und ſprach mit geſenkter Stimme: ich dachte nur, lieber Meiſter, daß ihr zu eurer großen Arbeit recht ſtarke Geſellen nöthig hättet und da bin ich wohl mit meiner Leibeskraft etwas zu vorlaut, zu prahleriſch geweſen. Nehmt mich aber immerhin in Arbeit, ich will wacker ſchaffen, was ihr von mir begehrt. Meiſter Martin ſah dem Jüngling ins Geſicht und mußte ſich geſtehen, daß ihm wohl nie edlere und dabei grundehrlichere Züge vorgekommen. Ja es war ihm, als rege ſich bei dem Anblick des Jünglings die dunkle Erinnerung irgend eines Mannes auf, den er ſchon ſeit langer Zeit geliebt und hochverehrt, doch konnte er dieſe Erinnerung nicht ins Klare bringen, wiewohl er deshalb des Jünglings Verlangen auf der Stelle erfüllte und ihm nur aufgab ſich nächſtens durch glaubhafte Atteſte zum Handwerk gehörig auszuweiſen. Reinhold und Friedrich waren indeſſen mit dem Aufſetzen des Faſſes fertig geworden und trieben nun die erſten Bände auf. Dabei pflegten ſie immer ein Lied anzuſtimmen und thaten es nun auch, indem ſie ein

ſeines Lied in der Stieglitzweis Adam Püſch- manns begannen. Da ſchrie aber Conrad (ſo war der neue Geſell geheißen) von der Fußbank, an die ihn Meiſter Martin geſtellt, herüber: ei was iſt denn das für ein Quinkeliren? Kommt es mir doch vor, als wenn die Mäuſe pfeifen hier in der Werkſtatt. Wollt ihr was ſingen, ſo ſingt ſo, daß es einem das Herz erfriſcht und Luſt macht zur Arbeit. Solches mag ich auch wohl bisweilen thun.“ Und damit begann er ein tolles Jagdlied mit Halloh und Huſſah! und dabei ahmte er das Gebell der Hundekoppeln, die gellenden Rufe der Jäger mit ſolch durchdringender, ſchmetternder Stimme nach, daß die großen Fäſſer wieder klangen und die ganze Werkſtatt erdröhnte. Meiſter Martin verhielt ſich mit beiden Händen die Ohren und der Frau Marthe (Valentins Wittwe) Knaben, die in der Werkſtatt ſpielten, verkrochen ſich furchtſam unters Stabholz. In dem Augenblick trat Roſa hinein, verwundert, erſchrokken über das fürchterliche Geſchrei, was gar nicht Singen zu nennen. So wie Conrad

Roſa gewahrte, ſchwieg er augenblicklich, ſtand von der Fußbank auf und nahte ſich ihr, ſie mit dem edelſten Anſtande grüßend. Dann ſprach er mit ſanfter Stimme, leuchtendes Feuer in den hellen braunen Augen: mein holdes Fräulein, welch ein ſüßer Roſenſchimmer ging denn auf in dieſer ſchlechten Arbeitshütte, als ihr eintratet, o wäre ich euer doch nur früher anſichtig geworden, nicht eure zarten Ohren hätt' ich beleidigt mit meinem wilden Jagdliede! — O, (ſo rief er, ſich zu Meiſter Martin und den andern Geſellen wendend) o hört doch nur auf mit euerm abſcheulichen Geklapper! — So lange euch das liebe Fräulein ihres Anblicks würdigt, mögen Schlägel und Treiber ruhn. Nur ihre ſüße Stimme wollen wir hören, und mit gebeugtem Haupt erlauſchen, was ſie gebietet uns demüthigen Knechten. „ Reinhold und Friedrich ſchauten ſich ganz verwundert an, aber Meiſter Martin lachte hell auf und rief: nun Conrad! — nun iſts klar, daß ihr der allernärriſchte Kauz ſeyd, der jemals ein Schurzfell vorgebunden. Erſt kommt ihr her und

wollt mir wie ein ungeſchlachter Rieſe alles zerſchmeißen, dann brüllt ihr dermaßen, daß uns allen die Ohren gellen und zum würdigen Schluß aller Tollheit ſeht ihr mein Töchterlein Roſa für ein Edelfräulein an, und gebehrdet euch wie ein verliebter Junker! Eure holde Tochter, erwiederte Conrad gelaſſen, eure holde Tochter kenne ich gar wohl lieber Meiſter Martin, aber ich ſage euch, daß ſie das hochherrlichſte Fräulein iſt, das auf Erden wandelt, und mag der Himmel verleihen, daß ſie den edelſten Junker würdige in treuer, ritterlicher Liebe ihr Paladin zu ſeyn. „Meiſter Martin hielt ſich die Seiten, er wollte erſtikken bis er dem Lachen Luft gab, durch Krächzen und Hüſteln. Kaum der Sprache mächtig, ſtotterte er dann: gut — ſehr gut, mein allerliebſter Junge, magſt du meine Roſa immerhin für ein hochadlich Fräulein halten, ich gönn' es dir — aber dem unbeſchadet — ſey ſo gut und gehe fein zurück an deine Fügbank!“ Conrad blieb eingewurzelt ſtehen mit niedergeſchlagenem Blick, rieb ſich die Stirn, ſprach leiſe: es iſt ja wahr, und that dann

wie ihm geheißen. Roſa ſetzte ſich, wie ſie immer in der Werkſtatt zu thun pflegte, auf ein klein Fäßlein, das Reinhold ſorglich abgeſtäubt und Friedrich herbeigeſchoben hatte. Beide ſingen, Meiſter Martin gebot es ihnen, nun aufs neue das ſchöne Lied an, in dem ſie der wilde Conrad unterbrochen, der nun ſtill und ganz in ſich verſunken, an der Fügbank fort arbeitete.

Als das Lied geendet, ſprach Meiſter Martin: euch hat der Himmel eine ſchöne Gabe verliehn, ihr lieben Geſellen! — ihr glaubt gar nicht, wie hoch ich die holdſelige Singekunſt achte. Wollt' ich doch auch einmal ein Meiſterſinger werden, aber das ging nun ganz und gar nicht, ich mochte es auch anſtellen, wie ich wollte. Mit aller meiner Mühe erntete ich nur Hohn und Spott ein. Beim Freiſingen machte ich bald falſche Anhänge, bald Klebſylben, bald ein falſch Gebäude, bald falſche Blumen, oder verfiel ganz und gar in falſche Melodei. — Nun ihr werdet es beſſer machen und es wird heißen, was der Meiſter nicht vermag, das thun doch ſeine

Geſellen. Künftigen Sonntag iſt zur gewöhnlichen Zeit nach der Mittagspredigt ein Meiſterſingen in der St. Catharinenkirche, da könnet ihr beide, Reinhold und Friedrich, Lob und Ehre erlangen mit eurer ſchönen Kunſt, denn vor dem Hauptſingen wird ein Freiſingen gehalten, woran ihr, ſo wie jeder Fremde, der der Singekunſt mächtig, ungehindert Theil nehmen könnet. Nun Geſell Conrad (ſo rief Meiſter Martin herüber zur Fügbank), nun Geſell Conrad, möcht' ihr nicht auch den Singſtuhl beſteigen und euer ſchönes Jagdlied anſtimmen? Spottet nicht, erwiederte Conrad ohne aufzublicken, ſpottet nicht lieber Meiſter! jedes an ſeinem Platze. Während ihr euch an dem Meiſterſingen erbaut, werde ich auf der Allerwieſe meinem Vergnügen nachgehn.

Es kam ſo, wie Meiſter Martin wohl vermuthet. Reinhold beſtieg den Singeſtuhl und ſang Lieder in unterſchiedlichen Weiſen, die alle Meiſterſinger erfreuten, wiewohl ſie meinten, daß dem Sänger zwar kein Fehler, aber eine gewiſſe ausländiſche Art, ſelbſt

könnten ſie nicht ſagen, worin die eigentlich beſtehe, vorzuwerfen ſey. Bald darauf ſetzte ſich Friedrich auf den Singeſtuhl, zog ſein Baret ab und begann, nachdem er einige Sekunden vor ſich hingeſchaut, dann aber einen Blick in die Verſammlung geworfen, der wie ein glühender Pfeil der holden Roſa in die Bruſt traf, daß ſie tief aufſeufzen mußte, ein ſolches herrliches Lied im zarten Ton Heinrich Frauenlobs, daß alle Meiſter einmüthiglich bekannten, keiner unter ihnen vermöge den jungen Geſellen zu übertreffen.

Als der Abend herangekommen und die Singſchule geendigt, begab ſich Meiſter Martin, um den Tag recht zu genießen, in heller Fröhlichkeit, mit Roſa nach der Allerwieſe. Die beiden Geſellen Reinhold und Friedrich durften mitgehen. Roſa ſchritt in ihrer Mitte. Friedrich ganz verklärt von dem Lobe der Meiſter, in ſeliger Trunkenheit, wagte manches kühne Wort, das Roſa, die Augen verſchämt niederſchlagend, nicht vernehmen zu wollen ſchien. Sie wandte ſich lieber zu Reinhold, der nach ſeiner Weiſe allerlei Luſti-

ges ſchwatzte und ſich nicht ſcheute, ſeinen Arm um Roſas Arm zu ſchlingen. Schon in der Ferne hörten ſie das jauchzende Getöſe auf der Allerwieſe. An den Platz gekommen, wo die Jünglinge ſich in allerlei zum Theil ritterlichen Spielen ergötzten, vernahmen ſie wie das Volk einmal über das andere rief: gewonnen, gewonnen — er iſts wieder der Starke! — ja gegen den kommt niemand auf! — Meiſter Martin gewahrte, als er ſich durchs Volk gedrängt hatte, daß alles Lob, alles Jauchzen des Volks niemanden anders galt, als ſeinem Geſellen Canrad. Der hatte im Wettrennen, im Fauſtkampf, im Wurfſpießwerfen alle übrige übertroffen. Als Martin herankam, rief Conrad eben: ob es jemand mit ihm aufnehmen wolle im luſtigen Kampfſpiel mit ſtumpfen Schwertern? Mehrere wackre Patrizier-Jünglinge, ſolch ritterlichen Spiels gewohnt, ließen ſich ein auf die Forderung. Nicht lange dauerte es aber, ſo hatte Conrad auch hier ohne alle große Mühe und Anſtrengung ſämmtliche Gegner überwunden, ſo daß des Lobpreiſens

ſeiner Gewandtheit und Stärke gar kein Ende war.

Die Sonne war herabgeſunken, das Abendroth erlöſchte und die Dämmerung ſtieg mit Macht herauf. Meiſter Martin, Roſa und die beiden Geſellen hatten ſich an einem plätſchernden Springquell gelagert. Reinhold erzählte viel Herrliches von dem fernen Italien, aber Friedrich ſchaute ſtill und ſelig der holden Roſa in die Augen. Da kam Conrad heran, leiſen zögernden Schrittes, wie mit ſich ſelbſt uneins, ob er ſich zu den andern lagern ſolle oder nicht. Meiſter Martin rief ihm entgegen: nun Conrad, kommt nur immer heran, ihr habt euch tapfer gehalten auf der Weiſe, ſo kann ichs wohl leiden an meinen Geſellen, ſo ziemt es ihnen auch. Scheut euch nicht Geſelle! ſetzt euch zu uns, ich erlaub' es euch! „Conrad warf einen durchbohrenden Blick auf den Meiſter, der ihm gnädig zunickte, und ſprach dann mit dumpfer Stimme: vor euch ſcheue ich mich nun ganz und gar nicht, hab euch auch noch gar nicht nach der Erlaubniß gefragt, ob ich mich hier

lagern

lagern darf oder nicht, komme überhaupt auch gar nicht zu euch. Alle meine Gegner hab ich in den Sand geſtreckt im luſtigen Ritterſpiel, und da wollt ich nur das holde Fräulein fragen, ob ſie mir nicht auch wie zum Preis des luſtigen Spiels den ſchönen Straus verehren wollte, den ſie an der Bruſt trägt. Damit ließ ſich Conrad vor Roſa auf ein Knie nieder, ſchaute mit ſeinen klaren braunen Augen ihr recht ehrlich ins Antlitz und bat: gebt mir immer den ſchönen Straus als Siegespreis holde Roſa, ihr dürft mir das nun durchaus nicht abſchlagen. Roſa neſtelte auch gleich den Straus los und gab ihn Conrad, indem ſie lachend ſprach: ei, ich weiß ja wohl, daß einem ſolchen tapfern Ritter wie ihr ſeyd, ſolch ein Ehrenzeichen von einer Dame gebührt und ſo nehmt immerhin meine welkgewordenen Blumen. Conrad küßte den ihm dargebotenen Straus und ſteckte ihn dann an ſein Barett, aber Meiſter Martin rief, indem er aufſtand: nun ſeht mir einer die tollen Poſſen! — doch laßt uns nach Hauſe wandeln, die Nacht bricht ein. Herr

Martin ſchritt vorauf, Conrad ergriff mit ſittigem, zierlichem Anſtande Roſa's Arm, Reinhold und Friedrich ſchritten ganz unmuthig hinterher. Die Leute, denen ſie begegneten, blieben ſtehn und ſchauten ihnen nach, indem ſie ſprachen: ei ſeht nur, ſeht, das iſt der reiche Küper Thomas Martin, mit ſeinem holden Töchterlein und ſeinen wackern Geſellen. Das nenn' ich mir hübſche Leute! —

Wie Frau Marthe mit Roſa von den drei Geſellen ſprach. Conrads Streit mit dem Meiſter Martin.

Junge Mägdlein pflegen wohl alle Luſt des Feſttages erſt am andern Morgen ſich ſo recht durch Sinn und Gemüth gehen zu laſſen und dieſe Nachfeier dünkt ihnen dann beinahe noch ſchöner als das Feſt ſelbſt. So ſaß auch die holde Roſa am andern Morgen einſam in ihrem Gemach und ließ, die gefalteten Hände auf dem Schooß, das Köpfchen ſinnend vor ſich hingeneigt, Spindel und Nätherei ruhen. Wohl mocht' es ſeyn, daß ſie bald Reinholds und Friedrichs Lieder hörte, bald den gewandten

Conrad ſah, wie er ſeine Gegner beſiegte, wie er ſich von ihr den Preis des Siegers holte, denn bald ſummte ſie ein paar Zeilen irgend eines Liedleins, bald liſpelte ſie: meinen Strauß wollt ihr? und dann leuchtete höheres Roth auf ihren Wangen, ſchimmerten Blitze durch die niedergeſenkten Wimpern, ſtahlen ſich leiſe Seufzer fort aus der innerſten Bruſt. Da trat Frau Marthe hinein und Roſa freute ſich nun, recht umſtändlich erzählen zu können, wie alles ſich in der St. Catharinenkirche und auf der Allerwieſe begeben. Als Roſa geendet, ſprach Frau Marthe lächelnd: nun, liebe Roſa, nun werdet ihr wohl bald unter drei ſchmucken Freiern wählen können. Um Gott, fuhr Roſa auf, ganz erſchrocken und blutroth im Geſicht bis unter die Augen, um Gott Frau Marthe, wie meint ihr den das? — ich! — drei Freier? — Thut nur nicht ſo, ſprach Frau Marthe weiter, thut nur nicht ſo liebe Roſa, als ob ihr gar nichts wiſſen, nichts ahnen könntet. Man müßte ja wahrhaftig gar keine Augen haben, man müßte ganz verblendet ſeyn, ſollte man nicht ſchauen,

daß unſere Geſellen Reinhold, Friedrich und Conrad, ja daß alle drei in der heftigſten Liebe zu euch ſind. Was bildet ihr euch ein, Frau Marthe, liſpelte Roſa, indem ſie die Hand vor die Augen hielt. Ei, fuhr Frau Marthe fort, indem ſie ſich vor Roſa hinſetzte und ſie mit einem Arm umſchlang, ei du holdes, verſchämtes Kind, die Hände weg, ſchau' mir recht feſt in die Augen und dann läugne, daß du es längſt gut gemerkt haſt, wie die Geſellen dich in Herz und Sinn tragen, läugne das? — Siehſt du wohl daß du das nicht kannſt? — nun es wär auch wirklich wunderbar, wenn eines Mägdleins Augen nicht ſo was gleich erſchauen ſollten. Wie die Blicke von der Arbeit weg dir zufliegen, wie ein raſcherer Takt alles belebt, wenn du in die Werkſtatt trittſt. Wie Reinhold und Friedrich ihre ſchönſten Lieder anſtimmen, wie ſelbſt der wilde Conrad fromm und freundlich wird, wie jeder ſich müht dir zu nahen, wie flammendes Feuer aufflackert im Antlitz deſſen, den du eines holden Blicks, eines freundlichen Worts würdigſt! Ei, mein Töchterchen, iſt es denn nicht

ſchön, daß ſolche ſchmucke Leute um dich buhlen? — Ob du überhaupt einen und wen von den dreien du wählen wirſt, das kann ich in der That gar nicht ſagen, denn freundlich und gut biſt du gegen alle, wiewohl ich — doch ſtill ſtill davon. Kämſt du nun zu mir und ſprächſt: rathet mir Frau Marthe, wem von dieſen Jünglingen, die ſich um mich mühen, ſoll ich Herz und Hand zuwenden, da würd' ich denn freilich antworten: ſpricht dein Herz nicht ganz laut und vernehmlich: der iſt es, dann laß' ſie nur alle drei laufen. Sonſt aber gefällt mir Reinhold ſehr wohl, auch Friedrich, auch Conrad, und dann hab' ich gegen alle drei auch manches einzuwenden. — Ja in der That, liebe Roſa, wenn ich die jungen Geſellen ſo tapfer arbeiten ſehe, gedenke ich immer meines lieben armen Valentins und da muß ich doch ſagen, ſo wenig er vielleicht noch beſſere Arbeit ſchaffen mochte, ſo war doch in allem, was er förderte, ſolch ein ganz anderer Schwung, eine andere Manier. Man merkte, daß er bei dem Dinge war mit ganzer Seele, aber bei den jungen Geſellen iſt es mir immer,

als thäten ſie nur ſo und hätten ganz andere Sachen im Kopfe als ihre Arbeit, ja als ſey dieſe nur eine Bürde, die ſie freiwillig ſich aufgelaſtet und nun mit wackerm Muthe trü- gen. Mit Friedrich kann ich mich nun am beſten vertragen, das iſt ein gar treues herziges Gemüth. Es iſt, als gehöre der am mehrſten zu uns, ich verſtehe alles was er ſpricht, und daß er euch ſo ſtill, mit aller Schüchternheit eines frommen Kindes liebt, daß er kaum wagt euch anzublicken, daß er erröthet, ſo wie ihr ein Wort mit ihm redet, das iſts, was ich ſo ſehr an dem lieben Jun- gen rühme. Es war als trete eine Thräne in Roſa's Auge, als Frau Marthe dies ſagte. Sie ſtand auf und ſprach zum Fenſter gewen- det: Friedrich iſt mir auch recht lieb, aber daß du mir ja nicht den Reinhold verachteſt. Wie könnte ich denn das, erwiederte Frau Marthe, Reinhold iſt nun offenbar der ſchönſte von allen. Was für Augen! nein, wenn er einen ſo durch und durch blitzt mit den leuch- tenden Blicken, man kann es gar nicht ertra- gen! — Aber dabei iſt in ſeinem ganzen Weſen

ſo etwas verwunderliches, das mir ordentlich Schauer erregt und mich vom ihm zurückſchreckt. Ich denke, Herrn Martin müßte, wenn Reinhold in ſeiner Werkſtatt arbeitet und er ihn dieſes, jenes fördern heißt, ſo zu Muthe ſeyn, wie mir es ſeyn würde wenn jemand in meine Küche ein von Gold und Edelſteinen funkelndes Geräth hingeſtellt hätte und das ſolle ich nun brauchen wie gewöhnliches ſchlechtes Hausgeräth, da ich denn doch gar nicht wagen möchte, es nur anzurühren. Er erzählt und ſpricht und ſpricht und das alles klingt wie ſüße Muſik und man wird ganz hingeriſſen davon, aber wenn ich nun ernſtlich daran denke, was er geſprochen, ſo hab' ich am Ende kein Wörtlein davon verſtanden. Und wenn er denn auch wohl einmal nach unſerer Weiſe ſcherzt und ich denke, nun iſt er denn doch ſo wie wir, ſo ſieht er mit einem Mal ſo vornehm darein, daß ich ordentlich erſchrecke. Und dabei kann ich gar nicht ſagen, daß ſein Anſehn der Art gliche, wie mancher Junker, mancher Patrizier ſich bläht, nein es iſt etwas ganz anderes. Mit

einem Wort, es kommt mir Gott weiß es ſo vor, als habe er Umgang mit höheren Geiſtern, als gehöre er überhaupt einer andern Welt an. Conrad iſt ein wilder, übermüthiger Geſelle und hat dabei in ſeinem ganzen Weſen auch ganz etwas verdammt vornehmes, was zum Schurzfell nicht recht paſſen will. Und dabei thut er ſo, als wenn nur er allein zu gebieten hätte und die andern ihm gehorchen müßten. Hat er es doch in der kurzen Zeit ſeines Hierſeyns dahin gebracht, daß Meiſter Martin von Conrads ſchallender Stimme angedonnert, ſich ſeinem Willen fügt. Aber dabei iſt Conrad wieder ſo gutmüthig und grundehrlich, daß man ihm gar nicht gram werden kann. Vielmehr muß ich ſagen, daß er mir troß ſeiner Wildheit beinahe lieber iſt, als Reinhold, denn zwar ſpricht er auch oft gewaltig hoch, aber man verſtehts doch recht gut. Ich wette, der iſt einmal, mag er ſich auch ſtellen wie er will, ein Kriegsmann geweſen. Deshalb verſteht er ſich noch ſo gut auf die Waffen und hat ſogar was vom Ritterweſen angenommen, das ihm gar nicht übel

ſteht. — Nun ſagt mir nur ganz unverholen liebe Roſa, wer von den drei Geſellen euch am beſten gefällt? Fragt, erwiederte Roſa, fragt mich nicht ſo verfänglich, liebe Frau Marthe. Doch ſo viel iſt gewiß, daß es mir mit Reinhold gar nicht ſo geht, wie euch. Zwar iſt es richtig, daß er ganz anderer Art iſt, als ſeines gleichen, daß mir bei ſeinen Geſprächen zu Muthe wird, als thue ſich mir plötzlich ein ſchöner Garten auf voll herrlicher glänzender Blumen, Blüthen und Früchten, wie ſie auf Erden gar nicht zu finden, aber ich ſchaue gern hinein. Seit Reinhold hier iſt, kommen mir auch manche Dinge ganz anders vor, und manches, was ſonſt trübe und geſtaltlos in meiner Seele lag, iſt nun ſo hell und und klar geworden, daß ich es ganz deutlich zu erkennen vermag. Frau Marthe ſtand auf und im Davongehen Roſen mit dem Fingrr drohend, ſprach ſie: ei, ei Roſa, alſo wird wohl Reinhold dein Auserwählter ſeyn. Das hatte ich nicht vermuthet, nicht geahnet. Ich bitte euch, erwiederte Roſa, ſie zur Thüre geleitend, ich bitte

euch liebe Frau Marte, vermuthet, ahnet gar nichts, ſondern überlaſſet alles den kommenden Tagen. Was die bringen, iſt Fügung des Himmels, der ſich jeder ſchicken muß in Frömmigkeit und Demuth. — In Meiſter Martins Werkſtatt war es indeſſen ſehr lebhaft worden. Um alles Beſtellte fördern zu können, hatte er noch Handlanger und Lehrburſchen angenommen und nun wurde gehämmert und gepocht, daß man es weit und breit hören konnte. Reinhold war mit der Meſſung des großen Faſſes, das für den Biſchoff von Bamberg gebaut werden ſollte, fertig worden und hatte es mit Friedrich und Conrad ſo geſchickt aufgeſetzt, daß dem Meiſter Martin das Herz im Leibe lachte und er einmal über das andere rief: das nenn' ich mir ein Stück Arbeit, das wird ein Fäßlein, wie ich noch keines gefertigt, mein Meiſterſtück ausgenommen. — Da ſtanden nun die drei Geſellen und trieben die Bände auf die gefügten Dauben, daß alles vom lauten Getöſe der Schlägel wiederhallte. Der alte Valentin ſchabte emſig mit dem Krummmeſſer und Frau

Marthe, die beiden kleinſten Kinder auf dem Schooße, ſaß dicht hinter Conrad, während die andern muntern Buben ſchreiend und lärmend ſich mit den Reiſen herumtummelten und jagten. Das gab eine luſtige Wirthſchaft ſo daß man kaum den alten Herrn Johannes Holzſchuer bemerkte, der zur Werkſtatt hineintrat. Meiſter Martin ſchritt ihm entgegen, und fragte höflich nach ſeinem Begehren. Ei, erwiederte Holzſchuer, ich wollte einmal meinen lieben Friedrich wiederſchauen, der dort ſo wacker arbeitet. Aber dann lieber Meiſter Martin, thut in meinem Weinkeller ein tüchtiges Faß Noth, um deſſen Fertigung ich euch bitten wollte. — Seht nur, dort wird ja eben ſolch ein Faß errichtet, wie ich es brauche, das könnt ihr mir ja überlaſſen, ihr dürft mir nur den Preis ſagen. Reinhold der ermüdet einige Minuten in der Werkſtatt geruht hatte, und nun wieder zum Gerüſt heraufſteigen wollte, hörte Holzſchuers Worte und ſprach, den Kopf nach ihm wendend: ei lieber Herr Holzſchuer, die Luſt nach unſerm Fäßlein laßt euch nur vergehen, das arbeiten

wir für den hochwürdigen Herrn Biſchoff von Bamberg! — Meiſter Martin die Aerme über den Rücken zuſammen geſchlagen, den linken Fuß vorgeſetzt, den Kopf in den Nacken geworfen, blinzelte nach dem Faß hin und ſprach dann mit ſtolzem Ton: mein lieber Meiſter, ſchon an dem ausgeſuchten Holz, an der Sauberkeit der Arbeit hättet ihr bemerken können, daß ſolch ein Meiſterſtück nur dem fürſtlichen Keller ziemt. Mein Geſelle Reinhold hat richtig geſprochen, nach ſolchem Werk laßt euch die Luſt vergehn, wenn die Weinleſe vorüber, werd' ich euch ein tüchtiges ſchlichtes Fäßlein fertigen laſſen, wie es ſich für euern Keller ſchickt. Der alte Holzſchuer, aufgebracht über Meiſter Martins Stolz, meinte dagegen, daß ſeine Goldſtücke gerade ſo viel wögen, als die des Biſchoffs von Bamberg, und daß er anderswo auch wohl für ſein baares Geld gute Arbeit zu bekommeu hoffe. Meiſter Martin, überwallt von Zorn, hielt mühſam an ſich, er durfte den alten, vom Rath, von allen Bürgern hochverehrten Herrn Holzſchuer wohl nicht beleidigen. Aber in

dem Augenblick ſchlug Conrad immer gewalti-
ger mit dem Schlägel zu, daß alles dröhnte
und krachte, da ſprudelte Meiſter Martin
den innern Zorn aus und ſchrie mit heftiger
Stimme: Conrad — du Tölpel, was ſchlägſt
du ſo blind und toll zu, willſt du mir das
Faß zerſchlagen? Ho, ho, rief Conrad, in-
dem er mit trotzigem Blick umſchaute, nach
dem Meiſter! ho, ho du komiſches Meiſter-
lein, warum denn nicht? Und damit ſchlug
er ſo entſetzlich auf das Faß los, daß klirrend
der ſtärkſte Band des Faſſes ſprang und den
Reinhold hinabwarf vom ſchmalen Brette des
Gerüſtes, während man am hohlen Nach-
klange wohl vernahm, daß auch eine Daube
geſprungen ſeyn müßte. Uebermannt von Zorn
und Wuth ſprang Meiſter Martin hinzu, riß
dem Valentin den Stab, an dem er ſchabte,
aus der Hand und verſetzte, lautſchreiend:
Verfluchter Hund! dem Conrad einen tüchti-
gen Schlag über den Rücken. So wie Con-
rad den Schlag fühlte, drehte er ſich raſch
um und ſtand da einen Augenblick wie ſinnlos,
dann aber flammten die Augen vor wilder

Wuth, er knirſchta mit den Zähnen, er heul= te: geſchlagen? Dann war er mit einem Sprunge herab vom Gerüſt, hatte ſchnell das auf dem Boden liegende Lenkbeil ergriffen und führte einen gewaltigen Schlag gegen den Meiſter, der ihm den Kopf geſpalten haben würde, hätte Friedrich nicht den Meiſter bei Seite geriſſen, ſo daß das Beil nur den Arm ſtreifte, aus dem aber das Blut ſogleich hinausſtrömte. Martin, dick und unbeholfen wie er war, verlor das Gleichgewicht und ſtürzte über die Fügbank, wo eben der Lehr= burſche arbeitete, nieder zur Erde. Alles warf ſich nun dem wüthenden Conrad entgegen, der das blutige Lenkbeil in den Lüften ſchwang und mit entſetzlicher Stimme heulte und kreiſchte: zur Hölle muß er fahren — zur Hölle! Mit Rieſenkraft ſchleuderte er alle von ſich, er holte aus zum zweiten Schlage, der ohne Zweifel dem armen Meiſter, der auf den Boden keuchte und ſtöhnte, das Garaus gemacht haben würde, da erſchien aber, vor Schrecken bleich wie der Tod, Roſa in der Thüre der Werkſtatt. So wie Conrad Roſa

gewahrte, blieb er mit dem hochgeſchwungnen Beil ſtehen, wie zur todten Bildſäule erſtarrt. Dann warf er das Beil weit von ſich, ſchlug die beiden Hände zuſammen vor der Bruſt, rief mit einer Stimme, die jedem durch das Innerſte drang: o du gerechter Gott im Himmel, was habe ich denn gethan und aus der Werkſtatt heraus ins Freie. Niemand gedachte ihn zu verfolgen.

Nun wurde der arme Meiſter Martin mit vieler Mühe aufgerichtet, es fand ſich indeſſen gleich, daß das Beil nur ins dicke Fleiſch des Arms gedrungen und die Wunde durchaus nicht bedeutend zu nennen war. Den alten Herrn Holzſchuer, den Martin im Fall niedergeriſſen, zog man nun auch unter den Holzſpänen hervor und beruhigte ſo viel möglich der Frau Marthe Kinder, die unaufhörlich um den guten Vater Martin ſchrien und heulten. Der war ganz verblüfft und meinte, hätte der Teufel von böſem Geſellen nur nicht das ſchöne Faß verdorben, aus der Wunde mache er ſich nicht ſo viel.

Man brachte Tragſeſſel herbei für die alten Herren, denn auch Holzſchuer hatte ſich im Fall ziemlich zerſchlagen. Er ſchmälte auf ein Handwerk, dem ſolche Mordinſtrumente zu Gebote ſtänden, und beſchwor Friedrich, je eher deſto lieber ſich wieder zu der ſchönen Bildgießerei, zu den edlen Metallen zu wenden.

Friedrich und mit ihm Reinhold, den der Reif hart getroffen und der ſich an allen Gliedern wie gelähmt fühlte, ſchlichen, als ſchon tiefe Dämmerung den Himmel umzog, unmuthig nach der Stadt zurück. Da hörten ſie hinter einer Hecke ein leiſes Aechzen und Seufzen. Sie blieben ſtehen und es erhob ſich alsbald eine lange Geſtalt vom Boden, die ſie augenblicklich für Conrad erkannten und ſcheu zurückprallten. Ach ihr lieben Geſellen, rief Conrad mit weinerlicher Stimme, entſetzet euch doch nur nicht ſo ſehr vor mir! — ihr haltet mich für einen teufliſchen Mordhund! — ach ich bin es ja nicht, ich bin es ja nicht — ich konnte nicht anders! ich mußte den dicken Meiſter todtſchlagen, eigentlich

mußt'

müßt' ich mit euch gehen und es noch thun, wie es nur möglich wäre! — Aber nein — nein, es iſt alles aus, ihr ſeht mich nicht wieder! — grüßt die holde Roſa, die ich ſo über die Maßen liebe! — ſagt ihr, daß ich ihre Blumen zeitlebens auf dem Herzen tragen, mich damit ſchmücken werde, wenn ich — doch ſie wird vielleicht künftig von mir hören! — lebt wohl, lebt wohl, ihr meine lieben wackern Geſellen! — Damit rannte Conrad unaufhaltſam fort über das Feld.

Reinhold ſprach, es iſt was beſonderes mit dieſem Jüngling, wir können ſeine That gar nicht abwägen oder abmeſſen nach gewöhnlichem Maßſtab. Vielleicht erſchließt ſich künftig das Geheimniß, das auf ſeiner Bruſt laſtete.

Reinhold verläßt Meiſter Martins Haus.

So luſtig es ſonſt in Meiſter Martins Werkſtatt herging, ſo traurig war es jetzt geworden. Reinhold, zur Arbeit unfähig, blieb in ſeiner Kammer eingeſchloſſen; Martin, den

wunden Arm in der Binde, ſchimpfte und ſchmälte unaufhörlich auf den Ungeſchick des böſen fremden Geſellen. Roſa, ſelbſt Frau Marthe mit ihren Knaben, ſcheuten den Tummelplatz des tollen Beginnens und ſo tönten dumpf und hohl wie im einſamen Walde zur Winterszeit der Holzſchlag, Friedrichs Arbeit, der nun das große Faß allein mühſam genug fördern mußte.

Tiefe Traurigkeit erfüllte bald Friedrichs ganzes Gemüth, denn nun glaubte er deutlich zu gewahren, was er längſt gefürchtet. Er trug keinen Zweifel, daß Roſa Reinhold liebe. Nicht allein, daß alle Freundlichkeit, manches ſüße Wort ſchon ſonſt Reinhold allein zugewendet wurde, ſo war es jetzt ja ſchon Beweiſes genug, daß Roſa, da Reinhold nicht hinaus konnte zur Werkſtatt, ebenfalls nicht mehr daran dachte, herauszugehen und lieber im Hauſe blieb, wohl gar um den Geliebten recht ſorglich zu hegen und und pflegen. Sonntags, als alles luſtig hinauszog, als Meiſter Martin von ſeiner Wunde ziemlich geneſen, ihn einlud mit ihm und Roſa nach

der Allerwieſe zu wandeln, da lief er, die Einladung ablehnend, ganz vernichtet von Schmerz und banger Liebesnoth einſam heraus nach dem Dorfe, nach dem Hügel, wo er zuerſt mit Reinhold zuſammengetroffen. Er warf ſich nieder in das hohe blumigte Gras und als er gedachte, wie der ſchöne Hoffnungsſtern, der ihm vorgeleuchtet auf ſeinem ganzen Wege nach der Heimath, nun am Ziel plötzlich in tiefer Nacht verſchwunden, wie nun ſein ganzes Beginnen dem troſtloſen Mühen des Träumers gleiche, der die ſehnſüchtigen Arme ausſtrecke nach leeren Luftgebilden, da ſtürzten ihm die Thränen aus den Augen und herab auf die Blumen, die ihre kleinen Häupter neigten, wie klagend um des jungen Geſellen herbes Leid. Selbſt wußte Friedrich nicht, wie es geſchah, daß die tiefen Seufzer, die der gedrückten Bruſt entquollen, zu Worten, zu Tönen wurden. Er ſang folgendes Lied:

Wo biſt du hin
Mein Hoffnungsſtern?
Ach mir ſo fern,

Biſt mit ſüßem Prangen
Andern aufgegangen!
Erhebt euch, rauſchende Abendwinde,
Schlagt an die Bruſt,
Weckt alle tödtende Luſt,
Allen Todesſchmerz,
Daß das Herz,
Getränkt von blut'gen Thränen
Brech' in troſtloſem Sehnen.
Was liſpelt ihr ſo linde
So traulich ihr dunklen Bäume?
Was blickt ihr goldne Himmelsſäume
So freundlich hinab?
Zeigt mir mein Grab!
Das iſt mein Hoffnungshafen,
Werd' unten ruhig ſchlafen.

Wie es ſich denn wohl begiebt, daß die tiefſte Traurigkeit, findet ſie nur Thränen und Worte, ſich auflöſt in mildes ſchmerzliches Weh, ja daß dann wohl ein linder Hoffnungsſchimmer durch die Seele leuchtet, ſo fühlte ſich auch Friedrich, als er das Lied geſungen, wunderbar geſtärkt und aufgerichtet. Die Abendwinde, die dunklen Bäume, die er im Liede angerufen, rauſchten und liſpelten wie mit tröſtenden Stimmen, und wie ſüße Träume von ferner Herrlichkeit, von fernem Glück,

zogen goldne Streifen herauf am düſtern Himmel. Friedrich erhob ſich und ſtieg den Hügel herab nach dem Dorfe zu. Da war es, als ſchritte Reinhold wie damals, als er ihn zuerſt gefunden, neben ihm her. Alle Worte, die Reinhold geſprochen, kamen ihm wieder in den Sinn. Als er nun aber der Erzählung Reinholds von dem Wettkampf der beiden befreundeten Maler gedachte, da fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Es war ja ganz gewiß, daß Reinhold Roſa ſchon früher geſehen und geliebt haben mußte. Nur dieſe Liebe trieb ihn nach Nürnberg in Meiſter Martins Haus, und mit dem Wettſtreit der beiden Maler meinte er nichts anders, als beider, Reinholds und Friedrichs, Bewerbung um die ſchöne Roſa. — Friedrich hörte aufs Neue die Worte, die Reinhold damals ſprach: wacker ohne allen tückiſchen Hinterhalt um gleichen Preis ringen, muß wahre Freunde recht aus der Tiefe des Herzens einigen, ſtatt ſie zu entzweien, in edlen Gemüthern kann niemals kleinlicher Neid, hämiſcher Haß Statt finden. — Ja, rief

Friedrich laut, ja, du Herzensfreund, an dich ſelbſt will ich mich wenden ohne allen Rückhalt, du ſelbſt ſollſt mir es ſagen, ob jede Hoffnung für mich verſchwunden iſt. — Es war ſchon hoher Morgen, als Friedrich an Reinholds Kammer klopfte. Da alles ſtill drinnen blieb, drückte er die Thür, die nicht wie ſonſt verſchloſſen war, auf und trat hinein. Aber in demſelben Augenblick erſtarrte er auch zur Bildſäule. Roſa in vollem Glanz aller Anmuth, alles Liebreizes, ein herrliches lebensgroßes Bild ſtand vor ihm aufgerichtet auf der Staffeley, wunderbar beleuchtet von den Strahlen der Morgenſonne. Der auf den Tiſch geworfene Malerſtock, die naſſen Farben auf der Pallette zeigten, daß eben an dem Bilde gemalt worden. O Roſa — Roſa — o du Herr des Himmels, ſeufzte Friedrich, da klopfte ihm Reinhold, der hinter ihm hineingetreten, auf die Schulter und fragte lächelnd: nun Friedrich, was ſagſt du zu meinem Bilde. Da drückte ihn Friedrich an ſeine Bruſt und rief: o du herrlicher Menſch — du hoher Künſtler! ja nun iſt mir alles

klar! du, du haſt den Preis gewonnen, um den zu ringen ich Aermſter keck genug war! — was bin ich denn gegen dich, was iſt meine Kunſt gegen die Deinige? — Ach ich trug auch wohl manches im Sinn! — lache mich nur nicht aus, lieber Reinhold! — ſieh ich dachte, wie herrlich müßt' es ſeyn, Roſas liebliche Geſtalt zu formen und zu gießen im feinſten Silber, aber das iſt ja ein kindiſches Beginnen, doch du! — du! — wie ſie ſo hold, ſo in ſüßem Prangen aller Schönheit dich anlächelt! — ach Reinhold — Reinhold du überglücklicher Menſch! — ja, wie du damals es ausſprachſt, ſo begibt es ſich nun wirklich! wir haben beide gerungen, du haſt geſiegt, du mußteſt ſiegen, aber ich bleibe dein mit ganzer Seele. Doch verlaſſen muß ich das Haus, die Heimath, ich kann es ja nicht ertragen, ich müßte ja vergehen, wenn ich nun Roſa wiederſehen ſollte. Verzeih das mir, mein lieber, lieber hochherrlicher Freund. Noch heute — in dieſem Augenblick fliehe ich fort — fort in die weite Welt, wohin mein Liebesgram, mein troſtloſes Elend mich treibt!

— Damit wollte Friedrich zur Stube hinaus, aber Reinhold hielt ihn feſt, indem er ſanft ſprach: du ſollſt nicht von hinnen, denn ganz anders, wie du meinſt, kann ſich alles noch fügen. Es iſt nun an der Zeit, daß ich dir alles ſage, was ich bis jetzt verſchwieg. Daß ich kein Küper, ſondern ein Maler bin, wirſt du nun wohl wiſſen, und, wie ich hoffe, an dem Bilde gewahren, daß ich mich nicht zu den geringen Künſtlern rechnen darf. In früher Jugend bin ich nach Italien gezogen, dem Lande der Kunſt, dort gelang es mir, daß hohe Meiſter ſich meiner annahmen und den Funken, der in mir glühte, nährten mit lebendigem Feuer. So kam es, daß ich mich bald aufſchwang, daß meine Bilder berühmt wurden in ganz Italien und der mächtige Herzog von Florenz mich an ſeinen Hof zog. Damals wollte ich nichts wiſſen von deutſcher Kunſt, und ſchwazte, ohne eure Bilder geſehen zu haben, viel von der Trockenheit, von der ſchlechten Zeichnung, von der Härte eurer Dürer, eurer Cranache. Da brachte aber einſt ein Bilderhändler ein Madonnenbildchen

von dem alten Albrecht in die Gallerie des Herzogs, welches auf wunderbare Weiſe mein Innerſtes durchdrang, ſo daß ich meinen Sinn ganz abwandte von der Ueppigkeit der italiſchen Bilder und zur Stunde beſchloß, in dem heimatliſchen Deutſchland ſelbſt die Meiſterwerke zu ſchauen, auf die nun mein ganzes Trachten ging. Ich kam hieher nach Nürnberg und als ich Roſa erblickte, war es mir, als wandle jene Maria, die ſo wunderbar in mein Inneres geleuchtet, leibhaftig auf Erden. Mir ging es ſo wie dir, lieber Friedrich, mein ganzes Weſen loderte auf in hellen Liebesflammen. Nur Roſa ſchaute, dachte ich, alles übrige war aus meinem Sinn verſchwunden und ſelbſt die Kunſt mir nur deshalb was werth, weil ich hundertmal immer wieder und wieder Roſa zeichnen, malen konnte. Ich gedachte mich der Jungfrau zu nahen nach kecker italiſcher Weiſe, all' mein Mühen deshalb blieb aber vergebens. Es gab kein Mittel ſich in Meiſter Martins Hauſe bekannt zu machen auf unverfängliche Weiſe. Ich gedachte endlich geradezu mich um Roſa als

Freier zu bewerben, da vernahm ich, daß Meiſter Martin beſchloſſen, ſeine Tochter nur einem tüchtigen Küpermeiſter zu geben. Da faßte ich den abenteuerlichen Entſchluß, in Straßburg das Küperhandwerk zu erlernen und mich dann in Meiſter Martins Werkſtatt zu begeben. Das übrige überließ ich der Fügung des Himmels. Wie ich meinen Entſchluß ausgeführt, weißt du, aber erfahren mußt du noch, daß Meiſter Martin mir vor einigen Tagen geſagt hat: ich würd' ein tüchtiger Küper werden, und ſolle ihm als Eidam recht lieb und werth ſeyn, denn er merke wohl, daß ich mich um Roſas Gunſt bemühe und ſie mich gern habe. Kann es denn wohl anders ſeyn, rief Friedrich in heftigem Schmerz, ja, ja, dein wird Roſa werden, wie konnte auch ich Aermſter auf ſolch ein Glück nur hoffen. Du vergiſſeſt, ſprach Reinhold weiter, du vergiſſeſt, mein Bruder, daß Roſa ſelbſt noch gar nicht das beſtätigt hat, was der ſchlaue Meiſter Martin bemerkt haben will. Es iſt wahr, daß Roſa ſich bis jetzt gar anmuthig und freundlich betrug, aber anders

verräth ſich ein liebend Herz! — Verſprich mir, mein Bruder, dich noch drei Tage ruhig zu verhalten und in der Werkſtatt zu arbeiten wie ſonſt. Ich könnte nun ſchon auch wieder arbeiten, aber ſeit ich emſiger an dieſem Bilde gemalt, ekelt mich das ſchnöde Handwerk da draußen unbeſchreiblich an. Ich kann fürder keinen Schlägel mehr in die Fauſt nehmen, mag es auch nun kommen wie es will. Am dritten Tage will ich dir offen ſagen, wie es mit mir und Roſa ſteht. Sollte ich wirklich der Glückliche ſeyn, dem Roſa in Liebe ſich zugewandt, ſo magſt du fortziehen und erfahren, daß die Zeit auch die tiefſten Wunden heilt! — Friedrich verſprach ſein Schickſal abzuwarten.

Am dritten Tage (ſorglich hatte Friedrich Roſas Anblick vermieden) bebte ihn das Herz vor Furcht und banger Erwartung. Er ſchlich wie träumend in der Werkſtatt umher und wohl mochte ſein Ungeſchick dem Meiſter Martin gerechten Anlaß geben, mürriſch zu ſchelten, wie es ſonſt gar nicht ſeine Art war. Ueberhaupt ſchien dem Meiſter etwas begeg-

net zu ſeyn, das ihm alle Luſt benommen. Er ſprach viel von ſchnöder Liſt und Undankbarkeit, ohne ſich deutlicher zu erklären, was er damit meine. Als es endlich Abend geworden und Friedrich zurückging nach der Stadt, kam ihm unfern des Thors ein Reiter entgegen, den er für Reinhold erkannte. So wie Reinhold Friedrich anſichtig wurde, rief er: ha da treffe ich dich ja, wie ich wollte. Darauf ſprang er vom Pferde herab, ſchlang die Zügel um den Arm und faßte den Freund bei der Hand. Laß uns, ſprach er, laß uns eine Strecke mit einander fortwandeln. Nun kann ich dir ſagen, wie es mit meiner Liebe ſich gewandt hat. Friedrich bemerkte, daß Reinhold dieſelben Kleider, die er beim erſten Zuſammentreffen trug, angelegt und das Pferd mit einem Mantelſack bepackt hatte. Er ſah blaß und verſtört aus. Glück auf, rief Reinhold etwas wild, Glück auf, Bruderherz, du kannſt nun tüchtig loshämmern auf deine Fäſſer, ich räume dir den Platz, eben hab' ich Abſchied genommen von der ſchönen Roſa und dem würdigen Meiſter Martin. Wie, ſprach

Friedrich, dem es durch alle Glieder fuhr wie ein elektriſcher Strahl, wie, du willſt fort, da Martin dich zum Eidam haben will und Roſa dich liebt? — Das, lieber Bruder, erwiederte Reinhold, hat dir deine Eiferſucht nur vorgeblendet. Es liegt nun am Tage, daß Roſa mich genommen hätte zum Mann aus lauter Frömmigkeit und Gehorſam, aber kein Funke von Liebe glüht in ihrem eiskalten Herzen. Ha, ha! — ich hätte ein tüchtiger Küper werden können. Wochentags mit den Jungen Bände geſchabt und Dauben behobelt, Sonntags mit der ehrbaren Hausfrau nach St. Catharina oder St. Sebald und Abends auf die Allerwieſe gewandelt, Jahr aus, Jahr ein. — Spotte nicht, unterbrach Friedrich den laut auflachenden Reinhold, ſpotte nicht über das einfache, harmloſe Leben des tüchtigen Bürgers. Liebt dich Roſa wirklich nicht, ſo iſt es ja nicht ihre Schuld, du biſt aber ſo zornig, ſo wild. — „Du haſt Recht, ſprach Reinhold, es iſt auch nur meine dumme Art, daß ich, fühle ich mich verletzt, lärme wie ein verzogenes Kind. Du kannſt denken, daß ich mit Roſa von meiner Liebe und von dem gu-

ten Willen des Vaters ſprach. Da ſtürzten ihr die Thränen aus den Augen, ihre Hand zitterte in der meinigen. Mit abgewandtem Geſicht liſpelte ſie: ich muß mich ja in des Vaters Willen fügen! ich hatte genug. — Mein ſeltſamer Aerger muß dich lieber Friedrich, recht in mein Inneres blicken laſſen, du mußt gewahren, daß das Ringen nach Roſas Beſitz eine Täuſchung war, die mein irrer Sinn ſich bereitet. Als ich Roſas Bild vollendet, ward es in meinem Innern ruhig und oft war freilich auf ganz verwunderliche Art mir ſo zu Muthe, als ſey Roſa nun das Bild, das Bild aber die wirkliche Roſa geworden. Das ſchnöde Handwerk wurde mir abſcheulich, und wie mir das gemeine Leben ſo recht auf den Hals trat, mit Meiſterwerden und Heirath, da kam es mir vor, als ſolle ich ins Gefängniß geſperrt und an den Block feſtgekettet werden. Wie kann auch nur das Himmelskind, wie ich es im Herzen trage, mein Weib werden? Nein! in ewiger Jugend, Anmuth und Schönheit ſoll ſie in Meiſterwerken prangen, die mein reger Geiſt

ſchaffen wird. Ha wie ſehne ich mich darnach! wie konnt' ich auch nur der göttlichen Kunſt abtrünnig werden! — bald werd' ich mich wieder baden in deinen glühenden Düften, herrliches Land, du Heimath aller Kunſt!" — Die Frennde waren an den Ort gekommen, wo der Weg, den Reinhold zu nehmen gedachte, links ſich abſchied. Hier wollen wir uns trennen, rief Reinhold, drückte Friedrich heftig uud lange an ſeine Bruſt, ſchwang ſich aufs Pferd und jagte davon. Sprachlos ſtarrte ihm Friedrich nach und ſchlich dann von den ſeltſamſten Gefühlen beſtürmt, nach Hauſe.

Wie Friedrich vom Meiſter Martin aus der Werkſtatt fortgejagt wurde.

Andern Tages arbeitete Meiſter Martin in mürriſchem Stillſchweigen an dem großen Faſſe für den Biſchoff von Bamberg und auch Friedrich, der nun erſt Reinholds Scheiden recht bitter fühlte, vermochte kein Wort, viel weniger ein Lied herauszubringen. Endlich warf Martin den Schlägel bei Seite, ſchlug

die Aerme übereinander und ſprach mit geſenk- ter Stimme: der Reinhold iſt nun auch fort — es war ein vornehmer Maler und hat mich zum Narren gehalten mit ſeiner Küperei. — Hätt' ich das nur ahnen können, als er mit dir in mein Haus kam und ſo anſtellig that, wie hätte ich ihm die Thür weiſen wollen. Solch ein offnes ehrliches Geſicht und voll Lug und Trug im Innern! — Nun er iſt fort und nun wirſt du mit Treue und Redlichkeit an mir und am Handwerk halten. Wer weiß, auf welche Weiſe du mir noch näher trittſt. Wenn du ein tüchtiger Meiſter geworden und Roſa dich mag — nun du verſtehſt mich und darfſt dich mühen um Roſa's Gunſt — Da- mit nahm er den Schlägel wieder zur Hand und arbeitete emſig weiter. Selbſt wußte Friedrich nicht, wie es kam, daß Martins Worte ſeine Bruſt zerſchnitten, daß eine ſelt- ſame Angſt in ihm aufſtieg und jeden Hoff- nungsſchimmer verdüſterte. Roſa erſchien nach langer Zeit zum erſten Mal wieder in der Werkſtatt, aber tief in ſich gekehrt und, wie Friedrich zu ſeinem Gram bemerkte, mit roth-

rothverweinten Augen. Sie hat um ihn ge⸗weint, ſie liebt ihn doch wohl, ſo ſprach es in ſeinem Innern und er vermochte nicht den Blick aufzuheben zu der, die er ſo unausſprech⸗lich liebte.

Das große Faß war fertig geworden und nun erſt wurde Meiſter Martin, als er das wohlgelungene Stück Arbeit betrachtete, wie⸗der luſtig und guter Dinge. Ja mein Sohn, ſprach er, indem er Friedrich auf die Schul⸗ter klopfte, ja mein Sohn, es bleibt dabei, gelingt es dir Roſa's Gunſt zu erwerben und fertigſt du ein tüchtiges Meiſterſtück, ſo wirſt du mein Eidam. Uud zur edlen Zunft der Meiſterſinger kannſt du dann auch treten und dir große Ehre gewinnen.

Meiſter Martins Arbeit häufte ſich nun über alle Maßen, ſo daß er zwei Geſellen an⸗nehmen mußte, tüchtige Arbeiter, aber rohe Burſche, ganz entartet auf langer Wander⸗ſchaft. Statt manches anmuthig luſtigen Ge⸗ſprächs, hörte man jetzt in Meiſter Martins Werkſtatt gemeine Späße, ſtatt der lieblichen Geſänge Reinholds und Friedrichs häßliche

Zotenlieder. Roſa vermied die Werkſtatt, ſo daß Friedrich ſie nur ſelten und flüchtig ſah. Wenn er dann in trüber Sehnſucht ſie anſchaute, wenn er ſeufzte: ach liebe Roſa, wenn ich doch nur wieder mit euch reden könnte, wenn ihr wieder ſo freundlich wäret, als zu der Zeit, da Reinhold noch bei uns war, da, ſchlug ſie verſchämt die Augen nieder und lispelte: habt ihr mir denn was zu ſagen, lieber Friedrich? — Starr, keines Wortes mächtig, ſtand Friedrich dann da und der ſchöne Augenblick war ſchnell entflohn, wie ein Blitz, der aufleuchtet im Abendroth und verſchwindet als man ihn kaum gewahrt.

Meiſter Martin beſtand nun darauf, daß Friedrich ſein Meiſterſtück beginnen ſollte. Er hatte ſelbſt das ſchönſte reinſte Eichenholz, ohne die mindeſten Adern und Streifen, das ſchon über fünf Jahre im Holzvorrath gelegen, ausgeſucht und niemand ſollte Friedrichen bei der Arbeit zur Hand gehen, als der alte Valentin. War indeſſen dem armen Friedrich durch die Schuld der rohen Geſellen das Handwerk immer mehr und mehr verleidet worden, ſo

ſchnürte es ihm jetzt die Kehle zu, wenn er daran dachte, daß nun das Meiſterſtück auf immer über ſein Leben entſcheiden ſolle. Jene ſeltſame Angſt, die in ihm aufſtieg, als Meiſter Martin ſeine treue Anhänglichkeit an das Handwerk rühmte, geſtaltete ſich nun auf furchtbare Weiſe immer deutlicher und deutlicher. Er wußte es nun, daß er untergehen werde in Schmach bei einem Handwerk, das ſeinem von der Kunſt ganz erfüllten Gemüth von Grund aus widerſtrebte. Reinhold, Roſas Gemälde kam ihm nicht aus den Sinn. Aber ſeine Kunſt erſchien ihm auch wieder in voller Glorie. Oft wenn das zerreißende Gefühl ſeines erbärmlichen Treibens ihn während der Arbeit übermannen wollte, rannte er, Krankheit vorſchützend, fort und hin nach St. Sebald. Da betrachtete er Stundenlang Peter Fiſchers wundervolles Monument und rief dann wie verzückt: o Gott im Himmel, ſolch ein Werk zu denken — auszuführen, gibt es denn auf Erden Herrlicheres noch? Und wenn er nun zurückkehren mußte zu ſeinen Dauben und Bänden und daran dachte,

daß nur ſo Roſa zu erwerben, dann war es als griffen glühende Krallen hinein in ſein blutendes Herz und er müſſe troſtlos vergehen in der ungeheuern Qual. In Träumen kam oft Reinhold und brachte ihm ſeltſame Zeichnungen zu künſtlicher Bildereiarbeit, in der Roſas Geſtalt auf wunderbare Weiſe, bald als Blume, bald als Engel mit Flügelein verflochten war. Aber es fehlte was daran und er erſchaute, daß Reinhold in Roſas Geſtaltung das Herz vergeſſen, welches er nun hinzuzeichnete. Dann war es als rührten ſich alle Blumen und Blätter des Werks ſingend und ſüße Düfte aushauchend und die edlen Metalle zeigten ihm in funkelndem Spiegel Roſas Bildniß! als ſtrecke er die Aerme ſehnſüchtig aus nach der Geliebten, als verſchwände das Bildniß, wie in düſtern Nebel, und ſie ſelbſt, die holde Roſa, drücke ihn voll ſeligen Verlangens an die liebende Bruſt. — Tödtender und tödtender wurde ſein Zuſtand bei der heilloſen Böttcherarbeit, da ſuchte er Troſt und Hülfe bei ſeinem alten Meiſter Johannes Holzſchuer. Der erlaubte,

daß Friedrich in ſeiner Werkſtatt ein Werklein beginnen durfte, das er erdacht und wozu er ſeit langer Zeit den Lohn des Meiſter Martin erſpart hatte, um das dazu nöthige Silber und Gold anſchaffen zu können. So geſchah es, daß Friedrich, deſſen todtenbleiches Geſicht das Vorgeben, wie er von einer zehrenden Krankheit befallen, glaublich machte, beinahe gar nicht in der Werkſtatt arbeitete und Monate vergingen, ohne daß er ſein Meiſterſtück, das große zweifudrige Faß nur im mindeſten förderte. Meiſter Martin ſetzte ihm hart zu, daß er doch wenigſtes ſo viel, als es ſeine Kräfte erlauben wollten, arbeiten möge und Friedrich war freilich gezwungen, wieder einmal an den verhaßten Haublock zu gehen und das Lenkbeil zur Hand zu nehmen. Indem er arbeitete, trat Meiſter Martin hinzu, und betrachtete die bearbeiten Stäbe, da wurde er aber ganz roth im Geſicht und rief: was iſt das? — Friedrich, welche Arbeit! hat die Stäbe ein Geſelle gelenkt, der Meiſter werden will, oder ein einfältiger Lehrburſche, der vor drei Tagen in die Werkſtatt

hineingekrochen? — Friedrich beſinne dich, welch ein Teufel iſt in dich gefahren und hudelt dich? — mein ſchönes Eichenholz, das Meiſterſtück! ei du ungeſchickter, unbeſonnener Burſche. Ueberwältigt von allen Qualen der Hölle, die in ihm brannten, konnte Friedrich nicht länger an ſich halten, er warf das Lenkbeil weit von ſich und rief: Meiſter! — es iſt nun alles aus — nein und wenn es mir das Leben koſtet, wenn ich vergehen ſoll in namenloſem Elend — ich kann nicht mehr — nicht mehr arbeiten im ſchnöden Handwerk, da es mich hinzieht zu meiner herrlichen Kunſt mit unwiderſtehlicher Gewalt. Ach ich liebe eure Roſa unausſprechlich, wie ſonſt keiner auf Erden es vermag — nur um ihretwillen habe ich ja hier die gehäßige Arbeit getrieben — ich habe ſie nun verloren, ich weiß es, ich werde auch bald dem Gram um ſie erliegen, aber es iſt nicht anders, ich kehre zurück zu meiner herrlichen Kunſt, zu meinem würdigen alten Meiſter Johannes Holzſchuer, den ich ſchändlich verlaſſen. Meiſter Martins Augen funkelnden wie flammen-

de Kerzen. Kaum der Worte mächtig vor Wuth, ſtotterte er: — was? — auch du? — Lug und Trug? mich hintergangen — ſchnödes Handwerk? — Küperei? — fort aus meinen Augen ſchändlicher Burſche — fort mit dir! — Und damit packte Meiſter Martin den armen Friedrich bei den Schultern und warf ihn zur Werkſtatt hinaus. Das Hohngelächter der rohen Geſellen und der Lehrburſchen folgte ihm nach. Nur der alte Valentin faltete die Hände, ſah gedankenvoll vor ſich hin und ſprach: gemerkt hab' ich wohl, daß der gute Geſell höheres im Sinn trug als unſre Fäſſer. Frau Marthe weinte ſehr und ihre Buben ſchrien und jammerten um Friedrich, der mit ihnen freundlich geſpielt und manches gute Stück Backwerk ihnen zugetragen hatte.

Beſchluß.

So zornig nun auch Meiſter Martin auf Reinhold und Friedrich ſeyn mochte, geſtehen mußte er doch ſich ſelbſt, daß mit ihnen alle Freude, alle Luſt aus der Werkſtatt gewichen.

Von den neuen Geſellen erfuhr er täglich nichts als Aergerniß und Verdruß. Um jede Kleinigkeit mußte er ſich kümmern und hatte Mühe und Noth, daß nur die geringſte Arbeit gefördert wurde nach ſeinem Sinn. Ganz erdrückt von den Sorgen des Tages ſeufzte er dann oft: ach Reinhold, ach Friedrich, hättet ihr doch mich nicht ſo ſchändlich hintergangen, wäret ihr doch nur tüchtige Küper geblieben! Es kam ſo weit, daß er oft mit dem Gedanken kämpfte, alle Arbeit gänzlich aufzugeben.

In ſolch düſterer Stimmung ſaß er einſt am Abend in ſeinem Hauſe, als Herr Jacobus Paumgartner und mit ihm Meiſter Johannes Holzſchuer ganz unvermuthet eintraten. Er merkte wohl, daß nun von Friedrich die Rede ſeyn würde und in der That lenkte Herr Paumgartner ſehr bald das Geſpräch auf ihn und Meiſter Holzſchuer fing denn nun gleich an den Jüngling auf alle nur mögliche zu preiſen. Er meinte, gewiß ſey es, daß bei ſolchem Fleiß, bei ſolchen Gaben Friedrich nicht allein ein trefflicher Goldſchmidt werden,

ſondern auch als herrlicher Bildgießer geradezu in Peter Fiſchers Fußtapfen treten müßte. Nun begann Herr Paumgartner an heftig über das unwürdige Betragen zu ſchelten, das der arme Geſell von Meiſter Martin erlitten und beide drangen darauf, daß wenn Friedrich ein tüchtiger Goldſchmidt und Bildgießer geworden, er ihm Roſa, falls nämlich dieſe dem von Liebe ganz durchdrungenen Friedrich hold ſey, zur Hausfrau geben ſolle. Meiſter Martin ließ beide ausreden, dann zog er ſein Käpplein ab und ſprach lächelnd: ihr lieben Herren nehmt euch des Geſellen wacker an, der mich auf ſchändliche Weiſe hintergangen hat. Doch will ich ihm das verzeihen, verlangt indeſſen nicht, daß ich um ſeinetwillen meinen feſten Entſchluß ändere, mit Roſa iſt es nun einmal ganz und gar nichts. In dieſem Augenblick trat Roſa hinein, leichenblaß mit verweinten Augen und ſetzte ſchweigend Trinkgläſer und Wein auf den Tiſch. Nun, begann Herr Holzſchuer, nun ſo muß ich denn wohl den armen Friedrich nachgeben, der ſeine Heimath verlaſſen will

auf immer. Er hat ein ſchönes Stück Arbeit gemacht bei mir, das will er, wenn ihr es lieber Meiſter erlaubt, eurer Roſa verehren zum Gedächtniß, ſchaut es nur an. Damit holte Meiſter Holzſchuer einen kleinen, überaus künſtlich gearbeiteten ſilbernen Pokal hervor und reichte ihn dem Meiſter Martin hin, der großer Freund von köſtlicher Geräthſchaft, ihn nahm und wohlgefällig von allen Seiten beäugelte. In der That konnte man auch kaum herrlichere Silberarbeit ſehen, als eben dies kleine Gefäß. Zierliche Ranken von Weinblättern und Roſen ſchlangen ſich rings herum und aus den Roſen, aus den brechenden Knospen ſchauten liebliche Engel, ſo wie inwendig auf dem vergoldeten Boden ſich anmuthig liebkoſende Engel gravirt waren. Goß man nun hellen Wein in den Pokal, ſo war es, als tauchten die Engelein auf und nieder in lieblichem Spiel. Das Geräth, ſprach Meiſter Martin, iſt in der That gar zierlich gearbeitet und ich will es behalten, wenn Friedrich in guten Goldſtücken den zwiefachen Werth von mir annimmt. Dies ſprechend

füllte Meiſter Martin den Pokal und ſetzte ihn an den Mund. In demſelben Augenblick öffnete ſich leiſe die Thür und Friedrich, den tödtenden Schmerz ewiger Trennung von dem Liebſten auf Erden im leichenblaſſen Antlitz, trat in dieſelbe. So wie Roſa ihn gewahrte, ſchrie ſie laut auf mit ſchneidenden Ton: o mein liebſter Friedrich und ſtürzte ihm halb entſeelt an die Bruſt. Meiſter Martin ſetzte den Pokal ab und als er Roſa in Friedrichs Armen erblickte, riß er die Augen weit auf, als säh er Geſpenſter. Dann nahm er ſprachlos den Pokal wieder und ſchaute hinein. Dann raffte er ſich vom Stuhl in die Höhe und rief mit ſtarker Stimme: Roſa — Roſa liebſt du den Friedrich? ach, lispelte Roſa, ach ich kann es ja nicht länger verheelen, ich liebe ihn wie mein Leben, das Herz wollte mir ja brechen, als ihr ihn verſtießet. So umarme deine Braut Friedrich — ja, ja deine Braut, rief Meiſter Martin. Paumgartner und Holzſchuer ſchauten ſich ganz verwirrt vor Erſtaunen an, aber Meiſter Martin ſprach weiter, den Pokal in den Händen: o du

Herr des Himmels, iſt denn nicht alles ſo gekommen, wie die Alte es geweiſſagt? Ein glänzend Häuslein wird er bringen, würzge Fluthen treiben drinn, blanke Englein gar luſtig ſingen — das Häuslein mit güldnem Prangen, der hat's ins Haus getrag'n, den wirſt du ſüß umfangen, darf'ſt nicht den Vater frag'n, iſt dein Bräutgam minniglich, o ich blöder Thor. — Da iſt das glänzende Häuslein, die Engel — der Bräutgam — hei, hei ihr Herren, nun iſt alles gut, alles gut, der Eidam iſt gefunden! —

Weſſen Sinn jemals ein böſer Traum verwirrte, daß er glaubte in tiefer ſchwarzer Grabesnacht zu liegen und nun erwacht er plötzlich im hellen Frühling voll Duft, Sonnenglanz und Geſang und die, die ihm die Liebſte auf Erden, iſt gekommen und hat ihn umſchlungen und er ſchaut in den Himmel ihres holden Antlitzes, wem das jemals geſchah, der begreift es wie Friedrich zu Muthe war, der faßt ſeine überſchwengliche Seligkeit. Keines Worts mächtig hielt er Roſa feſt in ſeinen Armen, als wolle er ſie nimmer laſſen,

bis ſie ſich ſanft von ihm loswand und ihn hinführte zum Vater. Da rief er: o mein lieber Meiſter, iſt es denn auch wirklich ſo? — Roſa gebt ihr mir zur Hausfrau und ich darf zurückkehren zu meiner Kunſt? — Ja, ja, ſprach Meiſter Martin, glaube es doch nur, kann ich denn anders thun, da du die Weiſſagung der alten Großmutter erfüllt haſt? — dein Meiſterſtück bleibt nun liegen. Da lächelte Friedrich ganz verklärt von Wonne und ſprach: nein lieber Meiſter, iſt es euch recht, ſo vollende ich nun mit Luſt und Muth mein tüchtiges Faß, als meine letzte Küperarbeit und kehre dann zurück zum Schmelzofen. O du mein guter braver Sohn rief Meiſter Martin, dem die Augen funkelten vor Freude, ja dein Meiſterſtück fertige und dann gibts Hochzeit.

Friedrich hielt redlich ſein Wort, er vollendete das zweifudrige Faß und alle Meiſter erklärten, ein ſchöneres Stück Arbeit ſey nicht leicht gefertigt worden, worüber dann Meiſter Martin gar innig ſich freute und überhaupt meinte, einen treflicheren Eidam hätte ihm

die Fügung des Himmels gar nicht zuführen können.

Der Hochzeitstag war endlich herangekommen, Friedrichs Meiſterſaß mit edlem Wein gefüllt und mit Blumen bekränzt, ſtand auf dem Flur des Hauſes aufgerichtet, die Meiſter des Gewerks, den Rathsherrn Jacobus Paumgartner an der Spitze, fanden ſich ein mit ihren Hausfrauen, denen die Meiſter Goldſchmiede folgten. Eben wollte ſich der Zug nach der St. Sebalduskirche begeben, wo das Paar getraut werden ſollte, als Trompetenſchall auf der Straße erklang und vor Martins Hauſe Pferde wieherten und ſtampften. Meiſter Martin eilte an das Erkerfenſter. Da hielt vor dem Hauſe Herr Heinrich von Spangenberg, in glänzenden Feſtkleiden und einige Schritte hinter ihm auf einem muthigen Roſſe ein junger hochherrlicher Ritter, das funkelnde Schwert an der Seite, hohe bunte Federn auf dem mit ſtrahlenden Steinen beſetzten Barett. Neben dem Ritter erblickte Herr Martin eine wunderſchöne Dame, ebenfalls herrlich gekleidet

auf einem Zelter, deſſen Farbe friſch gefallner Schnee war. Pagen und Diener in bunten glänzenden Röcken bildeten einen Kreis rings umher. Die Trompeten ſchwiegen und der alte Herr von Spangenberg rief herauf: hei, hei Meiſter Martin, nicht eures Weinkellers, nicht eurer Goldbatzen halber komme ich her, nur weil Roſa's Hochzeit iſt; wollt ihr mich einlaſſen lieber Meiſter? — Meiſter Martin erinnerte ſich wohl ſeiner Worte, ſchämte ſich ein wenig und eilte herab, den Junker zu empfangen. Der alte Herr ſtieg vom Pferde und trat grüßend ins Haus. Pagen ſprangen herbei, auf deren Armen die Dame herabglitt vom Pferde, der Ritter bot ihr die Hand und folgte dem alten Herrn. Aber ſo wie Meiſter Martin den jungen Ritter anblickte, prallte er drei Schritte zurück, ſchlug die Hände zuſammen und rief: o Herr des Himmels! — Conrad! — Der Ritter ſprach lächelnd: ja wohl, lieber Meiſter, bin ich euer Geſelle Conrad. Verzeiht mir nur die Wunde, die ich euch beigebracht. Eigentlich, lieber Meiſter, mußt ich euch todtſchlagen, das

werdet ihr wohl einſehen, aber nun hat ſich ja alles ganz anders gefügt. Meiſter Martin erwiederte ganz verwirrt, es ſey doch beſſer, daß er nicht todtgeſchlagen worden, aus dem bischen Ritzen mit dem Lenkbeil habe er ſich gar nichts gemacht. Als Martin nun mit den neuen Gäſten eintrat in das Zimmer, wo die Brautleute mit den übrigen verſammelt waren, gerieth alles in ein frohes Erſtaunen über die ſchöne Dame, die der holden Braut ſo auf ein Haar glich, als ſey es ihre Zwillingsſchweſter. Der Ritter nahte ſich mit edlem Anſtande der Braut und ſprach: erlaubt holde Roſa, daß Conrad euerm Ehrentag beiwohne. Nicht wahr, ihr zürnt nicht mehr auf den wilden unbeſonnenen Geſellen, der euch beinahe großes Leid bereitet? Als nun aber Braut und Bräutgam und der Meiſter Martin ſich ganz verwundert und verwirrt anſchauten, rief der alte Herr von Spangenberg: nun, nun, ich muß euch wohl aus dem Traum helfen. Das iſt mein Sohn Conrad, und hier möget ihr ſeine liebe Hausfrau, ſo wie die holde Braut, Roſa geheißen, ſchauen.

Erinnert

Erinnert euch, Meiſter Martin, unſers Ge=
Als ich euch frug, ob ihr auch meinem Soh=
ne eure Roſa verweigern würdet, das hatte
wohl einen beſonderen Grund. Ganz toll war
der Junge in eure Roſa verliebt, er brachte
mich zu dem Entſchluß, alle Rückſicht aufzu=
geben, ich wollte den Freiwerber machen.
Als ich ihm aber ſagte, wie ſchnöde ihr mich
abgefertigt, ſchlich er ſich auf ganz unſinnige
Weiſe bei euch ein als Küper, um Roſas
Gunſt zu erwerben und ſie euch dann wohl
gar zu entführen. Nun! — ihr habt ihn ge=
heilt, mit dem tüchtigen Hiebe über'n Rük=
ken! — Habt Dank dafür, zumal er ein ed=
les Fräulein fand, die wohl am Ende die
Roſa ſeyn mochte, die eigentlich in ſeinem Her=
zen war von Anfang an.

Die Dame hatte unterdeſſen mit anmuthi=
ger Milde die Braut begrüßt und ihr ein rei=
ches Perlenhalsband als Hochzeitsgabe einge=
hängt. Sieh liebe Roſa, ſprach ſie dann, in=
dem ſie einen ganz verdorrten Strauß aus
den blühenden Blumen, die an ihrer Bruſt
prangten, hervorholte, ſieh liebe Roſa, das

ſind die Blumen, die du einſt meinem Conrad gabſt, als Kampfspreis, getreu hat er ſie bewahrt, bis er mich ſah, da wurd' er dir untreu und hat ſie mir verehrt, ſey deshalb nicht böſe! Roſa, hohes Roth auf den Wangen, verſchämt die Augen niederſchlagend, ſprach: ach edle Frau, wie möget ihr doch ſo ſprechen, konnte denn wohl der Junker jemals mich armes Mägdlein lieben? Ihr allein wart ſeine Liebe und weil ich nun eben auch Roſa heiße und euch, wie ſie hier ſagen, etwas ähnlich ſehen ſoll, warb er um mich, doch nur euch meinend.

Zum zweiten Mal wollte ſich der Zug in Bewegung ſetzen, als ein Jüngling eintrat, auf italiſche Weiſe, ganz in ſchwarzen, geriſſenen Sammt gekleidet, mit zierlichem Spizzenkragen und reiche goldene Ehrenketten um den Hals gehängt. O Reinhold, mein Reinhold, ſchrie Friedrich und ſtürzte dem Jüngling an die Bruſt. Auch die Braut und Meiſter Martin riefen und jauchzten: Reinhold, unſer wackrer Reinhold iſt gekommen. Hab' ich's dir nicht geſagt, ſprach Reinhold,

die Umarmung feurig erwiedernd, hab' ich's dir nicht geſagt, mein herzlieber Freund, daß ſich noch alles gar herrlich für dich fügen könnte? — Laß mich deinen Hochzeitstag mit dir feiern, weit komm ich deshalb her und zum ewigen Gedächtniß häng' das Gemälde in deinem Hauſe auf, das ich für dich gemalt nud dir mitgebracht. Damit rief er heraus und zwei Diener brachten ein großes Bild in einem prächtigen goldnen Rahmen hinein, das den Meiſter Martin in ſeiner Werkſtatt mit ſeinen Geſellen Reinhold, Friedrich und Conrad darſtellte, wie ſie an dem großen Faß arbeiten und die holde Roſa eben hineinſchreitet. Alles gerieth in Erſtaunen über die Wahrheit, über die Farbenpracht des Kunſtwerks. Ei, ſprach Friedrich lächelnd, das iſt wohl dein Meiſterſtück als Küper, das Meinige liegt dort unten im Flur, aber bald ſchaff ich ein anderes. Ich weiß alles, erwiederte Reinhold, und preiſe dich glücklich. Halt nur feſt an deiner Kunſt, die auch wohl mehr Hausweſen und dergleichen leiden mag, als die meinige. —

Bei dem Hochzeitsmahl ſaß Friedrich zwiſchen den beiden Roſen, ihm gegenüber aber Meiſter Martin, zwiſchen Conrad und Reinhold. Da füllte Herr Paumgartner Friedrichs Pokal bis an den Rand mit edlem Wein und trank auf das Wohl Meiſter Martins und ſeiner wackern Geſellen. Dann ging der Pokal herum und zuerſt der edle Junker Heinrich von Spangenberg, nach ihm aber alle ehrſamen Meiſter, wie ſie zu Tiſche ſaßen leerten ihn auf das Wohl Meiſter Martins und ſeiner wackern Geſellen.

Die Freunde waren, als Sylveſter geendet, darüber einig, daß die Erzählung des Serapions-Clubbs würdig ſey und rühmten vorzüglich den gemüthlichen Ton, der darin herrſche.

Muß ich, ſprach Lothar, muß ich denn immer mäkeln? Aber es iſt nicht anders, ich meine, daß der Meiſter Martin zu ſehr ſeinen Urſprung verräth, nehmlich daß er aus einem Bilde entſtanden. Sylveſter hat, angeregt durch das Gemälde unſeres wackeren

Kolbe, eine feine Gallerie anderer Gemälde aufgeſtellt, zwar mit lebhaften Farben, aber es bleiben doch nur Bilder, die niemals Situationen in lebendiger Bewegung werden können, wie ſie die Erzählung des Drama verlangt. Conrad mit ſeiner Roſa, ſo wie Reinhold kommen zuletzt doch nur lediglich hinzu, damit Friedrichs Hochzeittafel recht anmuthig und glänzend anzuſchauen ſeyn möge. — Ueberhaupt, was den Conrad betrifft, würd ich, kennt' ich nicht Dein unbefangenes Gemüth, Sylveſter, hätteſt Du nicht in Deiner ganzen Erzählung Dich mit gutem Erfolg bemüht, treu und ehrlich zu bleiben — ja! da würd' ich glauben, Du hätteſt mit Deinem Conrad jene wunderlichen Perſonen ironiren wollen, die, ein Gemiſch von Tölpelei, Galanterie, Barbarei und Empfindſamkeit in manchen von unſeren neuen Romanen Hauptrollen ſpielen. Leute, die ſich Ritter nennen, von denen es aber, glaub' ich, eben ſo wenig jemals ein Urbild gegeben als von jenen Bramarbaſſen, die ſonſt Veit Weber und ſeine Nachfolger alles ohne weiteres kurz und klein

ſchlagen ließen. — Die Berſecker Wuth, unterbrach Vinzenz den Freund, haſt Du, o Sylveſter! aber mit vielem Glück eintreten laßen, doch iſt und bleibt es unverzeihlich, daß Du wirklich einen adlichen Rücken mit einem Tonnenreif zerbläuen läßeſt, ohne daß der abgebläuete Ritter dem ſchnöden Prügelanten den Kopf ſpaltet. Nachher hätte er den Verwundeten höflich um Verzeihung bitten oder ihn gar mit einem Arkanum bedienen können das den Kopf augenblicklich zuſammengezogen, woran er nachher merklichen Verſtand geſpürt! — Der einzige Mann, auf den Du Dich einigermaßen berufen kannſt, iſt der berühmte mannhafte Ritter Don Quixote, der ſeiner Tapferkeit, Großmuth, Galanterie unbeſchadet ungemein viel Prügel erhielt. —

Tadelt nur, rief Sylveſter lachend, tadelt nur friſch zu, ich gebe mich ganz in eure Hände, aber daß Ihr's nur wißt, Troſt finde ich bei den holden Frauen, denen ich meinen Meiſter Martin mittheilte und die über die ganze Geſtaltung recht inniges Wohlgefallen ausſprachen und mich mit Lob überhäuſten.

Solches Lob, ſprach Ottmar, von ſchönen Lippen iſt ganz unwiderſtehlich und kann manchen Romantiker zu allerlei abſonderlichen Thorheiten und geſchriebenen tollen Sprüngen verleiten. Doch irr ich nicht, ſo verſprach Lothar unſeren heutigen Abend mit irgend einem Erzeugniß ſeiner fantaſtiſchen Träumerei zu beſchließen.

So iſt es, erwiederte Lothar. Erinnert Euch, daß ich es unternehmen wollte für die Kinder meiner Schweſter ein zweites Mährchen zu ſchreiben und weniger in fantaſtiſchem Uebermuth zu luxuriren, frömmer, kindlicher zu ſeyn als im Nußknacker und Mauſekönig. Das Mährchen iſt fertig, Ihr ſollt es hören.

Lothar las:

Das fremde Kind.

Der Herr von Brakel auf Brakelheim.

Es war einmal ein Edelmann der hieß Herr Thaddäus von Brakel und wohnte in dem kleinen Dörfchen Brakelheim, daß er

von ſeinem verſtorbenen Vater dem alten Herrn von Brakel geerbt hatte, und das mithin ſein Eigenthum war. Die vier Bauern die außer ihm noch in dem Dörfchen wohnten, nannten ihm den gnädigen Herrn, unerachtet er wie ſie, mit ſchlicht ausgekämmten Haaren einherging und nur Sonntags wenn er mit einer Frau und ſeinem beiden Kindern Felix und Chriſtlieb geheißen, nach dem benachbarten großen Dorfe zur Kirche fuhr, ſtatt der groben Tuchjacke die er ſonſt trug, ein feines grünes Kleid und eine rothe Weſte mit goldenen Treſſen anlegte, welches ihm recht gut ſtand. Eben dieſelben Bauern pflegten auch, fragte man ſie: wo komme ich denn hin zum Herrn von Brakel? jedesmal zu antworten: Nur immer vorwärts durch das Dorf den Hügel herauf wo die Birken ſtehen, da iſt des gnädigen Herrn ſein Schloß! Nun weiß doch aber jedermann, daß ein Schloß ein großes hohe Gebäude ſeyn muß mit vielen Fenſtern und Thüren, ja wohl gar mit Thürmen uud funkelnden Windfahnen, von den allen war aber auf den Hügel mit den Birken

gar nichts zu ſpüren, vielmehr ſtand da nur ein niedriges Häuschen mit wenigen kleinen Fenſtern, das man kaum früher als dicht davor angekommen, erblicken konnte. Geſchieht es aber wohl, daß man vor dem hohen Thor eines großen Schloſſes plötzlich ſtill ſteht und, angehaucht von der herausſtrömenden eiskalten Luft, angeſtarrt von den todten Augen der ſeltſamen Steinbilder die wie grauliche Wächter ſich an die Mauer lehnen, alle Luſt verliert hineinzugehen, ſondern lieber umkehrt, ſo war das bey dem kleinen Hauſe des Herr Thadbäus von Brakel ganz und gar nicht der Fall. Hatten nehmlich ſchon im Wäldchen die ſchönen ſchlanken Birken mit ihren belaubten Aeſten, wie mit zum Gruß ausgeſteckten Armen uns freundlich zugewinkt, hatten ſie im frohen Rauſchen und Säuſeln uns zugewispert: Willkommen, willkommen unter uns! ſo war es denn nun vollends bey dem Hauſe, als rieſen holde Stimmen aus den ſpiegelhellen Fenſtern, ja überall aus dem dunklen dicken Weinlaube, das die Mauern bis zum Dach herauf bekleidete, ſüßtönend heraus: Komm

doch nur herein, komm doch nur herein, du lieber müder Wanderer, hier iſt es gar hübſch und gaſtlich! Das beſtätigten denn auch die Neſt hinein Neſt hinaus luſtig zwitſchernden Schwalben und der alte ſtattliche Storch ſchaute ernſt und klug vom Rauchfange herab und ſprach: Ich wohne nun ſchon manches liebe Jahr hindurch zur Sommerszeit hier, aber ein beſſeres Logement finde ich nicht auf Erden, und könnte ich nur die mir angeborne Reiſeluſt bezwingen, wär's nur nicht zur Winterszeit hier ſo kalt und das Holz ſo theuer, niemahls rührt' ich mich von der Stelle. — So anmuthig und hübſch, wenn auch gleich gar kein Schloß, war das Haus des Herrn von Brakel.

Der vornehme Beſuch.

Die Frau von Brakel ſtand eines Morgens ſehr früh auf und buk einen Kuchen, zu dem ſie viel mehr Mandeln und Roſinen verbrauchte als ſelbſt zum Oſterkuchen, weshalb er auch viel herrlicher gerieth als dieſer. Während deſſen klopfte und bürſtete der Herr

von Brakel ſeinen grünen Rock und ſeine rothe Weſte aus und Felix und Chriſtlieb wurden mit den beſten Kleidern angethan, die ſie nur beſaßen. „Ihr dürft, ſo ſprach dann der Herr von Brakel zu den Kindern, ihr dürft heute nicht herauslaufen in den Wald wie ſonſt, ſondern müßt in der Stube ruhig ſitzen bleiben, damit ihr ſauber und hübſch ausſeht wenn der gnädige Herr Onkel kommt!“ — die Sonne war hell und freundlich aufgetaucht aus dem Nebel und ſtrahlte golden hinein in die Fenſter, im Wäldchen ſauste der Morgenwind und Fink und Zeiſig und Nachtigall jubilirten durcheinander und ſchmetterten die luſtigſten Liedchen. Chriſtlieb ſaß ſtill und in ſich gekehrt am Tiſche: bald zupfte ſie die rothen Bandſchleifen an ihrem Kleidchen zurecht, bald verſuchte ſie ämſig fortzuſtricken welches heute nicht recht gehen wollte. Felix, dem der Papa ein ſchönes Bilderbuch in die Hände gegeben, ſchaute über die Bilder hinweg nach dem ſchönen Birkenwäldchen in dem er ſonſt jeden Morgen ein paar Stunden nach Herzensluſt herumſpringen durfte. „Ach

drauſſen iſt's ſo ſchön, ſeufzte er in ſich hinein doch als nun vollends der große Hofhund, Sultan geheißen, klaffend und knurrend vor dem Fenſter herumſprang, eine Strecke nach dem Walde hinlief, wieder umkehrte und aufs neue knurrte und bellte als wolle er dem kleinen Felix zurufen: Kommſt du denn nicht heraus in den Wald? was machſt du denn in der dumpfigen Stube? da konnte ſich Felix gar nicht laſſen vor Ungeduld. „Ach liebe Mama, laß mich doch nur ein paar Schritte hinausgehen! So rief er laut, aber die Frau von Brakel erwiederte: Nein nein, bleibe nur fein in der Stube. Ich weiß ſchon wie es geht, ſo wie du hinausläufſt muß Chriſtlieb hinterdrein und dann huſch huſch durch Buſch und Dorn, hinauf auf die Bäume! Und dann kommt ihr zurück erhizt und beſchmuzt und der Onkel ſagt: was ſind das für häßliche Bauernkinder, ſo dürfen keine Brakels ausſehen, weder große noch kleine. Felix klappte voll Ungeduld das Bilderbuch zu, und ſprach, indem ihm die Thränen in die Augen traten, kleinlaut, wenn der gnädige Herr Onkel von

häßlichen Bauerkindern redet, ſo hat er wohl nicht Vollrads Peter oder Hentſchels Annlieſe oder alle unſere Kinder hier im Dorfe geſehen, denn ich wüßte doch nicht, wie es hübſchere Kinder geben ſollte als dieſe. „Ja wohl, rief Chriſtlieb, wie plötzlich aus einem Traume erwacht, und iſt nicht auch des Schulzen Grete ein hübſches Kind, wie wohl ſie lange nicht ſolche ſchöne rothe Bandſchleifen hat als ich: „Sprecht nicht ſolch dummes Zeug, rief die Mutter halb erzürnt, ihr verſteht das nicht wie es der gnädige Onkel meint — Alle weitere Vorſtellungen, wie es grade heute gar zu herrlich im Wäldchen ſey, halfen nichts, Felix und Chriſtlieb mußten in der Stube bleiben und das war um ſo peinlicher, als der Gaſtkuchen, der auf dem Tiſche ſtand, die ſüßeſten Gerüche verbreitete und doch nicht früher angeſchnitten werden durfte bis der Onkel angekommen. „Ach wenn er doch nur käme, wenn er doch nur endlich käme! ſo riefen beide Kinder und weinten beinahe vor Ungeduld. Endlich ließ ſich ein ſtarkes Pferdegetrappel vernehmen, und eine Kutſche fuhr

vor, die ſo blank nnd mit goldenen Zierathen reich geſchmückt war, daß die Kinder in das größte Erſtaunen geriethen, denn ſie hatten dergleichen noch gar nicht geſehen. Ein großer hagerer Mann glitt an den Armen des Jägers, der den Kutſchenſchlag geöffnet, heraus in die Arme des Herrn von Brakel, an deſſen Wange er zweimahl ſanft die ſeinige legte und leiſe lispelte: Bon jour mein lieber Vetter, nur gar keine Umſtände, bitte ich. Unterdeſſen hatte der Jäger noch eine kleine dicke Dame mit ſehr rothen Backen uud zwey Kinder, einen Knaben und ein Mädchen aus der Kutſche zur Erde hinab gleiten laſſen, welches er ſehr geſchickt zu machen wußte, ſo daß jeder auf die Füße zu ſtehen kam. Als ſie nun alle ſtanden, traten, wie es ihnen von Vater und Mutter eingeſchärft worden, Felix und Chriſtlieb hinzu, faßten jeder eine Hand des langen hagern Mannes und ſprachen dieſelbe küſſend: Seyn Sie uns recht ſchön willkommen, lieber gnädiger Herr Onkel! dann machten ſie es mit den Händen der kleinen dicken Dame eben ſo und ſprachen:

Seyn ſie uns recht ſchön willkommen, liebe gnädige Frau Tante! dann traten ſie zu den Kindern, blieben aber ganz verblüfft ſtehen, denn ſolche Kinder hatten ſie noch niemahls geſehen. Der Knabe trug lange Pumphoſen und ein Jäckchen von ſcharlachrothen Tuch über und über mit goldenen Schnüren und Treſſen beſezt und einem kleinen blanken Säbel an der Seite, auf dem Kopf aber eine ſeltſame rothe Mütze mit einer weißen Feder unter der er mit ſeinem blaßgelben Geſichtchen und den trüben ſchläfrigen Augen blöd und ſcheu hervorkuckte. Das Mädchen hatte zwar ein weißes Kleidchen an wie Chriſtlieb, aber mit erſchrecklich viel Bändern und Spitzen, auch waren ihre Haare ganz ſeltſam in Zöpfe gepflochten und ſpitz in die Höhe heraufgewunden, oben funkelte aber ein blankes Krönchen. Chriſtlieb faßte ſich ein Herz und wollte die Kleine bey der Hand nehmen, die zog aber die Hand ſchnell zurück und zog ſolch ein verdrüßliches weinerliches Geſicht, daß Chriſtlieb ordentlich davor erſchrak und von ihr abließ. Felix wollte auch nur des

Knaben ſchönen Säbel ein bischen näher be-
ſehen und faßt darnach, aber der Junge fing an zu ſchreien: Mein Säbel, mein Säbel, er will mir den Säbel nehmen, und lief zum hagern Mann, hinter den er ſich verſteckte. Felix wurde darüber roth im Geſicht und ſprach ganz erzürnt: Ich will dir ja deinen Säbel nicht nehmen — dummer Junge! Die lezten Worte murmelte er nur ſo zwiſchen den Zähnen, aber der Herr von Brakel hatte wohl alles gehört nnd ſchien ſehr verlegen darüber zu ſeyn, denn er knöpfelte an der Weſte hin und her und rief: Ey Felix! Die dicke Dame ſprach: Adelgundchen, Herrmann, die Kinder thun euch ja nichts, ſeid doch nicht ſo blöde; der hagere Herr liſpelte aber: Sie werden ſchon Bekanntſchaft machen, ergriff die Frau von Brakel bey der Hand und führte ſie ins Haus, ihr folgte Herr von Brakel mit der dicken Dame an deren Schleppkleid ſich Adelgundchen und Herrmann hingen. Chriſtlieb und Felix gingen hinterdrein. „Jezt wird der Kuchen angeſchnitten, flüſterte Felix der Schweſter ins Ohr. Ach ja, ach ja,
erwiederte

erwiederte dieſe voll Freude und dann laufen wir auf und davon in den Wald fuhr Felix fort, und bekümmern uns um die fremden blöden Dinger nicht, ſezte Chriſtlieb hinzu. Felix machte einen Luftſprung, ſo kamen ſie in die Stube. Adelgunde und Hermann durften keinen Kuchen eſſen, weil ſie, wie die Aeltern ſagten, das nicht vertragen könnten, ſie erhielten dafür jeder einen kleinen Zwieback, den der Jäger aus einer mitgebrachten Schachtel heraus nehmen mußte. Felix und Chriſtlieb, biſſen tapfer in das derbe Stück Kuchen, das die gute Mutter jedem gereicht und waren guter Dinge.

Wie es weiter bey dem vornehmen Beſuche herging.

Der hagere Mann, Cyprianus von Brakel geheißen, war zwar der leibliche Vetter des Herrn Thaddäus von Brakel, indeſſen weit vornehmer als dieſer. Denn auſſerdem daß er den Grafen-Titel führte trug er auch auf jeden Rock, ja ſogar auf dem Pudermantel,

einen großen ſilbernen Stern. Deshalb hatte, als er ſchon ein Jahr früher, jedoch ganz allein ohne die dicke Dame, die ſeine Frau war nnd ohne die Kinder, bey dem Herrn Thaddäus von Brakel ſeinem Vetter auf eine Stunde einſprach, Felix ihn auch gefragt: Hör' mahl gnädiger Herr Onkel, du biſt wohl König geworden? Felix hatte nehmlich in ſeinem Bilderbuche einen abgemahlten König, der einen dergleichen Stern auf der Bruſt trug, und ſo mußte er wohl glauben, daß der Onkel nun auch König geworden ſey, weil er das Zeichen trug. Der Onkel hatte damals ſehr über die Frage gelacht und geantwortet: Nein mein Söhnchen, König bin ich nicht aber des Königs treuſter Diener und Miniſter, der über viele Leute regiert. Gehörteſt du zu der Gräflich von Brakelſchen Linie, ſo könnteſt du vielleicht auch künftig ſolch' einen Stern tragen wie ich, aber ſo biſt du freilich nur ein ſimpler Von, aus dem nicht viel rechtes werden wird. Felix hatte den Onkel gar nicht verſtanden und Herr Thaddäus von Brakel meinte, das ſey

auch gar nicht vonnöthen. — Jezt erzählte der Onkel ſeiner dicken Frau, wie ihn Felix für den König gehalten, da rief ſie: O ſüße liebe rührende Unſchuld! Und nun mußten beide Felix und Chriſtlieb hervor aus dem Winkel wo ſie unter Kichern und Lachen den Kuchen verzehrt hatten. Die Mutter ſäuberte beiden ſogleich den Mund von manchen Kuchenkrumen und Roſinenreſten und übergab ſie ſo dem gnädigen Onkel und der gnädigen Tante die ſie unter lauten Ausrufungen: O ſüße liebe Natur! o ländliche Unſchuld! küßten und ihnen große Tüten in die Hände drückten. Dem Herrn Thäddäus von Brakel und ſeiner Frau ſtanden die Thränen in die Augen über die Güte der vornehmen Verwandten. Felix hatte indeſſen die Tüte geöffnet und Bonbons darin gefunden auf die er tapfer zubiß, welches ihm Chriſtlieb ſogleich nachmachte. „Söhnchen, mein Söhnchen, rief der gnädige Onkel, ſo geht das nicht, du verdirbſt dir ja die Zähne, du mußt fein ſo lange an dem Zuckerwerke lutſchen, bis es im Munde zergeht. Da lachte aber Felix

beinahe laut auf und ſprach: Ey lieber gnä⸗
diger Onkel, glaubſt du denn, daß ich ein kleines Wickelkind bin und lutſchen muß weil ich noch keine tüchtige Zähne habe zum beißen? Und damit ſteckte er ein neues Bonbon in den Mund und biß ſo gewaltig zu, daß es knitterte und knatterte. „O liebliche Naivität, rief die dicke Dame, der Onkel ſtimmte ein, aber den Herrn Thaddäus ſtanden die Schweißtropfen auf der Stirne; er war über Felixens Unart ganz beſchämt und die Mutter raunte ihm ins Ohr: Knirſche nicht ſo mit den Zähnen unartiger Junge! Das machte den armen Felix, der nichts Uebles zu thun glaubte, ganz beſtürzt, er nahm das noch nicht ganz verzehrte Bonbon langſam aus dem Munde legte es in die Tüte und reichte dieſe dem Onkel hin, indem er ſprach: Nimm nur deinen Zucker wieder mit wenn ich ihn nicht eſſen ſoll! Chriſtlieb, gewohnt in Allem Felixens Beiſpiel zu folgen, that mit ihrer Tüte daſſelbe. Das war dem Herrn Thaddäus zu arg, er brach los: Ach mein geehrteſter gnädiger Herr Vetter, halten Sie nur

dem einfältigen Jungen die Tölpelei zu Gute, aber freilich auf dem Lande und in ſo beſchränkten Verhältniſſen — Ach wer nur ſolche geſittete Kinder erziehen könnten wie Sie! —. Der Graf Cyprianus lächelte ſelbſtgefällig und vornehm indem er auf Herrmann und Adelgunden hinblickte. Die hatten längſt ihren Zwieback verzehrt und ſaßen nun ſtumm und ſtill auf ihren Stühlen ohne eine Miene zu verziehen, ohne ſich zu rühren und zu regen. Die dicke Dame lächelte ebenfalls, indem ſie liſpelte: Ja lieber Herr Vetter, die Erziehung unſerer lieben Kinder liegt uns mehr als Alles am Herzen. Sie gab dem Grafen Cyprianus einen Wink, der ſich alsbald an Herrmann und Adelgunden wandte und allerley Fragen an ſie richtete, die ſie mit der größten Schnelligkeit beantworteten: Da war von vielen Städten, Flüſſen nnd Bergen die Rede, die viele tauſend Meilen ins Land hinein liegen ſollten und die ſeltſamſten Namen trugen. Eben ſo wußten beide ganz genau zu beſchreiben, wie die Thiere ausſähen die in wilden Gegenden der entfernteſten Him=

melsſtriche wohnen ſollten. Dann ſprachen ſie von fremden Gebüſchen, Bäumen und Früchten, als ob ſie ſelbſt geſehn, ja wohl die Früchte ſelbſt gekoſtet hätten. Herrmann beſchrieb ganz genau wie es vor dreyhundert Jahren in einer großen Schlacht zugegangen und wußte alle Generale die dabey zugegen geweſen mit Nahmen zu nennen. Zuletzt ſprach Adelgunde ſogar von den Sternen und behauptete, am Himmel ſäßen allerley ſeltſame Thiere und andere Figuren. Dem Felix wurde dabei ganz Angſt und bange, er näherte ſich der Frau von Brakel und fragte leiſe ins Ohr: Ach Mama! liebe Mama! was iſt denn das Alles was die dort ſchwatzen und plappern? Halts Maue dummer Junge, raunte ihm die Mutter zu, das ſind die Wiſſenſchaften! Fel x verſtummte. „Das iſt erſtaunlich, das iſt unerhört! in dem zarten Alter! ſo rief der Herr von Brakel einmahl über das andere, die Frau von Brakel aber ſeufzete: o mein Herr Jemine! o was ſind das für Engel! o was ſoll denn aus unſern Kleinen werden, hier auf dem öden Lan-

de. Als nun der Herr von Brakel in die Klagen der Mutter mit einſtimmte, tröſtete beide der Graf Cyprianus, indem er verſprach, binnen einiger Zeit ihnen einen gelehrtrn Mann zuzuſchicken, der ganz umſonſt den Unterricht der Kinder übernehmen werde. Unterdeſſen war die ſchöne Kutſche wieder vorgefahren. Der Jäger trat mit zwey großen Schachteln hinein, die nahmen Adelgunde und Herrmann und überreichten ſie der Chriſtlieb und dem Felix. „Lieben Sie Spielſachen mon cher? hier habe ich Ihnen welche mitgebracht von der feinſten Sorte: ſo ſprach Herrmann ſich zierlich verbeugend. Felix hatte die Ohren hängen laſſen, er ward traurig, ſelbſt wußte er nicht warum. Er hielt die Schachtel gedankenlos in den Händen und murmelte, ich heiße nicht Mon ſchär ſondern Felix und auch nicht Sie ſondern du. — Der Chriſtlieb war auch das Weinen näher als das Lachen unerachtet aus der Schachtel, die ſie von Adelgunden erhalten, die ſüßeſten Düfte ſtrömten wie von allerley ſchönen Näſchereien. An der Thüre ſprang und bellte nach ſeiner Ge-

wohnheit Sultan Felixens getreuer Freund und Liebling, Herrmann entſetzte ſich aber ſo ſehr vor dem Hunde, daß er ſchnell in die Stube zurücklief und laut zu weinen anfing. „Er thut dir ja nichts, ſprach Felix, er thut dir ja nichts, warum heulſt und ſchreiſt du ſo? es iſt ja nur ein Hund, und du haſt ja ſchon die ſchrecklichſten Thiere geſehn? Und wenn er auch auf dich zufahren wollte, du haſt ja einen Säbel?“ Felixens Zureden half gar nichts, Herrmann ſchrie immerfort, bis ihn der Jäger auf den Arm nehmen und in die Kutſche tragen mußte, Adelgunde plötzlich von dem Schmerz des Bruders ergriffen oder Gott weiß aus welcher andern Urſache, fing ebenfalls an heftig zu heulen, welches die arme Chriſtlieb ſo anregte, daß ſie auch zu ſchluchzen und zu weinen begann. Unter dieſem Geſchrei und Gejammer der drei Kinder fuhr der Graf Cyprianus von Brakel ab von Brakelheim, und ſo endete der vornehme Beſuch.

Die neuen Spielſachen.

So wie die Kutſche mit dem Grafen Cyprianus von Brakel und ſeiner Familie den Hügel herabgerollt war, warf der Herr Thaddäus ſchnell den grünen Rock und die rothe Weſte ab, und als er eben ſo ſchnell die weite Tuchjacke angezogen und zwei bis dreimahl mit dem breiten Kamm die Haare durchfahren hatte, da holte er tief Athem, dehnte ſich und rief: „Gott ſey gedankt!“ Auch die Kinder zogen ſchnell ihre Sonntagsröckchen aus und fühlten ſich froh und leicht. „In den Wald, in den Wald! rief Felix, indem er ſeine höchſten Luftſprünge verſuchte. „Wollt ihr denn nicht erſt ſehen was euch Herrmann und Adelgunde mitgebracht haben? So ſprach die Muttee und Chriſtlieb, die ſchon während des Ausziehens die Schachteln mit neugierigen Augen betrachtet hatte, meinte, daß das wohl erſt geſchehen könne, nachher ſey es ja wohl noch Zeit genug in den Wald zu laufen. Felix war ſehr ſchwer zu überreden. Er ſprach: was kann uns denn der alberne pump-

hoſigte Junge mit ſammt ſeiner bebänderten Schweſter großes mitgebracht haben. Was die Wiſſenſchaften betrifft, I nun die plappert er gut genug weg, aber erſt ſchwatzt er von Löw' und Bär und weiß wie man die Elephanten fängt und dann fürchtet er ſich vor meinem Sultan, hat einen Säbel an der Seite und heult und ſchreit und kriecht unter den Tiſch. Das mag mir ein ſchöner Jäger ſeyn! „Ach lieber guter Felix, laß uns doch nur ein ganzes kleines bischen die Schachteln öffnen! So bat Chriſtlieb, und da ihr Felix alles nur mögliche zu Gefallen that, ſo gab er das in den Wald laufen vor der Hand auf und ſetzte ſich mit Chriſtlieb geduldig an den Tiſch auf dem die Schachteln ſtanden. Sie wurden von der Mutter geöffnet, aber da — Nun, o meine vielgeliebten Leſer! Euch allein iſt es gewiß ſchon ſo gut geworden zur Zeit des fröhlichen Jahrmarkts oder doch gewiß zu Weihnachten von den Aeltern oder andern lieben Freunden mit allerlei ſchmucken Sachen reichlich beſchenkt zu werden. Denkt Euch, wie ihr vor Freude jauchztet, als blanke Sol-

daten, Männchen mit Drehorgeln, ſchön geputzte Puppen, zierliche Geräthſchaften, herrliche bunte Bilderbücher u. a. m. um euch lagen und ſtanden! Solche große Freude wie ihr damals, hatten jetzt Felix und Chriſtlieb, denn eine ganz reiche Beſcheerung der niedlichſten glänzendſten Sachen ging aus den Schachteln hervor, und dabey gab es noch allerlei Naſchwerk, ſo daß die Kinder einmahl über das andere die Hände zuſammenſchlugen und ausriefen: Ey wie ſchön iſt das! Nur eine Tüte mit Bonbons legte Felix mit Verachtung bey Seite, und als Chriſtlieb bat den gläſernen Zucker doch wenigſtens nicht zum Fenſter heraus zu werfen, wie er es eben thun wollte, ließ er zwar davon ab, öffnete aber die Tüte und warf einige Bonbons dem Sultan hin, der indeſſen hineingeſchwänzelt war. Sultan roch daran und wandte dann unmuthig die Schnauze weg. „Siehſt du wohl Chriſtlieb, rief Felix nun triumphirend, ſiehſt du wohl, nicht einmahl Sultan mag das garſtige Zeug freſſen. Uebrigens machte es dem Felix von den Spielſachen nichts mehr

Freude als ein ſtattlicher Jägersmann, der, wenn man ein kleines Fädchen das hinten unter ſeiner Jacke hervorragte, anzog, die Büchſe anlegte und in ein Ziel ſchoß, das drei Spannen weit vor ihm angebracht war. Nächſtdem ſchenkte er ſeine Liebe einem kleinen Männchen, das Complimente zu machen verſtand und auf einer Harfe quinkelirte wenn man an einer Schraube drehte; vor allen Dingen gefiel ihm aber eine Flinte und ein Hirſchfänger, beides von Holz und überſilbert, ſo wie eine ſtattliche Huſaren-Mütze und eine Patrontaſche. Chriſtlieb hatte große Freude an einer ſehr ſchön geputzten Puppe und einem ſaubern vollſtändigen Hausrath. Die Kinder vergaßen Wald und Flur und ergötzten ſich an den Spielſachen bis in den ſpäten Abend hinein. Dann gingen ſie zu Bette.

Was ſich mit den neuen Spielſachen im Walde zutrug.

Tages darauf fingen die Kinder es wieder da an, wo ſie es Abends vorher gelaſſen

hatten: das heißt, ſie holten die Schachteln herbei, kramten ihre Spielſachen aus und ergözten ſich darau auf mancherlei Weiſe. Eben ſo wie geſtern ſchien die Sonne hell und freundlich in die Fenſter hinein, wiſperten und liſpelten die vom ſauſenden Morgenwind begrüßten Birken, jubilirten Zeiſig, Fink und Nachtigall in den ſchönſten luſtigſten Liedlein. Da wurd' es dem Felix bei ſeinem Jäger, ſeinem kleinen Männchen, ſeiner Flinte und Patrontaſche ganz enge und wehmüthig ums Herz. „Ach, rief er auf einmal, ach draußen iſt's doch ſchöner, komm Chriſtlieb! laß uns in den Wald laufen! Chriſtlieb hatte eben die große Puppe ausgezogen und war im Begriff ſie wieder anzukleiden, welches ihr viel Vergnügen machte, deshalb wollte ſie nicht heraus, ſondern bat: Lieber Felix, wollen wir denn nicht noch hier ein bischen ſpielen? Weißt du was, Chriſtlieb, ſprach Felix, wir nehmen das beſte von unſern Spielſachen mit hinaus. Ich ſchnalle meinen Hirſchfänger um, und hänge das Gewehr über die Schulter, da ſeh' ich aus wie ein Jäger. Der

kleine Jäger und Harfenmännlein können mich begleiten, du Chriſtlieb kannſt deine große Puppe und das beſte von deinen Geräthſchaften mitnehmen. Komm nur, komm! Chriſtlieb zog hurtig die Puppe vollends an und nnn liefen beide Kinder mit ihren Spielſachen hinaus iu den Wald, wo ſie ſich auf einem ſchönen grünen Plätzchen lagerten. Sie hatten eine Weile geſpielt und Felix ließ eben das Harfenmännlein ſein Stückchen orgeln, als Chriſtlieb anfing: Weißt du wohl, lieber Felix, daß dein Harfenmann gar nicht hübſch ſpielt? Hör nur, wie das hier im Walde häßlich klingt, das ewige Ting-Ting-Ping-Ping, die Vögel kucken ſo neugierig aus den Büſchen, ich glaube, ſie halten ſich ordentlich auf über den albernen Muſikanten, der hier zu ihrem Geſange ſpielen will. Felix drehte ſtärker und ſtärker an der Schraube und rief endlich: du haſt Recht, Chriſtlieb! es klingt abſcheulich, was der kleine Kerl ſpielt, was können mir ſeine Dienerchen helfen — ich ſchäme mich ordentlich vor dem Finken dort drüben, der mich mit ſolch ſchlauen Augen an-

blinzelt. — Aber der Kerl ſoll beſſer ſpielen — ſoll beſſer ſpielen! — Und damit drehte Felix ſo ſtark an der Schraube, daß Krack, krack — der ganze Kaſten in tauſend Stücke zerbrach auf dem das Harfenmännlein ſtand und ſeine Arme zerbröckelt herabfielen. „Oh — Oh!“ rief Felix; „Ach das Harfenmännlein!“ rief Chriſtlieb. Felix beſchaute einen Augenblick das zerbrochene Spielwerk, ſprach dann: „Es war ein dummer alberner Kerl, der ſchlechtes Zeug aufſpielte und Geſichter und Diener machte, wie Vetter Pumphoſe“ und warf den Harfenmann weit fort in das tiefſte Gebüſch. „Da lob' ich mir meinen Jägersmann,“ ſprach er weiter, „der ſchießt einmal über das andere ins Ziel.“ Nun ließ Felix den kleinen Jäger tüchtig exerziren. Als das eine Weile gedauert, fing Felix an: „Dumm iſt's doch, daß der kleine Kerl immer nur nach dem Ziele ſchießt, welches, wie Papa ſagt, gar keine Sache für einen Jägersmann iſt. Der muß im Walde ſchießen nach Hirſchen — Rehen — Haaſen, und ſie treffen im vollen Lauf. — Der Kerl ſoll nicht mehr nach dem

Ziele ſchießen.“ Damit brach Felix die Zielſchiebe los, die vor dem Jäger angebracht war. „Nun ſchieß’ ins Freie,“ rief er, aber er mochte an dem Fädchen ziehn, ſo viel als er wollte, ſchlaff hingen die Arme des kleinen Jägers herab. Er legte nicht mehr die Büchſe an, er ſchoß nicht mehr los. „Ha ha, rief Felix, nach dem Ziel, in der Stube, da konnteſt du ſchießen, aber im Walde, wo des Jägers Heimath iſt, da gehts nicht. Fürchteſt dich auch wohl vor Hunden und würdeſt, wenn einer käme, davon laufen mit ſammt deiner Büchſe, wie Vetter Pumphoſe mit ſeinem Säbel! — Ey du einfältiger nichtsnutziger Burſche,“ damit ſchleuderte Felix den Jäger dem Harfenmännlein nach ins tiefe Gebüſch. „Komm! laß uns ein wenig laufen, ſprach er dann zu Chriſtlieb. Ach ja lieber Felix, erwiederte dieſe, meine hübſche Puppe ſoll mit laufen, das wird ein Spaß ſeyn.“ Nun faßte jeder, Felix und Chriſtlieb, die Puppe an einem Arm, und ſo gings fort in vollem Laufe durchs Gebüſch den Hügel herab, und fort und fort bis an den mit hohem

Schilf umkränzten Teich, der noch zu dem Beſitzthum des Herrn Thaddäus von Brakel gehörte und wo er zuweilen wilde Enten zu ſchießen pflegte. Hier ſtanden die Kinder ſtill und Felix ſprach: Laß uns ein wenig paſſen, ich habe ja nun eine Flinte, wer weiß ob ich nicht im Röhricht eine Ente ſchießen kann, ſo gut wie der Vater. In dem Augenblick ſchrie aber Chriſtlieb laut auf: Ach meine Puppe, was iſt aus meiner ſchönen Puppe geworden! Freilich ſah das arme Ding ganz miſerabel aus. Weder Chriſtlieb noch Felix hatten im Laufen die Puppe beachtet und ſo war es gekommen, daß ſie ſich an dem Geſtripp die Kleider ganz und gar zerriſſen, ja beide Beinchen gebrochen hatte. Von dem hübſchen Wachsgeſichtchen war auch beinahe keine Spur, ſo zerfezt und häßlich ſah es aus. Ach meine Puppe, meine ſchöne Puppe, klagte Chriſtlieb. „Da ſiehſt du nun, ſprach Felix, was für dumme Dinger uns die fremden Kinder mitgebracht haben. Das iſt ja eine ungeſchickte einfältige Trine, deine Puppe, die nicht einmahl mit uns laufen kann, ohne ſich gleich Alles zu zerreißen

und zu zerfetzen — gieb ſie nur her.“ Chriſt, lieb reichte die verunſtaltete Puppe traurig dem Bruder hin und konnte ſich eines lauten Schreies: Ach Ach! nicht enthalten, als der ſie ohne Weiteres fortſchleuderte in den Teich. „Gräme dich nur nicht, tröſtete Felix die Schweſter, gräme dich nur ja nicht um das alberne Ding, ſchieße ich eine Ente, ſo ſollſt du die ſchönſten Federn bekommen die ſich nur in den bunten Flügeln finden wollen. Es rauſchte im Röhricht, da legte ſtracks Felix ſeine hölzerne Flinte an, ſezte ſie aber in demſelben Augenblick wieder ab, und ſchaute nachdenklich vor ſich hin. „Bin ich nicht auch ſelbſt ein thörichter Junge, fing er dann leiſe an, gehört denn nicht zum Schießen Pulver und Bley und habe ich denn beides? — Kann ich denn auch wohl Pulver in eine hölzerne Flinte laden? — Wozu iſt überhaupt das dumme hölzerne Ding? — Und der Hirſchfänger? — Auch von Holz! — der ſchneidet und ſticht nicht — des Vetters Säbel war gewiß auch von Holz, deshalb mochte er ihn nicht ausziehn als er ſich vor dem Sultan

fürchtete. Ich merke ſchon, Vetter Pumphoſe hat mich nur zum Beſten gehabt mit ſeinen Spielſachen die was vorſtellen wollen und nichtsnützIges Zeug ſind.“ Damit ſchleuderte Felix Flinte, Hirſchfänger und zulezt noch die Patrontaſche in den Teich. Chriſtlieb war doch betrübt über den Verluſt der Puppe, und auch Felix konnte ſich des Unmuths nicht erwehren. So ſchlichen ſie nach Hauſe, und als die Mutter frug: Kinder wo habt ihr Eure Spielſachen, erzählte Felix ganz treuherzig, wie ſchlimm er mit dem Jäger, mit dem Harfenmännlein, mit Flinte, Hirſchfänger und Patrontaſche, wie ſchlimm Chriſtlieb mit der Puppe angeführt worden. „Ach, rief die Frau von Brakel halb erzürnt, ihr einfältigen Kinder, ihr wißt nur nicht mit den ſchönen zierlichen Sachen umzugehen.“ Der Herr Thaddäus von Brakel, der Felixens Erzählung mit ſichtbarem Wohlgefallen angehört hatte, ſprach aber: Laſſe die Kinder nur gewähren, im Grunde genommen iſts mir recht lieb, daß ſie die fremdartigen Spielſachen die ſie nur verwirrten und beängſteten, los ſind. Weder

die Frau von Brakel noch die Kinder wußten, was der Herr von Brakel mit dieſen Worten eigentlich ſagen wollte.

Das fremde Kind.

Felix und Chriſtlieb waren in aller Frühe nach dem Walde gelaufen. Die Mutter hatte es ihnen eingeſchärft ja recht bald wiederzu⸗kommen, weil ſie nun viel mehr in der Stube ſitzen, und viel mehr ſchreiben und leſen müß⸗ten als ſonſt, damit ſie ſich nicht gar zu ſehr zu ſchämen brauchten vor dem Hofmeiſter der nun nächſtens kommen werde, deshalb ſprach Felix: Laß uns nun das Stündchen über, das wir draußen bleiben dürfen, recht tüchtig ſprin⸗gen und laufen! Sie begannen auch gleich ſich als Hund und Häschen herumzujagen, aber ſo wie dieſes Spiel, erregten auch alle übrigen Spiele die ſie anfingen nach wenigen Sekunden ihnen nur Ueberdruß und Lange⸗weile. Sie wußten ſelbſt gar nicht wie es denn nur kam, daß ihnen gerade heute tau⸗ſend ärgerliches Zeug geſchehen mußte. Bald flatterte Felixens Mütze vom Winde getrieben

ins Gebüſch, bald ſtrauchelte er nnd fiel auf die Naſe im beſten Rennen, bald blieb Chriſtlieb mit den Kleideru hängen am Dornſtrauch oder ſtieß ſich den Fuß am ſpitzen Stein, daß ſie laut aufſchreien mußte. Sie gaben bald alles Spielen auf, und ſchlichen mißmüthig durch den Wald. „Wir wollen nur in die Stube kriechen ſprach Felix, warf ſich aber, ſtatt weiter zu gehen, in den Schatten eines ſchönen Baums. Chriſtlieb folgte ſeinem Beiſpiel. Da ſaßen die Kinder nun voller Unmuth und ſtarrten ſtumm in den Boden hinein. „Ach, ſeufzete Chriſtlieb endlich leiſe, ach hätten wir doch noch die ſchönen Spielſachen!“ — Die würden, murrte Felix, die würden uns gar nichts nützen, wir müßten ſie doch nur wieder zerbrechen und verderben. Höre Chriſtlieb! — die Mutter hat doch wohl recht — die Spielſachen waren gut, aber wir wußten nur nicht damit umzugehen, und das kommt daher weil uns die Wiſſenſchaften fehlen. „Ach lieber Felix, rief Chriſtlieb, du haſt recht, könnten wir die Wiſſenſchaften ſo hübſch auswendig, wie der blanke Vetter und

die geputzte Muhme, ach da hätteſt du noch deinen Jäger, dein Harfenmännlein, da läg' meine ſchöne Puppe nicht im Ententeich! — wir ungeſchickten Dinger — ach wir haben keine Wiſſen chaften! uud damit fing Chriſtlieb an jämmerlich zu ſchluchzen und zu weinen und Felix ſtimmte mit ein und beide Kinder heulten und jammerten daß es im Walde wiedertönte, wir armen Kinder wir haben keine Wiſſenſchaften! Doch plötzlich hielten ſie inne und fragten voll Erſtaunen: Siehſt du's Chriſtlieb? — Hörſt du's Felix? — Aus dem tiefſten Schatten des dunkeln Gebüſches, das den Kindern gegenüber lag, blickte ein wunderſamer Schein, der wie ſanfter Mondesſtrahl über die vor Wonne zitternden Blätter gaukelte und durch das Säuſeln des Waldes ging ein ſüßes Getön, wie wenn der Wind über Harfen hinſtreift und im Liebkoſen die ſchlummernden Akkorde weckt. Den Kindern wurde ganz ſeltſam zu Muthe, aller Gram war von ihnen gewichen, aber die Thränen ſtanden ihnen in den Augen vor ſüßem nie gekanntem Weh. So wie lichter und lichter

der Schein durch das Gebüſch ſtrahlte, ſo wie lauter und lauter die wundervollen Töne erklangen, klopfte den Kindern höher das Herz, ſie ſtarrten hinein in den Glanz und ach! ſie gewahrten daß es das von der Sonne hell erleuchtete holde Antlitz des lieblichſten Kindes war, welches ihnen aus dem Gebüſch zulächelte und zuwinkte. „O komm doch nur zu uns — komm doch nur zu uns, du liebes Kind! ſo riefen beide, Chriſtlieb und Felix, indem ſie aufſprangen und voll unbeſchreiblicher Sehnſucht die Hände nach der holden Geſtalt ausſtreckten. „Ich komme — ich komme,“ rief es mit ſüßer Stimme aus dem Gebüſch und leicht wie vom ſäuſelnden Morgenwinde getragen ſchwebte das fremde Kind herüber zu Felix und Chriſtlieb.

Wie das fremde Kind mit Felix und Chriſtlieb ſpielte.

„Ich hab' Euch wohl aus der Ferne weinen und klagen gehört, ſprach das fremde Kind, und da hat es mir recht Leid um Euch gethan, was fehlt Euch denn liebe Kinder?

Ach wir wußten es ſelbſt nicht recht, erwie- derte Felix, aber nun iſt es mir ſo, als wenn nur Du uns gefehlt hätteſt, — Das iſt wahr, fiel Chriſtlieb ein, nun du bey uns biſt, ſind wir wieder froh! warum biſt du aber auch ſo lange ausgeblieben? — Beiden Kindern war es in der That ſo, als ob ſie ſchon lange das fremde Kind gekannt und mit ihm geſpielt hätten, und als ob ihr Unmuth nur daher gerührt hätte, daß der liebe Spielkamerad ſich nicht mehr blicken laſſen. „Spielſachen, ſprach Felix weiter, haben wir nun freilich gar nicht, denn ich einfältiger Junge habe geſtern die ſchönſten, die Vetter Pumphoſe mir geſchenkt hatte, ſchändlich verdorben und weg- geſchmiſſen, aber ſpielen wollen wir doch wohl. Ey Felix ſprach das fremde Kind, indem es laut auflachte, ey wie magſt du nur ſo ſpre- chen. Das Zeug das du weggeworfen haſt, das hat gewiß nicht viel getaugt, du ſo wie Chriſtlieb, ihr ſeid ja beide ganz umgeben von dem herrlichſten Spielzeuge, das man nur ſe- hen kann. Wo denn? — Wo denn? — rie- fen Chriſtlieb und Felix — Schaut doch um

euch, ſprach das fremde Kind. — Und Felix und Chriſtlieb gewahrten, wie aus dem dicken Graſe, aus dem wolligen Mooſe allerley herrliche Blumen wie mit glänzenden Augen hervorguckten, und dazwiſchen funkelten bunte Steiue und kryſtallne Muſcheln, und goldene Käferchen tanzten auf und nieder und ſummten leiſe Liedchen. — Nun wollen wir einen Pallaſt bauen, helft mir hübſch die Steine zuſammentragen! ſo rief das fremde Kind indem es zur Erde gebückt bunte Steine aufzuleſen begann. Chriſtlieb und Felix halfen, und das fremde Kind wußte ſo geſchickt die Steine zu fügen, daß ſich bald hohe Säulen erhoben, die in der Sonne funkelten wie polirtes Metall, und darüber wölbte ſich ein luftiges goldenes Dach. — Nun küßte das fremde Kind die Blumen die aus dem Boden hervorguckten, da rankten ſie im ſüßem Geliſpel in die Höhe und ſich in holder Liebe verſchlingend bildeten ſie duftende Bogengänge in denen die Kinder voll Wonne und Entzükken umherſprangen. Das fremde Kind klatſchte in die Hände, da ſumſte das goldene Dach

des Pallaſtes — Goldkäferchen hatten es mit ihren Flügeldecken gewölbt — auseinander und die Säulen zerfloſſen zum rieſelnden Silberbach, an deſſen Ufer ſich die bunten Blumen lagerten und bald neugierig in ſeine Wellen kuckten, bald ihre Häupter hin und her wiegend auf ſein kindiſches Plaudern horchten. Nun pflückte das fremde Kind Grashalme, und brach kleine Aeſtchen von den Bäumen die es hinſtreute vor Felix und Chriſtlieb. Aber aus den Grashalmen wurden bald die ſchönſten Puppen, die man nur ſehen konnte und aus den Aeſtchen kleine allerliebſte Jäger. Die Puppen tanzten um Chriſtlieb herum und ließen ſich von ihr auf den Schooß nehmen und lispelten mit feinen Stimmchen: ſey uns gut, ſey uns gut, liebe Chriſtlieb. Die Jäger tummelten ſich und klirrten mit den Büchſen und blieſen auf ihren Hörnern und riefen: Halloh! — Halloh! zur Jagd zur Jagd! — Da ſprangen Häschen aus den Büſchen und Hunde ihnen nach, und die Jäger knallten hinterdrein! — Das war eine Luſt — Alles verlor ſich wieder, Chriſtlieb und Felix riefen:

wo ſind die Puppen, wo ſind die Jäger. Das fremde Kind ſprach, o! die ſtehen euch Alle zu Gebote, die ſind jeden Augenblick bei Euch wenn ihr nur wollt, aber möchtet ihr nicht lieber jetzt ein bischen durch den Wald laufen? — Ach ja, Ach ja! riefen beide, Felix und Chriſtlieb. Da faßte das fremde Kind ſie bei den Händen und rief: Kommt, kommt! und damit ging es fort. Aber das war ja gar kein Laufen zu nennen! — Nein! Die Kinder ſchwebten im leichten Fluge durch Wald und Flur und die bunten Vögel flatterten laut ſingend und jubilirend um ſie her. Mit einem mahl ging es hoch — hoch in die Lüfte. „Guten Morgen Kinder! Guten Morgen Gevatter Felix! rief der Storch im Vorbeiſtreifen! Thut mir nichts, thut mir nichts — ich freß' Euer Täublein nicht! kreiſchte der Geyer, ſich in banger Scheu vor den Kindern durch die Lüfte ſchwingend — Felix jauchzte laut, aber der Chriſtlieb wurde bange. „Mir vergeht der Athem — ach ich falle wohl! ſo rief ſie und in demſelben Augenblick ließ ſich das fremde Kind mit den

Geſpielen nieder, und ſprach: nun ſinge ich Euch das Waldlied zum Abſchiede für heute, morgen komm ich wieder. Nun nahm das Kind ein kleines Waldhorn hervor, deſſen goldue Windungen heinahe anzuſehen waren, wie leuchtende Blumenkränze und begann darauf ſo herrlich zu blaſen, daß der ganze Wald wunderſam von den lieblichen Tönen wiederhallte, und dazu ſangen die Nachtigallen, die wie auf des Waldhorns Ruf herbeiflatterten und ſich dicht neben dem Kinde in die Zweige ſetzten, ihre herrlichſten Lieder. Aber plötzlich verhallten die Töne mehr und mehr und nur ein leiſes Säuſeln quoll aus den Gebüſchen, in die das fremde Kind hingeſchwunden. „Morgen — morgen kehr' ich wieder!“ ſo rief es aus weiter Ferne den Kindern zu, die nicht wußten wie ihnen geſchehen, denn ſolch innere Luſt hatten ſie nie empfunden. Ach wenn es doch nur ſchon wieder morgen wäre, ſo ſprachen beide, Felix und Chriſtlieb, indem ſie voller Haſt zu Hauſe liefen um den Eltern zu erzählen, was ſich im Walde begeben.

Was der Herr von Brakel und die Frau von Brakel zu dem fremden Kinde ſagten, und was ſich weiter mit demſelben begab.

„Beinahe möchte ich glauben, daß den Kindern das alles nur geträumt hat! So ſprach der Herr Thaddäus von Brakel zu ſeiner Gemahlin, als Felix und Chriſtlieb ganz erfüllt von dem fremden Kinde nicht aufhören konnten, ſein holdes Weſen, ſeinen anmuthigen Geſang, ſeine wunderbaren Spiele zu preiſen. „Denk ich aber wieder daran, fuhr Herr von Brakel fort, daß beide doch nicht auf einmahl und auf gleiche Weiſe geträumt haben können, ſo weiß ich am Ende ſelbſt nicht, was ich von dem Allen denken ſoll. „Zerbrich dir den Kopf nicht, o mein Gemahl!" erwiederte die Frau von Brakel, ich wette, das fremde Kind iſt niemand anders als Schulmeiſters Gottlieb aus dem benachbarten Dorfe. Der iſt herüber-gelaufen und hat den Kindern allerlei tolles Zeug in den Kopf geſetzt, aber das ſoll er künftig bleiben laſſen. Herr von Brakel war gar nicht der Meinung ſeiner Gemahlin, um indeſſen mehr hinter die eigentliche Bewandt-

niß der Sache zu kommen, wurden Felix und Chriſtlieb herbeigerufen und aufgefordert genau anzugeben, wie das Kind ausgeſehen habe und wie es gekleidet geweſen ſey. Rückſichts des Ausſeheus ſtimmten beide überein, daß das Kind ein lilienweißes Geſicht, roſenrothe Wangen, kirſchrothe Lippen, blauglänzendende Augen und goldgelocktes Haar habe, und ſo ſchön ſey, wie ſie es gar nicht ausſprechen könnten; in Anſehung der Kleider wußten ſie aber nur ſo viel, daß das Kind ganz gewiß nicht eine blaugeſtreifte Jacke, eben ſolche Hoſen und eine ſchwarz lederne Mütze trage, wie Schulmeiſters Gottlieb. Dagegen klang alles, was ſie über den Anzug des Kindes ungefähr zu ſagen vermochten, ganz fabelhaft und unklug. Chriſtlieb behauptete nämlich, das Kind trage ein wunderſchönes leichtes glänzendes Kleidchen von Roſenblättern; Felix meinte dagegen, das Kleid des Kindes funkle in hellem goldenen Grün wie Frühlingslaub im Sonnenſchein. Daß das Kind, fuhr Felix weiter fort, irgend einem Schulmeiſter angehören könne, daran ſey gar nicht zu den-

ken, denn zu gut verſtehe ſich der Knabe auf die Jägerei, ſtamme gewiß aus der Heimath aller Wald und Jagdluſt und werde der tüchtigſte Jägersmann werden, den es wohl gebe. „Ey Felix, unterbrach ihn Chriſtlieb, wie kannſt du nur ſagen, daß das kleine liebe Mädchen ein Jägersmann werden ſoll. Auf das Jagen mag ſie ſich auch wohl verſtehen, aber gewiß noch viel beſſer auf die Wirthſchaft im Hauſe, ſonſt hätte ſie mir nicht ſo hübſch die Puppen angekleidet und ſo ſchöne Schüſſeln bereitet!“ So hielt Felix das fremde Kind für einen Knaben, Chriſtlieb behauptete dagegen es ſey ein Mädchen und beide konnten darüber nicht einig werden. — Die Frau von Brakel ſagte, es lohnt gar nicht, daß man ſich mit den Kindern auf ſolche Narrheiten einläßt, der Herr von Brakel meinte dagegen: ich dürfte ja nur den Kindern nachgehen in den Wald und erlauſchen, was denn das für ein ſeltſames Wunderkind iſt, das mit ihnen ſpielt, aber es iſt mir ſo, als könnte ich den Kindern dadurch eine große Freude verderben und deshalb will ich es nicht thun.“ Andern

Tages, als Felix und Chriſtlieb zu gewöhnli-
cher Zeit in den Wald liefen, wartete das fremde Kind ſchon auf ſie, und wußte es geſtern herrliche Spiele zu beginnen, ſo ſchuf es vollends heute die anmuthigſten Wunder, ſo daß Felix und Chriſtlieb einmal über das andere vor Freude und Entzücken laut aufjauchzten. Luſtig und ſehr hübſch zugleich war es, daß das fremde Kind während des Spielens ſo zierlich und geſcheut mit den Bäumen, Gebüſchen, Blumen, mit dem Waldbach zu ſprechen wußte. Alle antworteten auch ſo vernehmlich, das Felix und Chriſtlieb alles verſtanden. Das fremde Kind rief ins Erlengebüſch hinein: Ihr ſchwatzhaftes Volk, was flüſtert und wiſpert ihr wieder untereinander? Da ſchüttelten ſtärker ſich die Zweige und lachten und liſpelten: Ha — ha ha — wir freuen uns über die artigen Dinge, die uns Freund Morgenwind heute zugeraunt hat, als er von den blauen Bergen vor den Sonnenſtrahlen daherrauſchte. Er brachte uns tauſend Grüße und Küſſe von der goldnen Königin und einige tüchtige Flügelſchläge voll

der

der ſüßeſten Düfte. „O ſchweigt doch, ſo unterbrachen die Blumen das Geſchwätz der Büſche, o ſchweigt doch von dem Flatterhaften der mit den Düften prahlt, die ſeine falſchen Liebkoſungen uns entlocken. Laßt die Gebüſche liſpeln und ſäuſeln, ihr Kinder, aber ſchaut uns an, horcht auf uns, wir lieben Euch gar zu ſehr und putzen uns heraus, mit den ſchönſten glänzendſten Farben Tag für Tag nur damit wir Euch recht gefallen. — Und lieben wir Euch denn nicht auch, ihr holden Blumen? So ſprach das fremde Kind, aber Chriſtlieb kniete zur Erde nieder und ſtreckte beide Aerme weit aus, als wollte ſie all' die herrlichen Blumen, die um ſie her ſproßten, umarmen, indem ſie rief: Ach ich lieb' Euch ja allzumal! — Felix ſprach: auch mir gefallt ihr wohl, in Euren glänzenden Kleidern, ihr Blumen, aber doch halt' ich es mit dem Grün, mit den Büſchen, mit den Bäumen, mit dem Walde, er muß Euch doch ſchützen und ſchirmen, ihr kleinen bunten Kindlein! Da ſauſte es in den hohen ſchwarzen Tannen: „Das iſt ein wahres Wort, du

tüchtiger Junge, und du mußt dich nicht vor uns fürchten, wenn der Gevatter Sturm daher gezogen kommt und wir ein bischen ungeſtüm mit dem groben Kerl zanken. „Ey, rief Felix, knarrt und ſtöhnt und ſauſet nur recht wacker, ihr grünen Rieſen, dann geht ja dem tüchtigen Jägersmann erſt das Herz recht auf.“ Da haſt du ganz Recht, ſo rauſchte und plätſcherte der Waldbach, da haſt du ganz Recht, aber wozu immer jagen, immer rennen im Sturm und im wilden Gebraus! — Kommt! ſezt euch fein ins Moos und hört mir zu. Von fernen fernen Landen aus tiefem Schacht komm ich her — ich will euch ſchöne Mährchen erzählen und immer was Neues, Well' auf Welle und immerfort und fort. Und die ſchönſten Bilder zeig' ich Euch, ſchaut mir nur recht ins blanke Spiegelantliz — duftiges Himmelblau — goldenes Gewölk — Buſch und Blum und Wald — Euch ſelbſt, ihr holden Kinder zieh ich liebend hinein tief in meinen Buſen! — „Felix, Chriſtlieb, ſo ſprach das fremde Kind, indem es mit wunderſamer Holdſeeligkeit um ſich

blickte, Felix, Chriſtlieb, o hört doch nur, wie alles uns liebt. Aber ſchon ſteigt das Abendroth auf hinter den Bergen und Nachtigall ruft mich nach Hauſe. „O laß uns noch ein bischen fliegen, bat Felix. „Aber nur nicht ſo ſehr hoch, da ſchwindelts mir gar zu ſehr, ſprach Chriſtlieb. Da faßte wie geſtern das fremde Kind beide, Felix und Chriſtlieb, bei den Händen und nun ſchwebten ſie auf im goldenen Purpur des Abendroths und das luſtige Volk der bunten Vögel ſchwärmte und lärmte um ſie her — das war ein Jauchzen und Jubeln! — In den glänzenden Wolken, wie in wogenden Flammen erblickte Felix die herrlichſten Schlöſſer von lauter Rubinen und andern funkelnden Edelſteinen: Schau o ſchau doch Chriſtlieb, rief er voll Entzücken, das ſind prächtige, prächtige Häuſer, nur tapfer laß uns fliegen, wir kommen gewiß hin. Chriſtlieb gewahrte auch die Schlöſſer und vergaß alle Furcht, indem ſie nicht mehr hinab, ſondern unverwandt in die Ferne blickte. „Das ſind meine lieben Luftſchlöſſer, ſprach das fremde Kind, aber hin-

kommen wir heute wohl nicht mehr! — Felix und Chriſtlieb waren wie im Traume und wußten ſelbſt nicht wie es geſchah, daß ſie unverſehens ſich zu Hauſe bei Vater und Mutter befanden.

Von der Heimath des fremden Kindes.

Das fremde Kind hatte auf dem anmuthigſten Platz im Walde zwiſchen ſäuſelndem Gebüſch, dem Bach unfern, ein überaus herrliches Gezelt von hohen ſchlanken Lilien, glühenden Roſen und bunten Tulipanen erbaut. Unter dieſem Gezelt ſaßen mit dem fremden Kinde Felix und Chriſtlieb und horchten darauf, was der Waldbach allerlei ſeltſames Zeug durcheinander plauderte. „Recht verſtehe ich doch nicht, fing Felix an, was der dort unten erzählt und es iſt mir ſo, als wenn du ſelbſt, mein lieber lieber Junge alles, was er nur ſo unverſtändlich murmelt, recht hübſch mir ſagen könnteſt. Ueberhaupt möcht' ich dich doch wohl fragen, wo du denn herkommſt und wo du immer ſo ſchnell hinverſchwindeſt,

daß wir ſelbſt niemals wiſſen wie das geſchieht? — „Weißt du wohl, liebes Mädchen, fiel Chriſtlieb ein, daß Mutter glaubt, du ſeyſt Schulmeiſters Gottlieb? „Schweig doch nur dummes Ding, rief Felix, Mutter hat den lieben Knaben niemals geſehen, ſonſt würde ſie gar nicht von Schulmeiſters Gottlieb geſprochen haben. — Aber nun ſage mir geſchwind, du lieber Junge, wo du wohnſt, damit wir zu dir ins Haus kommen können, zur Winterszeit, wenn es ſtürmt und ſchneit und im Walde nicht Steg nicht Weg zu finden iſt. „Ach ja! ſprach Chriſtlieb, nun mußt du uns fein ſagen, wo du zu Hauſe biſt, wer deine Aeltern ſind und hauptſächlich wie du denn eigentlich heißeſt. Das fremde Kind ſah ſehr ernſt, beinahe traurig vor ſich hin und ſeufzte recht aus tiefer Bruſt. Dann, nachdem es einige Augenblicke geſchwiegen, fing es an: Ach lieben Kinder, warum fragt ihr nach meiner Heimath? Iſt es denn nicht genug, daß ich tagtäglich zu Euch komme und mit Euch ſpiele? — Ich könnte Euch ſagen, daß ich dort hinter den blauen Ber-

gen, die wie krauſes, zackiges Nebelgewölk anzuſehen ſind, zu Hauſe bin, aber wenn ihr Tagelang und immer fort und fort laufen wolltet, bis ihr auf den Bergen ſtündet, ſo würdet ihr wieder eben ſo fern ein neues Gebürge ſchauen, hinter dem ihr meine Heimath ſuchen müßtet, und wenn ihr auch dieſes Gebürge erreicht hättet, würdet ihr wiederum ein neues erblicken, und ſo würde es Euch immer fort und fort gehen und ihr würdet niemals meine Heimath erreichen. „Ach, rief Chriſtlieb weinerlich aus, ach ſo wohnſt du wohl viele hundert hundert Meilen von uns und biſt nur zum Beſuch in unſerer Gegend? Sieh nur, liebe Chriſtlieb! fuhr das fremde Kind fort, wenn du dich recht herzlich nach mir ſehnſt, ſo bin ich gleich bei dir und bringe dir alle Spiele, alle Wunder aus meiner Heimath mit, und iſt denn das nicht eben ſo gut als ob wir in meiner Heimath ſelbſt zuſammen ſäßen und mit einander ſpielten? Das nun wohl eben nicht, ſprach Felix, denn ich glaube, daß deine Heimath ein gar herrlicher Ort ſein muß, ganz voll von den herrli-

chen Dingen, die du uns mitbringſt. Du magſt mir nun die Reiſe dahin ſo ſchwürig vorſtellen wie du willſt, ſo wie ich es nur vermag, mache ich mich doch auf den Weg. So durch Wälder ſtreichen und auf ganz wilden verwachſenen Pfaden, Gebürge erklettern, durch Bäche waren, über ſchroffes Geſtein und dornigt Geſtrüpp, das iſt ſo recht Waidmanns Sache — ich werd's ſchon durchführen. Das wirſt du auch, rief das fremde Kind, indem es freudig lachte, und wenn du es dir ſo recht feſt vornimmſt, dann iſt es ſo gut als hätteſt du es ſchon wirklich ausgeführt. Das Land, in dem ich wohne iſt in der That ſo ſchön und herrlich, wie ich es gar nicht zu beſchreiben vermag. Meine Mutter iſt es, die als Königin über dieſes Reich voller Glanz und Pracht herrſcht. — So biſt du ja ein Prinz, — So biſt du ja eine Prinzeſſin — riefen zu gleicher Zeit verwundert, ja beinahe erſchrokken, Felix und Chriſtlieb. „Allerdings, ſprach das fremde Kind. So wohnſt du wohl in einen ſchönen Pallaſt! fragte Felix weiter. Ja wohl, erwiederte das fremde Kind, noch viel

ſchöner iſt der Pallaſt meiner Mutter, als die glänzenden Schlöſſer die du in den Wolken geſchaut haſt, denn ſeine ſchlanken Säulen aus purem Kryſtall erheben ſich hoch — hoch hinein in das Himmelsblau das auf ihnen ruht wie ein weites Gewölbe. Unter dem ſegelt glänzendes Gewölk mit goldnem Schwingen hin und her und das purpurne Morgen- und Abendroth ſteigt auf und nieder und in klingenden Kreiſen tanzen die funkelnden Sterne. — Ihr habt, meine lieben Geſpielen, ja wohl ſchon von Feen gehört, die, wie es ſonſt kein Menſch vermag, die herrlichſten Wunder hervorrufen können, und ihr werdet es auch wohl ſchon gemerkt haben, daß meine Mutter nichts anders iſt, als eine Fee. Ja! das iſt ſie wirklich und zwar die mächtigſte die es giebt. Alles was auf der Erde webt und lebt hält ſie mit treuer Liebe umfangen doch zu ihrem innigen Schmerz wollen viele Menſchen gar nichts von ihr wiſſen. Vor allen liebt meine Mutter aber die Kinder und daher kommt es, daß die Feſte, die ſie in ihrem Reiche den Kindern bereitet, die ſchönſten

und herrlichſten ſind. Da geſchieht es denn wohl, daß ſchmucke Geiſter aus dem Hofſtaate meiner Mutter keck ſich durch die Wolken ſchwingen und von einem Ende des Pallaſtes bis zum andern einen in den ſchönſten Farben ſchimmernden Regenbogen ſpannen. Unter dem bauen ſie den Thron meiner Mutter aus lauter Diamanten, die aber ſo anzuſehen ſind und ſo herrlich duften wie Lilien Nelken und Roſen. So wie meine Mutter den Thron beſteigt, rühren die Geiſter ihre goldnen Harfen, ihre kryſtallenen Zimbeln und dazu ſingen die Kammerſänger meiner Mutter mit ſolch wunderbaren Stimmen, daß man vergehen möchte vor ſüßer Luſt. Dieſe Sänger ſind aber ſchöne Vögel, größer noch als Adler, mit ganz purpurnem Geſieder, wie ihr ſie wohl noch nie geſehen habt. Aber ſo wie die Muſik losgegangen, wird alles im Pallaſt, im Walde, im Garten laut und lebendig. Viele tauſend blank gepuzte Kinder tummeln ſich im Jauchzen und Jubeln umher. Bald jagen ſie ſich durch's Gebüſch und werfen ſich neckend mit Blumen, bald klettern ſie auf

ſchlanke Bäumchen und laſſen ſich vom Winde hin und her ſchaukeln, bald pflücken ſie goldglänzende Früchte, die ſo ſüß und herrlich ſchmecken wie ſonſt nichts auf der Erde, bald ſpielen ſie mit zahmen Rehen — mit andern ſchmucken Thieren, die ihnen aus dem Gebüſch entgegenſpringen; bald rennen ſie keck den Regenbogen auf und nieder oder beſteigen gar als kühne Reuter die ſchönen Gold-Faſanen, die ſich mit ihnen durch die glänzenden Wolken ſchwingen. „Ach das muß herrlich ſeyn, ach nimm uns mit in deine Heimath, wir wollen immer dort bleiben! — So riefen Felix und Chriſtlieb voll Entzücken, das fremde Kind ſprach aber: Mitnehmen nach meiner Heimath kann ich Euch in der That nicht, es iſt zu weit, ihr müßtet ſo gut und unermüdlich fliegen können wie ich ſelbſt. Felix und Chriſtlieb wurden ganz traurig und blickten ſchweigend zur Erde nieder.

Von dem böſen Miniſter am Hofe der Feen-Königin.

Ueberhaupt, fuhr das fremde Kind fort, überhaupt möchtet ihr Euch in meiner Heimath vielleicht gar nicht ſo gut befinden, als ihr es Euch nach meiner Erzählung vorſtellt. Ja der Aufenthalt könnte euch ſogar verderblich ſeyn. Manche Kinder vermögen nicht den Geſang der purpurrothen Vögel, ſo herrlich er auch iſt, zu ertragen, ſo daß er ihnen das Herz zerreißt, und ſie augenblicklich ſterben müſſen. Andere, die gar zu keck auf den Regenbogen rennen, gleiten aus und ſtürzen herab, und manche ſind ſogar albern genug im beſten Fliegen dem Goldfaſan der ſie trägt weh zu thun. Das nimmt denn der ſonſt friedliche Vogel dem dummen Kinde übel und reißt ihm mit ſeinem ſcharfen Schnabel die Bruſt auf, ſo daß es blutend aus dem Wolken herabfällt. Meine Mutter härmt ſich gar ſehr ab, wenn Kinder auf ſolche Weiſe, freilich durch ihre eigne Schuld, verunglücken. Gar zu gern wollte ſie, daß alle Kinder auf der ganzen Welt die Luſt ihres Reichs genießen möchten, aber wenn viele auch tüchtig fliegen

können, ſo ſind ſie nachher doch entweder zu keck oder zu furchſam und verurſachen ihr nur Sorge und Angſt. Eben deshalb erlaubt ſie mir, daß ich hinausfliegen aus meiner Heimath und tüchtigen Kindern allerley ſchöne Spielſachen daraus mitbringen darf, wie ich es denn auch mit Euch gemacht habe. „Ach, rief Chriſtlieb, ich könnte gewiß keinem ſchönem Vogel Leides thun, aber auf dem Regenbogen rennen möchte ich doch nicht. Das wäre, — fiel ihr Felix ins Wort, — das wäre nun gerade meine Sache und eben deshalb möchte ich zu deiner Mutter Königin. Kannſt du nicht einmahl den Regenbogen mitbringen? Nein, erwiederte das fremde Kind, das geht nicht an, und ich muß dir überhaupt ſagen, daß ich mich nur ganz heimlich zu Euch ſtehlen darf. Sonſt war ich überall ſicher als ſey ich bey meiner Mutter, und es war überhaupt ſo, als ſey überall ihr ſchönes Reich ausgebreitet, ſeit der Zeit aber daß ein arger Feind meiner Mutter, den ſie aus ihrem Reiche verbannt hat, wild umherſchwärmt, bin ich vor arger Nachſtellung

nicht geſchüzt. „Nun, rief Felix, indem er aufſprang und den Dornenſtock, den er ſich geſchnizt, in der Luft ſchwenkte, nun den wollt' ich denn doch ſehen, der dir hier Leides zufügen ſollte. Fürs erſte hätt' er es mit mir zu thun und denn rief ich Papa zu Hülſe, der ließe den Kerl einfangen und in den Thurm ſperren. „Ach, erwiederte das fremde Kind, ſo wenig der arge Feind in meiner Heimath mir etwas anthun kann, ſo gefährlich iſt er mir außerhalb derſelben, er iſt gar mächtig und wider ihn hilft nicht Stock nicht Thurm. Was iſt denn das für ein garſtig Ding, das dich ſo bange machen kann? fragte Chriſtlieb. Ich habe Euch geſagt, fing das fremde Kind an, daß meine Mutter eine mächtige Königin iſt, und ihr wißt, daß Köginnen ſo wie Könige einen Hofſtaat und Miniſter, um ſich haben. Ja wohl ſprach Felix, der Onkel Graf iſt ſelbſt ſolch' ein Miniſter, und trägt einen Stern auf der Bruſt. Deiner Mutter Miniſter tragen auch wohl recht funkelnde Sterne? Nein, erwiederte das fremde Kind, nein das eben nicht, denn die

mehrſten ſind ſelbſt ganz und gar funkelnde Sterne und andere tragen gar keine Röcke worauf ſich ſo etwas anbringen ließe. Daß ichs nur ſage, alle Miniſter meiner Mutter ſind mächtige Geiſter, die theils in der Luft ſchweben, theils in Feuerflammen, theils in den Gewäſſern wohnen, und überall das ausführen was meine Mutter ihnen gebietet. Es fand ſich vor langer Zeit ein fremder Geiſt bey uns ein, der nannte ſich Pepaſilio und behauptete, er ſey ein großer Gelehrter, er wiſſe mehr und würde größere Dinge bewirken als alle übrige. Meine Mutter nahm ihn in die Reihe ihrer Miniſter auf, aber bald entwickelte ſich immer mehr ſeine innere Tücke. Außerdem daß er alles was die übrigen Miniſter thaten, zu vernichten ſtrebte, ſo hatte er es vorzüglich darauf abgeſehen, die frohen Feſte der Kinder recht hämiſch zu verderben. Er hatte der Königin vorgeſpiegelt, daß er die Kinder erſt recht luſtig und geſcheut machen wollte, ſtatt deſſen hing er ſich centnerſchwer an den Schweif der Faſanen, ſo daß ſie ſich nicht aufſchwingen konnten, zog er

die Kinder wenn ſie auf Roſenbüſchen hinauf⸗geklettert, bey den Beinen herab, daß ſie ſich die Naſen blutig ſchlugen, zwang er die, wel⸗che luſtig laufen und ſpringen wollten, auf allen Vieren mit zur Erde gebeugtem Haupte herum zu kriechen. Den Sängern ſtopfte er allerlei ſchädliches Zeug in die Schnäbel, da⸗mit ſie nur nicht ſingen ſollten, denn Geſang konnte er nicht ausſtehen und die armen zah⸗men Thierchen wollte er ſtatt mit ihnen zu ſpielen auffreſſen, denn nur dazu, meinte er, wären ſie da. Das Abſcheulichſte war aber wohl, daß er mit Hülfe ſeiner Geſellen die ſchönen funkelnden Edelſteine des Pallaſtes, die bunt ſchimmernden Blumen, die Roſen und Lilienbüſche, ja ſelbſt den glänzenden Re⸗genbogen mit einem ekelhaften ſchwarzen Saft zu überziehn wußte, ſo daß alle Pracht ver⸗ſchwunden und alles todt und traurig anzuſe⸗hen war. Und wie er dies vollbracht, erhob er ein ſchallendes Gelächter und ſchrie, nun ſey erſt alles ſo wie es ſein ſolle, denn er habe es beſchrieben. Als er nun vollends er⸗klärte, daß er meine Mutter nicht als Köni⸗

ginn anerkenne, ſondern daß ihm allein die Herrſchaft gebühre, und ſich in der Geſtalt einer ungeheuren Fliege mit blitzenden Augen und vorgeſtrecktem ſcharfen Rüſſel empor ſchwang in abſcheulichem Summen und Brauſen auf den Thron meiner Mutter, da erkannte ſie ſo wie alle, daß der hämiſche Miniſter, der ſich unter dem ſchönen Nahmen Pepaſillo eingeſchlichen, niemand anders war, als der finſtere mürriſche Gnomen König Pepſer. Der Thörichte hatte aber die Kraft ſo wie die Tapferkeit ſeiner Geſellen viel zu hoch in Anſchlag gebracht. Die Miniſter des Luftdepartements umgaben die Königinn und fächelten ihr ſüße Düſte zu, indem die Miniſter des Feuerdepartements in Flammenwogen auf und nieder rauſchten und die Sänger, deren Schnäbel gereinigt, die volltönendſten Geſänge anſtimmten, ſo, daß die Königin den häßlichen Pepſer weder ſah noch hörte noch ſeinen vergifteten übelriechenden Athem ſpürte. In dem Augenblick auch faßte der Faſanenfürſt den böſen Pepſer mit dem leuchtenden Schnabel und drückte ihn ſo gewaltig

zu-

zuſammen, daß er vor Wuth und Schmerz laut aufkreiſchte, dann ließ er ihn aus der Höhe von dreitauſend Ellen zur Erde niederfallen. Er konnte ſich nicht regen noch bewegen, bis auf ſein wildes Geſchrei ſeine Muhme, die große blaue Kröte herbeikroch, ihn auf den Rücken nahm und nach Hauſe ſchleppte. Fünfhundert luſtige kecke Kinder erhielten tüchtige Fliegenklatſchen, mit denen ſie Pepſers häßliche Geſellen, die noch umherſchwärmten und die ſchönen Blumen verderben wollten, todtſchlugen. So wie nun Pepſer fort war, zerfloß der ſchwarze Saft womit er alles überzogen, von ſelbſt und bald blühete und glänzte und ſtrahlte alles ſo herrlich und ſchön wie zuvor. Ihr könnt denken, daß der garſtige Pepſer nun in meiner Mutter Reich nichts mehr vermag, aber er weiß, daß ich mich oft hinauswage und verfolgt mich raſtlos unter allerlei Geſtalten, ſo daß ich ärmſtes Kind oft auf der Flucht nicht weiß, wo ich mich hin verbergen ſoll, und darum, ihr lieben Geſpielen, entfliehe ich oft ſo ſchnell, daß ihr nicht ſpürt wo ich hinge-

kommen. Dabey muß es denn auch bleiben und wohl kann ich euch ſagen, daß, ſollte ich es auch unternehmen, mich mit Euch in meine Heimath zu ſchwingen, Pepſer uns gewiß aufpaſſen und uns todtmachen würde. Chriſtlieb weinte bitterlich über die Gefahr in der das fremde Kind immer ſchweben mußte. Felix meinte aber: iſt der garſtige Pepſer weiter nichts als eine große Fliege, ſo will ich ihm mit Papa's großer Fliegenklatſche ſchon zu Leibe gehn, und habe ich ihm eins tüchtig auf die Naſe verſetzt, ſo mag Muhme Kröte zuſehen wie ſie ihn nach Hauſe ſchleppt.

Wie der Hofmeiſter angekommen war und die Kinder ſich vor ihm fürchten.

In vollem Sprunge eilten Felix und Chriſtlieb nach Hauſe, in dem ſie unaufhörlich riefen: Ach das fremde Kind iſt ein ſchöner Prinz! — Ach das fremde Kind iſt eine ſchöne Prinzeſſin! Sie wollten das jauchzend den Eltern verkünden, aber wie zur Bildſäule erſtarrt blieben ſie in der Hausthüre ſtehen, als ihnen Herr Taddäus von Brakel

entgegentrat und an ſeiner Seite einen frem-
den verwunderlichen Mann hatte, der halb
vernehmlich in ſich hinein brummte: das ſind
mir ſaubere Rangen! — Das iſt der Herr
Hofmeiſter, ſprach Herr von Brakel indem er
den Mann bei der Hand ergriff, das iſt der
Herr Hofmeiſter, den Euch der gnädige Onkel
geſchickt hat. Grüßt ihn fein artig! — Aber
die Kinder ſahen den Mann von der Seite
an und konnten ſich nicht regen und bewegen.
Das kam daher, weil ſie ſolch eine wunderliche
Geſtalt noch niemals geſchaut. Der Mann
mochte kaum mehr als einen halben Kopf hö-
her seyn als Felix, dabei war er aber unter-
ſezt; nur ſtachen gegen den ſehr ſtarken breiten
Leib die kleinen ganz dünnen Spinnenbeinchen
ſeltſam ab. Der unförmliche Kopf war bei-
nahe viereckig zu nennen, und das Geſicht faſt
gar zu häßlich, denn außerdem, daß zu den
dicken braunrothen Backen und dem breiten
Maule die viel zu lange ſpitze Naſe gar nicht
paſſen wollte, ſo glänzten auch die kleinen her-
vorſtehenden Glasaugen ſo graulich, daß man
ihn gar nicht gern anſehen mochte. Uebrigens

hatte der Mann eine pechſchwarze Perücke auf den viereckigten Kopf geſtülpt, war auch von Kopf bis zu Fuß pechſchwarz gekleidet und hieß: Magiſter Tinte. Als nun die Kinder ſich nicht rückten und rührten, wurde die Frau von Brakel böſe uud rief: Potztauſend ihr Kinder, was iſt denn das? der Herr Magiſter wird Euch für ganz ungeſchliffene Bauernkinder halten müſſen. — Fort! gebt dem Herrn Magiſter fein die Hand!" Die Kinder ermannten ſich, und thaten was die Mutter befohlen, ſprangen aber, als der Magiſter ihre Hände faßte, mit dem lauten Schrei: O weh o weh! zurück. Der Magiſter lachte hell auf und zeigte eine heimlich in der Hand verſteckte Nadel vor, womit er die Kinder, als ſie ihm die Hände reichten, geſtochen. Chriſtlieb weinte, Felix aber grollte den Magiſter von der Seite an: Verſuche das nur noch einmal kleiner Dickbauch. — Warum thaten ſie das lieber Herr Magiſter Tinte, fragte etwas mißmüthig der Herr von Brakel. Der Magiſter erwiederte: Das iſt nun einmal ſo meine Art, ich kann davon gar nicht

laſſen. Und dabei ſtemmte er beide Hände in die Seite und lachte immer fort, welches aber zuletzt ſo widerlich klang wie der Ton einer verdorbenen Schnarre. „Sie ſcheinen ein ſpaßhafter Mann zu ſein, lieber Herr Magiſter Tinte, ſprach der Herr von Brakel, aber ihm ſowohl als der Frau von Brakel, vorzüglich den Kindern, wurde ganz unheimlich zu Muthe. „Nun nun, rief der Magiſter, wie ſtehts denn mit den kleinen Krabben, ſchon tüchtig in den Wiſſenſchaften vorgerückt? — Wollen doch gleich ſehen." Damit fing er an, den Felix und die Chriſtlieb ſo zu fragen, wie es der Onkel Graf mit ſeinen Kindern gethan. Als nun aber beide verſicherten, daß ſie die Wiſſenſchaften noch gar nicht auswendig wüßten, da ſchlug der Magiſter Tinte die Hände über den Kopf zuſammen daß es klatſchte, und ſchrie wie beſeſſen: Das iſt was ſchönes! — keine Wiſſenſchaften. — Das wird Arbeit geben! Wollens aber ſchon kriegen!! Felix, ſo wie Chriſtlieb, beide ſchrieben eine ſaubere Handſchrift, und wußten aus manchen alten Büchern die ihnen der Herr von Brakel in die Hände gab und

die ſie ämſig laſen, manche ſchöne Geſchichte zu erzählen, das achtete aber der Magiſter Tinte für gar nichts, ſondern meinte, das alles wäre nur dummes Zeug. — Ach! nun war an kein in den Wald laufen mehr zu denken! — Statt deſſen mußten die Kinder beinahe den ganzen Tag zwiſchen den vier Wänden ſitzen und den Magiſter Tinte Dinge nachplappern die ſie nicht verſtanden. Es war ein wahres Herzeleid! — Mit welchen ſehnſuchtsvollen Blicken ſchauten ſie nach dem Walde! Oft war es ihnen, als hörten ſie mitten unter den luſtigen Liedern der Vögel, im Rauſchen der Bäume, des fremden Kindes ſüße Stimme rufen: Wo ſeid ihr denn, Felix — Chriſtlieb — ihr lieben Kinder! wo ſeid ihr denn! wollt ihr nicht mehr mit mir ſpielen! — Kommt doch nur! — ich habe Euch einen ſchönen Blumenpallaſt gebaut — da ſetzen wir uns hinein und ich ſchenk' Euch die herrlichſten bunteſten Steine — und dann ſchwingen wir uns auf in die Wolken und bauen ſelbſt funkelnde Luftſchlöſſer! — Kommt doch! Kommt doch nur!" Darüber

wurden die Kinder mit allen ihren Gedanken ganz hingezogen nach dem Walde, und ſahen und hörten nicht mehr auf den Magiſter. Der wurde aber denn ganz zornig, ſchlug mit beiden Fäuſten auf den Tiſch und brummte und ſummte und ſchnarrte und knarrte: Pim — Sim — Prr — Srrr — Knurr — Krrr — Was iſt das! aufgepaßt!“ Felix hielt das aber nicht lange aus, er ſprang auf und rief: laß mich los mit deinem dummen Zeuge, Herr Magiſter Tinte, fort will ich in den Wald — ſuch' dir den Vetter Pumphoſe, das iſt was für den! — Komm Chriſtlieb, das fremde Kind wartet ſchon auf uns. — Damit ging es fort, aber der Magiſter Tinte ſprang mit ungemeiner Behendigkeit hinten her und erfaßte die Kinder dicht vor der Hausthüre. Felix wehrte ſich tapfer und der Magiſter Tinte war im Begriff zu unterliegen, da dem Felix der treue Sultan zu Hülfe geeilt war. Sultan, ſonſt ein frommer geſitteter Hund, hatte gleich vom erſten Augenblick an einen entſchiedenen Abſcheu gegen den Magiſter Tinte bewieſen. So wie dieſer

ihm nur nahe kam, knurrte er, und ſchlug mit dem Schweif ſo heftig um ſich, daß er den Magiſter, den er geſchickt an die dünnen Beinchen zu treffen wußte, beinahe umgeſchmiſſen hätte. Sultan ſprang hinzu und packte den Magiſter, der Felix bey beiden Schultern hielt, ohne Umſtände beym Rockkragen. Der Magiſter Tinte erhob ein klägliches Geſchrei, auf das Herr Thaddäus von Brakel ſchnell hinzueilte. Der Magiſter ließ ab von Felix, Sultan von dem Magiſter. „Ach wir ſollen nicht mehr in den Wald, klagte Chriſtlieb, indem ſie bitterlich weinte. So ſehr auch der Herr von Brakel den Felix ausſchalt, thaten ihm doch die Kinder leid, die nicht mehr in Flur und Hain herumſchwärmen ſollten. Der Magiſter Tinte mußte ſich dazu verſtehen, täglich mit den Kindern den Wald zu beſuchen. Es ging ihm ſchwer ein. „Hätten ſie nur, Herr von Brakel, ſprach er, einen vernünftigen Garten mit Buchsbaum und Staketen am Hauſe, ſo könnte man in der Mittagsſtunde mit den Kindern ſpazieren gehen, was in aller Welt

ſollen wir aber in dem wilden Walde? — Die Kinder waren auch ganz unzufrieden und die ſprachen nun wieder: was ſoll nns der Magiſter Tinte in unſerm lieben Walde? —

Wie die Kinder mit dem Herrn Magiſter Tinte im Walde ſpazieren gingen und was ſich dabey zutrug.

Nun? — gefällt es dir nicht in unſerm Walde Herr Magiſter? So fragte Felix den Magiſter Tinte, als ſie daher zogen durch das rauſchende Gebüſch. Der Magiſter Tinte zog aber ein ſaures Geſicht und rief: Dummes Zeug, hier iſt kein ordentlicher Steg und Weg, man zerreißt ſich nur die Strümpfe und kann vor dem häßlichen Gekreiſch der dummen Vögel gar kein vernünftiges Wort ſprechen. „Haha, Herr Magiſter, ſprach Felix, ich merk' es ſchon, du verſtehſt dich nicht auf den Geſang und hörſt es auch wohl gar nicht einmahl, wenn der Morgenwind mit den Büſchen plaudert und der alte Waldbach ſchöne Mährchen erzählt. Und, fiel Chriſtlieb dem Felix ins Wort, ſag es nur

Herr Magiſter, du liebſt auch wohl nicht die Blumen? Da wurde der Herr Magiſter noch kirſchbrauner im Antlitz als er ſchon von Natur war, er ſchlug mit den Händen um ſich und ſchrie ganz erbost: Was ſprecht ihr da für tolles albernes Zeug? — wer hat Euch die Narrheiten in den Kopf geſezt? das fehlte noch, daß Wälder und Bäche dreiſt genug wären ſich in vernünftige Geſpräche zu miſchen und mit dem Geſange der Vögel iſt es auch nichts; Blumen lieb' ich wohl wenn ſie fein in Töpfe geſteckt ſind und in der Stube ſtehen, dann duften ſie und man erſpart das Räucherwerk. Doch im Walde wachſen ja gar keine Blumen. „Aber Herr Magiſter, rief Chriſtlieb, ſiehſt du denn nicht die lieben Mayblümchen die dich recht mit hellen freundlichen Augen ankucken? Was was, ſchrie der Magiſter — Blumen? Augen? — ha ha ha — ſchöne Augen — ſchöne Augen! Die nichtsnutzigen Dinger riechen nicht einmahl!“ — Und damit bückte ſich der Magiſter Tinte zur Erde nieder, riß einen ganzen Strauß Mayblümchen ſammt den Wurzeln heraus

und warf ihn fort ins Gebüſch. Den Kindern war es, als ginge in dem Augenblick ein wehmüthiger Klagelaut durch den Wald; Chriſtlieb mußte bitterlich weinen, Felix biß unmuthig die Zähne zuſammen. Da geſchah es daß ein kleiner Zeiſig dem Magiſter Tinte dicht bey der Naſe vorbeyflatterte, ſich dann auf einen Zweig ſezte und ein luſtiges Liedchen anſtimmte. Ich glaube gar, ſprach der Magiſter, ich glaube gar das iſt ein Spottvogel? Und damit nahm er einen Stein von der Erde auf, warf ihn nach den Zeiſig und traf den armen Vogel, daß er zum Tode verſtummt von dem grünen Zweige herabfiel. Nun konnte Felix ſich gar nicht mehr halten. „Ey du abſcheulicher Herr Magiſter Tinte, rief er ganz erboßt, was hat dir der arme Vogel gethan daß du ihn todtſchmeißeſt? — O wo biſt du denn, du holdes fremdes Kind, o komm doch nur, laß uns weit weit fortfliegen, ich mag nicht mehr bey dem garſtigen Menſchen ſeyn; ich will fort nach deiner Heimath! — Und mit vollem Schluchzen und Weinen ſtimmte Chriſtlieb ein: O du

liebes holdes Kind, komm doch nur, komm doch nur zu uns, Ach! Ach! — rette uns — rette uns, der Herr Magiſter Tinte macht uns ja todt wie die Blumen und Vögel! — „Was iſt das mit dem fremden Kinde, rief der Magiſter. Aber in dem Augenblick ſäuſelte es ſtärker im Gebüſch und in dem Säuſeln erklangen wehmüthige herzzerſchneidende Töne, wie von dumpfen in weiter Ferne angeſchlagenen Glocken. — In einem leuchtenden Gewölk das ſich herabließ wurde das holde Antlitz des fremden Kindes ſichtbar — dann ſchwebte es ganz hervor, aber es rang die kleinen Händchen, und Thränen rannen wie glänzende Perlen aus den holden Augen über die roſigten Wangen. „Ach, jammerte das fremde Kind, ach ihr lieben Geſpielen, ich kann nicht mehr zu Euch kommen — ihr werdet mich nicht wiederſehen — lebt wohl! lebt wohl! — Der Gnome Pepſer hat ſich Eurer bemächtigt, o ihr armen Kinder, lebt wohl — lebt wohl! — Und damit ſchwang ſich das fremde Kind hoch in die Lüfte. Aber hinter den Kindern brummte und ſummte

und knarrte und ſchnarrte es auf entſetzliche grauſige Weiſe. Der Magiſter Tinte hatte ſich umgeſtaltet in eine große ſcheusliche Fliege, und recht abſcheulich war es, daß er dabey doch noch ein menſchliches Geſicht, und ſogar auch einige Kleidungsſtücke behalten. Er ſchwebte langſam und ſchwerfällig auf, offenbar um das fremde Kind zu verfolgen. Von Entſetzen und Graus erfaßt rannte Felix und Chriſtlieb fort aus dem Walde. Erſt auf der Wieſe wagten ſie empor zu ſchauen. Sie wurden einen glänzenden Punkt in den Wolken gewahr, der wie ein Stern funkelte und herabzuſchweben ſchien. „Das iſt das fremde Kind, rief Chriſtlieb. Immer größer wurde der Stern und dabey hörten ſie ein Klingen wie von ſchmetternden Trompeten. Bald konnten ſie nun erkennen, daß der Stern ein ſchöner in gleißendem Goldgefieder prangender Vogel war, der, die mächtigen Flügel ſchüttelnd und laut ſingend, ſich auf den Wald herabſenkte. Ha, ſchrie Felix, das iſt der Faſanenfürſt, der beißt den Herrn Magiſter Tinte todt — ha ha, das fremde Kind iſt geborgen und wir ſind

es auch! — Komm Chriſtlieb — ſchnell laß uns nach Hauſe laufen und dem Papa erzählen was ſich zugetragen.

Wie der Herr von Brakel den Magiſter Tinte fortjagte.

Der Herr von Brakel und die Frau von Brakel beide ſaßen vor der Thüre ihres kleinen Hauſes, und ſchauten in das Abendroth, das ſchon hinter den blauen Bergen in goldenen Strahlen aufzuſchimmern begann. Vor ihnen ſtand auf einen kleinen Tiſch das Abendeſſen aufgetragen, das aus nichts anderem als einem tüchtigen Napf voll herrlicher Milch und einer Schüſſel mit Butterbrödten beſtand. „Ich weiß nicht, fing der Herr von Brakel an, ich weiß nicht, wo der Magiſter Tinte ſo lange mit den Kindern ausbleibt. Erſt hat er ſich geſperrt und durchaus nicht in den Wald gehen wollen, und jetzt kommt er gar nicht wieder heraus. Ueberhaupt iſt das ein ganz wunderlicher Mann der Herr Magiſter Tinte und es iſt mir beinahe ſo, als ſey es beſſer

geweſen, er wäre ganz davon geblieben. Daß er gleich anfangs die Kinder ſo heimtückiſch ſtach, das hat mir gar nicht gefallen, und mit ſeinen Wiſſenſchaften mag es auch nicht weit her ſeyn, denn allerlei ſeltſame Wörter und unverſtändliches Zeug plappert er her und weiß was der Großmogul für Kamaſchen trägt; kommt er aber heraus, ſo vermag er nicht die Linde vom Kaſtanienbaum zu unterſcheiden und hat ſich überhaupt ganz albern und abgeſchmackt. Die Kinder können unmöglich Reſpekt vor ihm haben. „Mir geht es, erwiederte die Frau von Brakel, mir geht es ganz wie dir lieber Mann! So ſehr es mich freute, daß der Herr Vetter ſich unſerer Kinder annehmen wollte, ſo ſehr bin ich jetzt davon überzeugt, daß das auf andere und beſſere Weiſe hätte geſchehen können, als daß er uns den Herrn Magiſter Tinte über den Hals ſchickte. Wie es mit ſeinen Wiſſenſchaften ſtehen mag, das weiß ich nicht, aber ſo viel iſt gewiß, daß das kleine ſchwarze dicke Männlein mit den kleinen dünnen Beinchen mir immer mehr und mehr zuwider wird. Vorzüg-

lich iſt es garſtig, daß der Magiſter ſo ent-ſetzlich naſchhaftig iſt. Keine Neige Bier oder Milch kann er ſtehen ſehen, ohne ſich darüber her zu machen, merkt er nun vollends den ge-öffneten Zuckerkaſten, ſo iſt er gleich bei der Hand und ſchnuppert und naſcht ſo lange an dem Zucker, bis ich ihm den Deckel vor der Naſe zuſchlage; dann iſt er auf und davon, und ärgert ſich und brummt und ſummt ganz ſeltſam und fatal." Der Herr von Brakel wollte fortfahren im Geſpräch, als Felix und Chriſtlieb in vollem Rennen durch die Birken kamen. „Heyſa! — heyſa! — ſchrie Felix unaufhörlich, heyſa heyſa! der Faſanenfürſt hat den Herrn Magiſter Tinte todtgebiſſen! Ach — Ach Mama, rief Chriſtlieb athemlos, ach! — der Herr Magiſter Tinte iſt kein Herr Magiſter, das iſt der Gnomen-König Pepſer, eigentlich aber eine abſcheuliche große Fliege, die eine Perücke trägt, und Schuhe und Strümpfe." Die Aeltern ſtaunten die Kinder an, die nun ganz aufgeregt und erhizt durch-einander von dem fremden Kinde, von ſeiner Mutter der Feen-Königin, von dem Gnomen-

König

König Pepſer und von dem Kampf des Faſanenfürſten mit ihm erzählten. „Wer hat Euch denn die tollen Dinge in den Kopf geſezt, habt ihr geträumt oder was geſchah ſonſt mit Euch?“ So fragte Herr von Brakel einmahl über das andere; aber die Kinder blieben dabey, daß ſich alles ſo zugetragen wie ſie es erzählten, und daß der häßliche Pepſer der ſich für den Herrn Magiſter Tinte fälſchlich ausgegeben, todt im Walde liegen müſſe. Die Frau von Brakel ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen und rief ganz traurig, Ach Kinder, Kinder, was ſoll aus Euch werden, wenn Euch ſolche entſezliche Dinge in den Sinn kommen und ihr Euch davon nichts ausreden laſſen wollt! — Aber der Herr von Brakel wurde ſehr nachdenklich und ernſthaft. „Felix du biſt nun ſchon ein ganz verſtändiger Junge, und ich kann es dir wohl ſagen, daß auch mir der Herr Magiſter Tinte von Anfang an ganz ſeltſam und verwunderlich vorgekommen iſt. Ja es ſchien mir oft, als habe es mit ihm eine beſondere Bewandtniß und er ſey gar nicht ſo wie andere

Magiſter. Noch mehr! — ich ſowohl als die Mutter, beide ſind wir mit dem Herrn Magiſter Tinte nicht ganz zufrieden, die Mutter vorzüglich, weil er ein Naſchmaul iſt, alle Süßigkeiten beſchnuppert und dabey ſo häßlich brummt und ſummt, er wird daher auch wohl nicht lange bey uns bleiben können. Aber nun, lieber Junge, beſinne dich einmahl, geſezt auch, es gebe ſolche garſtige Dinger wie Gnomen seyn ſollen wirklich in der Welt, beſinne dich einmahl ob ein Herr Magiſter wohl eine Fliege ſeyn kann? — Felix ſchaute dem Herrn von Brakel mit ſeinen blauen klaren Augen ernſthaft ins Geſicht. Der Herr von Brakel wiederholte die Frage: Sag' mein Junge! kann wohl ein Herr Magiſter eine Fliege ſein? Da ſprach Felix: Ich habe ſonſt nie daran gedacht, und hätte es auch wohl nicht geglaubt wenn mir es nicht das fremde Kind geſagt, und ich es mit eigenen Augen geſehen hätte, daß Pepſer eine garſtige Fliege iſt und ſich nur für den Magiſter Tinte ausgegeben hat. — Und Vater, fuhr Felix weiter fort, als Herr von Brakel

wie einer, der vor Verwunderung gar nicht weiß was er ſagen ſoll, ſtillſchweigend den Kopf ſchüttelte, und Vater, ſage, hat dir der Herr Magiſter Tinte ſelbſt nicht einmahl entdeckt daß er eine Fliege ſey? — habe ich's denn nicht ſelbſt gehört, daß er dir hier vor der Thüre ſagte, er ſey auf der Schule eine muntre Fliege geweſen? Nun was man einmahl iſt, das muß man, denk ich, auch bleiben. Und daß der Herr Magiſter, wie die Mutter zugeſteht ſo ein Naſchmaul iſt und an allem Süßen ſchnuppert, nun Vater! wie machen's denn die Fliegen anders? und das häßliche Summen und Brummen. „Schweig, rief der Herr von Brakel ganz erzürnt, mag der Herr Magiſter Tinte ſeyn was er will, aber ſo viel iſt gewiß, daß der Faſanenfürſt ihn nicht todtgebiſſen hat, denn dort kommt er eben aus dem Walde! Auf dieſes Wort ſchrien die Kinder laut auf und flüchteten ins Haus hinein. In der That kam der Magiſter Tinte den Birken-Gang herauf, aber ganz verwildert mit funkelnden Augen, zerzauſter Perücke im abſcheulichen Sumſen und Brummen

ſprang er von einer Seite zur andern hoch auf und prallte mit dem Kopf gegen die Bäume an, daß man es krachen hörte. So herangekommen, ſtürzte er ſich ſofort in den Napf, daß die Milch überſtrömte die er einſchlürfte mit widrigem Rauſchen. „Aber um tauſend Gotteswillen, Herr Magiſter Tinte, was treiben ſie? rief die Frau von Brakel. Sind Sie toll geworden, Herr Magiſter, plagt ſie der böſe Feind? ſchrie der Herr von Brakel. Aber alles nicht achtend ſchwang ſich der Magiſter aus dem Milchnapf, ſezte ſich auf die Butterbrödte hin, ſchüttelte die Rockſchöße und wußte mit den dünnen Beinchen geſchickt darüber hinzufahren und ſie glatt zu ſtreichen und zu fälteln. Dann ſtärker ſummend ſchwang er ſich gegen die Thüre, aber er konnte nicht hineinfinden ins Haus, ſondern ſchwankte wie betrunken hin und her und ſchlug gegen die Fenſtern an, daß es klirrte und ſchwirrte. „Ha Patron,“ rief der Herr von Brakel, das ſind dumme unnütze Streiche, wart' das ſoll dir übel bekommen. Er ſuchte den Magiſter bei dem Rockſchoß zu haſchen,

der wußte ihm aber geſchickt zu entgehen. Da ſprang Felix aus dem Hauſe mit der gro⸗ ßen Fliegenklatſche in der Hand, die er dem Vater gab. „Nimm Vater, nimm,“ rief er, ſchlag ihn todt den häßlichen Pepſer. Der Herr von Brakel ergriff auch wirklich die Flie⸗ genklatſche, und nun ging es her hinter dem Herrn Magiſter. Felix, Chriſtlieb die Frau von Brakel hatten die Servietten vom Tiſche genommen und ſchwangen ſie, den Magiſter hin und hertreibend, in den Lüften, während Herr von Brakel unaufhörlich Schläge gegen ihn führte die leider nicht trafen, weil der Magiſter ſich hütete auch nur einen Augen⸗ blick zu ruhen. Und wilder uud wilder wurde die tolle Jagd — Summ — Summ — Simm — Simm — Trrr — Trrr — ſtürmte der Magiſter auf und nieder — und Klipp — Klapp fielen hageldichter des Herrn von Bra⸗ kels Schläge und huß — huß — hezten Felix, Chriſtlieb und die Frau von Brakel den Feind. Endlich gelang es dem Herrn von Brakel den Magiſter am Rockſchoß zu treffen. Aechzend ſtürzte er zu Boden aber in dem Augenblick

daß der Herr von Brakel ihn mit einem zwei‑ten Schlage treffen wollte, ſchwang er ſich mit erneuter doppelter Kraft in die Höhe, ſtürmte ſauſend und brauſend nach den Birken hin und ließ ſich nicht wieder ſehen. „Gut daß wir den fatalen Herrn Magiſter Tinte los ſind sprach der Herr von Brakel, über meine Schwelle ſoll er nicht wieder kommen. „Nein das ſoll er nicht, fiel die Frau von Brakel ein, Hof‑meiſter mit ſolchen abſcheulichen Sitten kön‑nen nur Unheil ſtiften, da wo ſie Gutes wir‑ken ſollen. — Prahlt mit den Wiſſenſchaften und ſpringt in den Milchnapf! — Das nenne ich mir einen ſchönen Magiſter! — Aber die Kinder jauchzten und jubelten und riefen: Heyſa — Papa hat den Herrn Magiſter Tinte mit der Fliegenklatſche eins auf die Naſe verſetzt und da hat er Reißaus genom‑men! — Heyſa — heyſa! —

Was ſich weiter im Walde begab, nachdem der Magiſter Tinte fortgejagt worden.

Felix und Chriſtlieb athmeten frei auf, als ſei ihnen eine ſchwere drückende Laſt vom Herzen genommen. Vor allem dachten ſie aber daran, daß nun, da der häßliche Pepſer von dannen geflohen, das fremde Kind gewiß wiederkehren und ſo wie ſonſt mit ihnen ſpielen würde. Ganz erfüllt von freudiger Hoffnung gingen ſie in den Wald; aber es war alles ſtill und wie verödet drin, kein luſtiges Lied von Fink und Zeiſig ließ ſich hören und ſtatt des fröhlichen Rauſchens der Gebüſche, ſtatt des frohen tönenden Wogens der Waldbäche wehten angſtvolle Seufzer durch die Lüfte. Nur bleiche Strahlen warf die Sonne durch den dunſtigen Himmel. Bald thürmte ſich ein ſchwarzes Gewölk auf, der Sturm heulte, der Donner begann in der Ferne zürnend zu murmeln, die hohen Tannen dröhnten und krachten. Chriſtlieb ſchloß ſich zitternd und zagend an Felix an; der ſprach aber:

Was fürchteſt du dich ſo, Chriſtlieb, es zieht ein Wetter auf, wir müſſen machen, daß wir nach Hauſe kommen. Sie fingen an zu laufen, doch wußten ſie ſelbſt nicht wie es geſchah, daß ſie ſtatt aus dem Walde herauszukommen immer tiefer hineingeriethen. Es wurde finſterer und finſterer, dicke Regentropfen fielen herab und Blitze fuhren ziſchend hin und her! — Die Kinder ſtanden an einem dicken dichten Geſtrüpp, „Chriſtlieb, ſprach Felix, laß uns hier ein bischen unten ducken, nicht lange kann das Wetter dauern. Chriſtlieb weinte vor Angſt, that aber doch was Felix geheißen. Aber kaum hatten ſie ſich hin geſetzt in das dicke Gebüſch, als es dicht hinter ihnen mit häßlich knarrenden Stimmen ſprach: Dumme Dinger! — einfältig Volk — habt uns verachtet — habt nicht gewußt was ihr mit uns anfangen ſollt, nun könnt ihr ſitzen ohne Spielſachen ihr einfältigen Dinger!“ Felix ſchaute ſich um und es wurde ihm ganz unheimlich zu Muthe, wie er den Jäger und den Harfenmann erblickte, die ſich aus dem Geſtrüpp, wo er ſie hinein-

geworfen, erhoben, ihn mit todten Augen anſtarrten und mit den kleinen Händchen herumfochten und handthierten. Dazu griff der Harfenmann in die Saiten, daß es widrig zwitſcherte und klirrte, und der Jägersmann legte gar die kleine Flinte auf Felix an. Dazu krächzten beide: Wart — Wart du Junge, du Mädel, wir ſind die gehorſamen Zöglinge des Herrn Magiſter Tinte, gleich wird er hier ſein und da wollen wir Euch euren Troz ſchon eintränken! — Entſezt, des Regens der nun herabſtrömte, der krachenden Donnerſchläge, des Sturms der mit dumpfen Brauſen durch die Tannen fuhr, nicht achtend, rannten die Kinder von dannen und geriethen an das Ufer des großen Teichs der den Wald begränzte. Aber kaum waren ſie hier, als ſich aus dem Schilf Chriſtliebs große Puppe, die Felix hineingeworfen, erhob und mit häßlicher Stimme quäkte: dumme Dinger, einfältig Volk — habt mich verachtet — habt nicht gewußt was ihr mit mir anfangen ſollt, nun könnt ihr ſizen ohne Spielſachen, ihr einfältigen Dinger; Wart' wart' du Junge,

du Mädel ich bin der gehorſame Zögling des Herrn Magiſter Tinte, gleich wird er hier ſein und da werden wir Euch euren Trotz ſchon eintränken! — Und dann ſpritzte die häßliche Puppe den armen Kindern, die ſchon vom Regen ganz durchnäßt waren, ganze Ströme Waſſer ins Geſicht. Felix konnte dieſen entſetzlichen Spuk nicht vertragen, die arme Chriſtlieb war halb todt, aufs neue rannten ſie davon, aber bald mitten im Walde ſanken ſie vor Angſt und Erſchöpfung nieder. Da ſummte und brauſte es hinter ihnen. „Der Magiſter Tinte kommt, ſchrie Felix, aber in dem Augenblick vergingen ihm auch ſo wie der armen Chriſtlieb die Sinne. Als ſie wieder aus tiefem Schlafe erwachten, befanden ſie ſich auf einem weichen Moosſitz. Das Wetter war vorüber, die Sonne ſchien hell und freundlich und die Regentropfen hingen wie funkelnde Edelſteine an den glänzenden Büſchen und Bäumen. Hoch verwunderten ſich die Kinder darüber, daß ihre Kleider ganz trocken waren und ſie gar nichts von der Kälte und Näſſe ſpürten. „Ach, rief Felix indem er

beide Aerme hoch in die Lüfte emporſtreckte: Ach das fremde Kind hat uns beſchüzt! Und nun riefen beide, Felix und Chriſtlieb, laut, daß es im Walde wiedertönte: Ach du liebes Kind, komme doch nur wieder zu uns, wir ſehnen uns ja ſo herzlich nach dir, wir können ja ohne dich gar nicht leben! — Es ſchien auch, als wenn ein heller Strahl durch die Gebüſche funkelte von dem berührt die Blumen ihre Häupter erhoben; aber riefen auch wehmüthiger die Kinder nach dem holden Geſpielen, nichts ließ ſich weiter ſehen. Traurig ſchlichen ſie nach Hauſe, wo die Aeltern, nicht wenig wegen des Ungewitters um ſie bekümmert, ſie mit voller Freude empfingen. Der Herr von Brakel ſprach: Es iſt nur gut, daß ihr da ſeid, ich muß geſtehen, daß ich fürchtete, der Herr Magiſter Tinte ſchwärme noch im Walde umher, und ſey Euch auf der Spur. Felix erzählte alles, was ſich im Walde begeben. „Das ſind tolle Einbildungen, rief die Frau von Brakel, wenn Euch draußen im Walde ſolch verrücktes Zeug träumt ſollt ihr gar nicht mehr hingehen, ſondern im-

Hauſe bleiben.“ Das geſchah denn nun freilich nicht, denn wenn die Kinder baten: Liebe Mutter laß' uns ein bischen in den Wald laufen, ſo ſprach die Frau von Brakel: Geht nur, geht und kommt hübſch verſtändig zurück. Es geſchah aber, daß die Kinder in kurzer Zeit ſelbſt gar nicht mehr in den Wald gehen mochten. Ach! — das fremde Kind ließ ſich nicht ſehen und ſo wie Felix und Chriſtlieb ſich nur tiefer ins Gebüſch wagten oder ſich dem Ententeich nahten, ſo wurden ſie von dem Jäger, dem Harfenmännlein, der Puppe ausgehöhnt: Dumme Dinger, einfältig Volk nun könnt ihr ſitzen ohne Spielzeug — habt nichts mit uns artigen gebildeten Leuten anzufangen gewußt — dumme Dinger, einfältig Volk!“ — Das war gar nicht auszuhalten, die Kinder blieben lieber im Hauſe.

Beſchluß.

Ich weiß nicht, ſprach der Herr Thaddäus von Brakel eines Tages zu der Frau von Brakel, ich weiß nicht, wie mir ſeit einigen

Tagen ſo ſeltſam und wunderlich zu Muthe iſt. Beinahe möchte ich glauben, daß der böſe Magiſter Tinte mir es angethan hat, denn ſeit dem Augenblick, als ich ihm eins mit der Fliegenklatſche verſezte und ihn forttrieb, liegt es mir in allen Gliedern wie Blei.“ In der That wurde auch der Herr von Brakel mit jedem Tage matter und bläſſer. Er durchſtrich nicht mehr wie ſonſt die Flur, er polterte und wirthſchaftete nicht mehr im Hauſe umher, ſondern ſaß ſtundenlang in tiefe Gedanken verſenkt und dann ließ er ſich von Felix und Chriſtlieb erzählen wie es ſich mit dem fremden Kinde begeben. Sprachen die denn nun recht mit vollem Eifer von den herrlichen Wundern des fremden Kindes, von dem prächtigen glänzenden Reiche, wo es zu Hauſe, dann lächelte er wehmüthig und die Thränen traten ihm in die Augen. Darüber konnten ſich Felix und Chriſtlieb aber gar nicht zufrieden geben, daß das fremde Kind nun davon bleibe und ſie der Quälerei der häßlichen Puppen im Gebüſch und im Ententeiche bloß ſtelle, weshalb ſie gar nicht mehr ſich in den Wald

wagen möchten. „Kommt, meine Kinder, wir wollen zuſammen in den Wald gehen, die böſen Zöglinge des Herrn Magiſter Tinte ſollen Euch keinen Schaden thun! So ſprach an einem ſchönen hellen Morgen der Herr von Brakel zu Felix und Chriſtlieb, nahm ſie bey der Hand und ging mit ihnen in den Wald, der heute mehr als jemahls voller Glanz, Wohlgeruch nnd Geſang war. Als ſie ſich ins weiche Gras und duftenden Blumen gelagert hatten, fing der Herr von Brakel in folgender Art an: Ihr lieben Kind:r, es liegt mir recht am Herzen und ich kann es nun gar nicht mehr aufſchieben Euch zu ſagen, daß ich eben ſo gut wie ihr das holde fremde Kind, das Euch hier im Walde ſo viel Herrliches ſchauen ließ, kannte. Als ich ſo alt war wie ihr, hat es mich ſo wie Euch beſucht und die wunderbarſten Spiele geſpielt. Wie es mich dann verlaſſen hat, darauf kann ich mich gar nicht beſinnen und es iſt mir ganz unerklärlich, wie ich das holde Kind ſo ganz und gar vergeſſen konnte, daß ich, als ihr mir von ſeiner Erſcheinung erzähltet, gar nicht

daran glaubte; wiewohl ich oftmals die Wahrheit davon leiſe ahnte. Seit einigen Tagen gedenke ich aber ſo lebhaft meiner ſchönen Jugendzeit wie ich es ſeit vielen Jahren gar nicht vermochte. Da iſt denn auch das holde Zauberkind ſo glänzend und herrlich wie ihr es geſchaut habt, mir in den Sinn gekommen und dieſelbe Sehnſucht von der ihr ergriffen, erfüllt meine Bruſt, aber ſie wird mir das Herz zerreißen! — Ich fühl' es, daß ich zum leztenmahl hier unter dieſen ſchönen Bäumen und Büſchen ſitze, ich werde Euch bald verlaſſen ihr Kinder! — Haltet, wenn ich todt bin, nur recht feſt an dem holden Kinde! — Felix und Chriſtlieb waren außer ſich vor Schmerz, ſie weinten und jammerten und riefen laut: Nein Vater — nein Vater, du wirſt nicht ſterben, du wirſt nicht ſterben, du wirſt noch lange lange bey uns bleiben und ſo wie wir mit dem fremden Kinde ſpielen! — Aber Tages darauf lag der Herr von Brakel ſchon krank im Bette. Es erſchien ein langer hagerer Mann der dem Herrn von Brakel an dem Puls fühlte und darauf ſprach:

das wird ſich geben! Es gab ſich aber nicht, ſondern der Herr von Brakel war am dritten Tage todt. Ach wie jammerte die Frau von Brakel, wie rangen die Kinder die Hände, wie ſchrien ſie laut: Ach unſer Vater — unſer lieber Vater! — Bald darauf als die vier Bauern von Brakelheim ihren Herrn zu Grabe getragen hatten, erſchienen ein paar häßliche Männer im Hauſe, die beinahe ausſahen wie der Magiſter Tinte. Die erklärten der Frau von Brakel, daß ſie das ganze Gütchen und alles im Hauſe in Beſchlag nehmen müßten, weil der verſtorbene Herr Thaddäus von Brakel das alles und noch vielmehr dem Herrn Grafen Cyprianus von Brakel ſchuldig geworden ſey, der nun das Seinige zurückverlange. So war denn nun die Frau von Brakel bettelarm geworden und mußte das ſchöne Dörfchen Brakelheim verlaſſen. Sie wollte zu einem Verwandten hin der nicht fern wohnte, und ſchnürte daher ein kleines Bündelchen mit der wenigen Wäſche und den geringen Kleidungsſtücken die man

ihr

ihr gelaſſen, Felix und Chriſtlieb mußten ein gleiches thun, und ſo zogen ſie unter vielen Thränen fort aus dem Hauſe. Schon hörten ſie das ungeſtüme Rauſchen des Waldſtroms über deſſen Brücke ſie wollten, als die Frau von Brakel vor bitterm Schmerz ohnmächtig zu Boden ſank. Da fielen Felix und Chriſtlieb auf die Knie nieder und ſchluchzten und jammerten: O wir armen unglücklichen Kinder! nimmt ſich denn keiner unſers Elends an? In dem Augenblick war es, als werde das ferne Rauſchen des Waldſtroms zu lieblicher Muſik, das Gebüſch rührte ſich in ahnungsvollem Säuſeln — und bald ſtrahlte der ganze Wald in wunderbarem funkelnden Feuer. Das fremde Kind trat aus dem ſüßduftenden Laube hervor, aber von ſolchem blendenden Glanz umfloſſen, daß Felix und Chriſtlieb die Augen ſchließen mußten. Da

fühlten ſie ſich ſanft berührt und des fremden Kindes holde Stimme ſprach: O klagt nicht ſo, ihr meine lieben Geſpielen! Lieb' ich Euch denn nicht mehr? Kann ich Euch denn wohl verlaſſen? Nein! — ſeht ihr mich auch nicht mit leiblichen Augen, ſo umſchwebe ich Euch doch beſtändig und helfe Euch mit meiner Macht, daß ihr froh und glücklich werden ſollet immerdar. Behaltet mich uur treu im Herzen, wie ihr es bis jezt gethan, dann vermag der böſe Pepſer und kein anderer Widerſacher etwas über Euch! — liebt mich nur ſtets recht treulich! „O das wollen wir, das wollen wir! riefen Felix und Chriſtlieb, wir lieben dich ja mit ganzer Seele. Als ſie die Augen wieder aufzuſchlagen vermochten, war das fremde Kind verſchwunden, aber aller Schmerz war von ihnen gewichen und ſie empfanden die Wonne des Himmels, die in

ihrem Innerſten aufgegangen. Die Frau von Brakel richtete ſich nun auch langſam empor und ſprach: Kinder! ich habe Euch im Traum geſehen, wie ihr wie in lauter funkelndem Golde ſtandet und dieſer Anblick hat mich auf wunderbare Weiſe erfreut und getröſtet. Das Entzücken ſtrahlte in der Kinder Augen, glänzte auf ihren hochrothen Wangen. Sie erzählten wie eben das fremde Kind bey ihnen geweſen ſey und ſie getröſtet habe; da ſprach die Mutter: ich weiß nicht, warum ich heute an Euer Mährchen glauben muß, und warum dabey ſo aller Schmerz, alle Sorgen von mir weichen. Laßt uns nun getroſt weiter gehen. Sie wurden von dem Verwandten freundlich aufgenommen, dann kam es wie das fremde Kind es verheißen. Alles was Felix und Chriſtlieb unternahmen, gerieth ſo überaus wohl, daß ſie ſammt ihrer Mutter

froh und glücklich wurden und noch in ſpäter Zeit ſpielten ſie in ſüßen Träumen mit dem fremden Kinde, das nicht aufhörte, ihnen die lieblichſten Wunder ſeiner Heimath mitzubringen.

Es iſt wahr, ſprach Ottmar, als Lothar geendet hatte, es iſt wahr, Dein fremdes Kind iſt ein reineres Kindermährchen als Dein Nußknacker, aber verzeih mir, einige verdammte Schnörkel, deren tieferen Sinn das Kind nicht zu ahnen vermag, haſt Du doch nicht weglaßen können.

Das kleine Teufelchen, rief Sylveſter das wie ein zahmes Eichhörnlein unſerm Lothar auf der Schulter ſitzt, kenne ich noch von Alters her. Er kann ſein Ohr doch nun einmal

nicht verſchließen den ſeltſamen Sachen die das Ding ihm zuraunt!

Wenigſtens, nahm Cyprian das Wort, ſollte Lothar, unternimmt er es, Mährchen zu ſchreiben, doch ſich nur ja des Titels: Kinder-Mährchen enthalten! — Vielleicht: Mährchen für kleine und große Kinder!

Oder, nahm Vinzenz das Wort, Mährchen für Kinder und für die, die es nicht ſind, ſo kann die ganze Welt ungeſcheut ſich mit dem Buche abgeben und jeder dabei denken was er will. — Alle lachten und Lothar ſchwur in komiſchen Zorn, daß da die Freunde ihn nun einmal verloren gäben, er ſich im nächſten Mährchen rückſichtslos aller fantaſtiſchen Tollheit überlaßen wolle.

Die Mitternachtsſtunde hatte geſchlagen. Die Freunde wechſelſeitig angeregt durch allen Ernſt, durch allen Scherz, der heute vorgekommen, ſchieden in der gemüthlichſten Stimmung.

Ende des zweiten Bandes.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hoffmann, E. T. A.,

Die Serapions-Brüder gesammelte Erzählungen und Mährchen

Bd.: Zweiter Band

Berlin 1819

Res/P.o.germ. 641 n-2

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10924907-2